. angl.
410 nd
2
[Stewart]
GESCHE

Lord Dacre von Gilsland.

Von

M. Elisabeth Stuart.

Aus dem Englischen

von

Hofrath Dr. V. F. L. Petri.

Zweiter Theil.

Braunschweig,

Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock.

1845.

Neuester belletristischer Verlag
der
Hof-Buchhandlung von Eduard Leibrock
in Braunschweig.

☞ Sämmtliche Werke sind in großem Octavformat auf starkem Velinpapier mit neuer sehr scharfen und deutlichen Schrift gedruckt und elegant geheftet.

Strathern,
oder:
Freier auf Reisen.
Von
der Gräfin Blessington.
Aus dem Englischen
von
Hofrath Dr. V. F. L. Petri
4 Bde. 8. 1845.

Cyril Thornton.
von
William Napier.
Nach dem Englischen
von
Wilhelm du Roi.
3 Bde. 8. 1844.

Meredith.
Von
der Gräfin Blessington.
Aus dem Englischen
von
Hofrath Dr. V. F. L. Petri.
3 Bde. 8. 844.

Freund oder Feind?
Von
Mistreß Pickering.
Aus dem Englischen
von
Hofrath Dr. V. F. L. Petri.
3 Bde. 8. 1844.

Wittwen und Wittwer.
Von
Mistreß Thomson.
Aus dem Englischen
von
Wilhelm du Roi.
3 Bde. 8. 1844.

Armand,
Marquis von Autremont.
Eine romantisch histor. Erzählung aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft Englands u Frankreichs.
Von
J. Satori. (Neumann.)
3 Bde. 8. 1844.

Lord Dacre von Gilsland.

Von

M. Elisabeth Stuart.

Aus dem Englischen

von

Hofrath Dr. V. F. L. Petri.

Zweiter Theil.

Braunschweig,

Verlag der Hof-Buchhandlung von Eduard Leibrock.

1845.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Es giebt nichts Herrlicheres in der Natur als einen schönen Herbstmorgen, mit seinem glänzenden, aber nicht schwülen Sonnenlichte, mit dem frischen, belebenden Lufthauche — während die Felder mit ihrem goldenen, reiche Fülle für das kommende Jahr verheißenden Erndtesegen prangen und die Bäume in den Obstgärten unter der Last der Früchte sich beugen — und mit den lebhaften Farben der letzten Blumen des Jahres. Selbst wenn das Jahr zu Ende gehet, wenn die reifen Garben auf den Kornböden sich sammeln, die Früchte von den Zweigen genommen werden und düstere Nebel über dem See und an den Haselstauden hängen, wenn die Blätter im Walde sich verringert haben und das leichte Wehen des Windes, unter dem Fuße des Wanderers, sie vertrocknet und röthet — auch dann ist der Herbst noch lieblich in seiner melancholischen Anmuth. So dachte ein Reisender, welcher ohne Begleitung durch den

Wald von Needwood, in Staffordshire, ritt, als er zuweilen, durch eine lange Arkade der halb von Blättern entblößten Zweige hindurch, einen entfernten Schimmer von dem reißenden Gewässer der Done erblickte, oder, nachdem der Morgendunst von den kräftigern Sonnenstrahlen verscheucht war, die hübsche, jedoch noch weit entfernte Stadt Tutbury entdeckte, mit den von der langen Zeit zerstörten Thürmen ihres alten Schlosses, welche von der Spitze eines Hügels düster auf sie herabsahen.

Zu den Seiten des Reisenden sah man alle die Schönheiten einer Wald-Scene, Aeste von hohen stattlichen Bäumen, deren bunte Färbungen, roth, purpurn und gelb, in prachtvoller Mischung zusammenschmolzen und einen Contrast bildeten mit dem dunkeln Grün der langen Epheu-Gewinde, welche ihre Stämme umschlangen und zuweilen auch ihre Ranken von einem Zweige zum andern führten. Ferner war da eine Durchsicht, wo man das schöne Done-Thal, mit Hütten und Häusern besäet, erblicken konnte, von denen sich die letztern durch ihre hohen phantastischen Schornsteine und spitzen Giebel und alle die Sonderbarkeiten der Architektur, wodurch das Zeitalter sich auszeichnete, bemerkbar machten, während in weiter Ferne ein blauer wellenförmig sich bewegender Streif am äußersten Horizont, die Hügel von Derbyshire

andeutete. Auch bildeten grasweiche lichte Stellen, Ecken und Thäler schöne Abwechselungen in dem Walde, während das niedere Gesträuch mit einer Menge von herbstlichen Beeren und Blumen bedeckt war. Und es waren nicht bloß die leblosen Schönheiten der Natur, die man hier sah, auch die Stimme der Amsel ließ sich noch von den Zweigen hören, und das Rothwild, welches der Wald im Ueberfluß enthielt, schoß oft, von dem Schall der Pferdehufen aufgeschreckt, schnell, wie der Blitz, über den Pfad des Reisenden.

Aber weder der Triller der Amsel, noch die von den jetzt hellglänzenden Sonnenstrahlen vergoldeten Naturschönheiten, vermochten auf lange Zeit jenen Reisenden von seinen angstvollen Gedanken zu befreien; etwas mehr als bloße körperliche Ermüdung war auf seiner schönen Stirn ausgedrückt. Auch das wiederholte Zusammenpressen der Lippen zeugte von der ganzen Bitterkeit eines schweren Seelenleidens! Der Reisende war jedoch die ganze lange Nacht hindurch geritten und hätte wohl vor bloßer Ermattung zusammensinken können — wann aber hatte der edle, der hochherzige Leonhard Dacre je den Verlust eigner Behaglichkeit bedauert? Und wer vermag den Lauf seiner fiebernden Gedanken zu verfolgen? Beschäftigten sie sich nur mit den Gefahren, welche der schönen königlichen Gefangenen, deren langwierige Haft

er binnen Kurzem zu beenden hoffte, noch drohen konnten? Er hegte große Hoffnungen zu ihrem Besten, und sein dunkles Auge glühete und sein Lächeln wurde weniger ernst, wann er sich diese so schwer gekränkte Frau wieder auf ihren angestammten Thron erhöht dachte. Von Zeit zu Zeit aber schlüpfte vor der reizenden Gestalt der befreieten Marie noch eine andere ebenso schöne Gestalt hindurch, mit blassen Wangen und kummervoller Stirn, und die Hände ringend, wie es schien, um Gnade oder Schutz zu erflehen. Ach, vergebens suchte er, wenn das liebliche Gesicht von Gertrude Harding, in ihrem Leid und ihrer Verlassenheit, vor dem geistigen Auge des Lord Dacre erschien, vergebens suchte er dann das traurige Bild zu verscheuchen, sich den edlen Norden und sein Versprechen zurückzurufen, oder zu hoffen, daß sein Schutz hinreichen würde, sie gegen die Umtriebe oder Gewaltthaten von Leicester sicherzustellen. Schon einmal hatte John Harding sich das Mißfallen dieses unverschämtesten aller Günstlinge am Hofe zugezogen, und es war Lord Dacre gelungen, den ehrlichen Kaufmann vor den schlimmsten Wirkungen von des Grafen Zorn zu schützen; da jetzt aber Niemand in der Nähe war, der ihn vor der Raubgier Leicester's hätte bewahren können, wie leicht war es da für den letztern, Gertrud und ihren alten Vater augenblicklich in ein gemeinschaft-

liches Verderben zu stürzen. Nachdem er die Königin Maria gesehen, nachdem er diesen dringenden und wichtigsten Theil seiner Aufgabe erfüllt hätte, und wann er sich wieder in den Hallen seiner Väter, von seinen tapfern Vasallen umgeben, befände — dann, beschloß Leonhard, wollte er einen zuverlässigen Boten nach London schicken, um, wenn noch kein Unglück ihnen zugestoßen wäre, den Bürgersmann und seine schöne Tochter zu bitten, daß sie so schnell als möglich den größern Theil ihrer Habseligkeiten einpacken und sich dann in größter Eile unter den Schutz einer von seinen Burgen begeben möchten; denn Lord Dacre wußte wohl, daß sie nicht darauf rechnen könnten, daß es ihnen je in London wieder nach Wunsch gehen würde, wenn seine Besorgnisse in Bezug auf Leicester begründet waren.

In solche Gedanken versunken, war Lord Dacre von der ersten Morgendämmerung an immer fortgeritten, ohne bis jetzt darauf zu achten, daß er seit dem ersten Schimmer des Tageslichts nicht weit von sich auf seinem Wege einen Gefährten hatte. Jetzt jedoch erregte der Hufschlag eines andern Pferdes als dessen, welches er ritt, seine Aufmerksamkeit, und als er sich umsah, begegnete sein Blick denen des Reiters, welcher darauf sein Roß in Trab setzte und rasch an ihm vorbeiritt. Dieser Mensch schien auf seinem Sattel von hoher

und robuster Gestalt zu sein, er trug einen sehr großen tief ins Gesicht gedrückten Filzhut, und da der Kragen seines weiten Mantels den untern Theil seines Antlitzes vollkommen verhüllte, so konnte Lord Dacre Nichts als den hinterlistigen Blick seiner Augen entdecken. Es lag Etwas in diesen Augen, was, einmal gesehen, nicht leicht wieder zu vergessen war, und Lord Dacre dachte an den Räuber Miles, mit welchem er in Heinrich Willoughton's Hause in Charing so heftig an einander gerathen war. Schon der verzweifelte Charakter dieses Menschen allein würde ihn zu keinem angenehmen Reisegefährten gemacht haben, aber es fuhr auch sogleich dem Lord Dacre der Verdacht durch den Kopf, daß er entweder zum Spion, seine Schritte zu verfolgen, gedungen sei, oder mit einer von den vielen organisirten Räuberbanden in Verbindung stehe, welche damals das Land unsicher machten.

Miles zeigte seinerseits keine Neigung, den Reisenden zu belästigen, indem er ihm nur beim Vorüberreiten einen finstern Blick zuwarf, mit einem Ausdruck, welcher anzudeuten schien, daß er ihn recht wohl wiedererkannt habe. Der Weg, welchen sie verfolgten, war in der That nur durch den Wald gebrochen, dessen Bäume eine Strecke weit weggehauen waren; und zuweilen ging von dem Hauptwege ein schmaler, sich schlängelnder

Seitenpfad ab, welcher zu einer gähnenden Schlucht oder einem verschlungenen Dickicht führte, wo eine gewaltsame That ganz sicher hätte ausgeführt werden können.

Das Pferd, welches Miles ritt, ein plumpes Thier von stahlgrauer Farbe, schien nur wenig im Stande zu sein, seine eigne Last und die seines Reiters, bei dem schnellen Schritte, wozu es eben erst angetrieben war, zu tragen; als es daher etwa funfzig Ellen vor Lord Dacre voraus war, ließ es wieder die Ohren hängen und schien in der That nahe daran, völlig gelähmt zusammenzustürzen. Vergebens wandte Miles sowohl Reitpeitsche, als Sporen an; das arme Geschöpf, welches offenbar übermäßig angestrengt war, blieb noch immer bei demselben müden, schwerfälligen Schritte. In diesem Augenblicke ließ sich ein durchdringendes, sonderbares Pfeifen im Walde hören, Miles stand sogleich von seinem Versuche, das Pferd weiter zu treiben, ab, und als das Pfeifen wiederholt wurde, antwortete er mit einem von ähnlicher Art. Unmittelbar darauf erscholl ein Krachen zwischen den Zweigen, und Lord Dacre bemerkte, wie zwei Leute aus dem Dickicht hervorkamen und auf den Räuber mit traulicher Begrüßung zugingen. Ihr Aeußeres hatte ebenso wenig wie das von Miles selbst etwas Einnehmendes. Ihr Anzug war von dem Gestrüpp zerrissen und von dem Wetter stark mitgenommen;

ein jeder von ihnen war mit einem Säbel und einem Karabiner bewaffnet, und Pistolen steckten in den ledernen Gürteln um ihren Leib. Bei ihrem Erscheinen stieg Miles ab und stand, indem er sein Pferd am Zügel hielt, gerade vor ihm auf dem Wege, welchen Lord Dacre nothwendig einschlagen mußte. Da er ihre Absichten vermuthete, setzte er, als er ihnen näher kam, sein Roß in schnellern Trab, und diese Vorsicht war auch gar nicht unnütz; denn Einer von der Kavalkade griff, als er vorbeiritt, nach seinem Zügel und legte, als er diesen nicht hatte fassen können, sogleich mit seinem Karabiner an. Indessen seine Geistesgegenwart verließ den Lord Dacre nicht, und nachdem er sein Pferd in Galopp gesetzt hatte, bückte er sich, und die Kugel fuhr in den Stamm einer alten, schon halb abgestorbenen Eiche. Ein Ausruf des Aergers ließ sich unter den Räubern hören; da man aber in diesem Augenblicke das Geräusch von andern rasch herankommenden Pferden vernahm, so sah Lord Dacre, als er sich, bereit, mit einem Pistol in der Hand, noch einen zweiten Angriff abzuwehren, umwandte, Miles und seine Gefährten in das Gebüsch stürzen.

Die neuen Ankömmlinge kamen rasch heran und begrüßten den Lord Dacre sehr höflich bei ihrem Herannahen. Sie bestanden aus einem jungen Manne, der etwa dreiundzwanzig Jahr alt

sein mochte, und einem Bedienten, etwas älter als sein Herr. Der Anzug des Reiters war glänzend, sein Reitermantel, den er mit einer Art von affectirter Nachlässigkeit über den linken Arm geworfen hatte, war von veilchenblauem Tuche, und sein Wamms schwarz und orangegelb, mit silbernen Litzen besetzt; während der schwarze, orangegelb gesprenkelte Federbusch, welcher auf seinem Hute saß, indem er von dem frischen Morgenwinde hin und her gewehet wurde, wohlgeformte und viel Offenheit, ja selbst Fröhlichkeit ausdrückende Gesichtszüge erblicken ließ.

„Gehet Euer Weg nach der guten Stadt Tutbury, edler Herr?" fragte er, als in die Nähe des Lords Dacre kam.

„Ja wohl, mein Herr!" — erwiederte der Edelmann.

„Dann wollen wir, geneigter Fremdling," sagte der junge Mann, „wenn es Euch recht ist, bis dahin einander Gesellschaft leisten. Ich bin so frei, zu gestehen, daß ich gern Gesellschaft habe und das Alleinreiten mir nicht behagt; und — mit schuldiger Ehrerbietung sei es gesagt — die Zeiten, in welchen wir leben, sind einsamen Reisenden eben nicht günstig. Ich möchte mir fast herausnehmen, zu behaupten, daß eine solche Gesellschaft, wie die, von welcher Ihr Euch jetzt eben trenntet, noch weniger angenehm wäre als die meinige!"

„Ich muß Euch, edler Fremdling," antwortete Lord Dacre, „nothwendigerweise mein Vergnügen über Euer gelegenes Erscheinen ausdrücken, ohne welches es wohl etwas schwieriger für mich gewesen sein würde, die von Euch genannte Gesellschaft mir vom Halse zu schaffen."

Mit diesen Worten spornte er sein Roß an die Seite des Unbekannten, und in wechselseitigem Gespräche näherten sie sich der Stadt Tutbury. Der junge Mann sprach mit der Leichtigkeit eines Menschen, der in guter Gesellschaft gelebt hat, und mit der edlen Dreistigkeit der Jugend. Von dieser Dreistigkeit war vielleicht sogar etwas zuviel in seinen Worten, und der Lord Dacre seufzte bei dem Gedanken, wie leicht sich in diesen schlimmen Zeiten ein jugendliches Herz verrathen, wie ein in der Hitze des Augenblicks geredetes unüberlegtes Wort den, der es gesagt hatte, ins Verderben stürzen könnte. Er gerieth sogar in Versuchung, den jungen Mann zu warnen, daß er sich nicht so frei über die unruhigen Zeiten äußern möchte, jedoch ein feines Zartgefühl, welches Andern wehe zu thun fürchtete, hielt ihn davon ab.

Sie ritten nun die Hauptstraße von Tutbury hinunter; diese Stadt war längst von der Bedeutung zurückgekommen, welche sie einst besaß, als ihr Schloß der Gemahlin Johann's von Gent Constanze von Castilien, zur Wohnung diente. —

Heinrich der Siebente hatte sie zwar zuweilen besucht, wenn er Vergnügen fand, in dem naheliegenden Walde von Needwood zu jagen; nach seiner Regierung aber war Tutbury wieder in Vergessenheit gesunken, und es hatte seit dieser Zeit kein königliches Haupt in seinen Mauern gesehen, bis es zum Gefängniß der unglücklichen Maria gemacht wurde. Die Stadt war reinlich und in gutem Stande erhalten; viele von den Häusern waren, selbst bis zu den spitzen Giebeln hinauf, mit Epheu bedeckt; und die an den schmalen Fenstern funkelnden Sonnenstrahlen contrastirten auf angenehme Weise mit den grünen Blättern. Der junge Fremde lud jetzt den Lord Dacre sehr höflich ein, daß er sich mit ihm nach dem ersten Gasthofe begeben möchte, um dort mit ihm ein Frühstück einzunehmen. Aber Leonhard Dacre wollte, weder, um auszuruhen noch um sich zu erquicken, einen Augenblick Zeit verlieren, ehe er nicht für die Erreichung des Hauptzwecks seiner Reise gesorge hätte. Nachdem er sich daher bei dem jungen Manne bedankt hatte, nahm er von ihm Abschied, empfahl ihm aber noch, mit leisem und freundlichen Tone, unter gewöhnlichen Leuten sich des gerechten Tadels über den gegenwärtigen Zustand der Dinge, dem er sich so eben hingegeben hatte, zu enthalten. Das Blut stieg dem Jüngling bei dieser Er=

mahnung, obgleich sie in sehr artige Ausdrücke gefaßt war, ins Gesicht.

„Mein lieber Herr!“ antwortete er, „Ihr müßt mich nicht gerade für einen Einfaltspinsel halten, der gegen jeden gemeinen Bauer oder plumpen Bürger, der ihm zufälligerweise in den Weg kommt, sich frei äußert; es liegt etwas in Eurem Benehmen, was Euer edles Blut und den achtbaren Charakter verräth, worauf ich mich völlig verlassen könnte, wenn ich auch den wackern Dacre von Gilsland nicht von Ansehen gekannt hätte.“

Leonhard erschrak darüber und äußerte sein Erstaunen, daß er von Jemandem, der ihm selbst unbekannt sei, erkannt wäre. Der Jüngling erwiederte mit einem Lächeln, daß Lord Dacre, wenn er sich nicht gern erkannt sehen wollte, weniger bereit sein müsse, den Bedrängten Hülfe zu leisten, nahm dann seinen mit Federn geschmückten Hut ab und ritt, indem er ihn mit einer höflichen Miene schwenkte, in den Hof des Wirthshauses. Lord Dacre wandte unterdessen sein Pferd nach einem abgelegenen Theile der Stadt hin. Hier standen einige zerstreut liegende Häuser oder vielmehr Hütten, welche eine Art von unterbrochener Straße bildeten; der Done-Fluß ging auf der einen Seite hinter den Gärten durch, und der Schloßberg erhob sich dicht hinter derselben. Zwischen den geringern Wohnungen stand eine von

höherer Classe, ein niedriges Gebäude, ursprünglich nur von Holz gebaut; nachdem es aber in die Hände wohlhabender Besitzer gekommen war, hatte man noch ein Zimmer nach dem andern zum alten Hause hinzugefügt, bis die alterthümliche und elende hölzerne Hütte zu dem stattlichen Gebäude von rothen Backsteinen umgestaltet war, wo sich dann die frühere Bauart in eine phantastische, aber pittoreske Manier verloren hatte. Das Haus war von einem großen Garten, welcher sich bis an die Ufer des Flusses erstreckte, umgeben und hatte einen hübschen Thorweg, über welchen eine Glocke hing. Nachdem Lord Dacre an der Glocke gezogen, wurde das Thor sogleich von einer artigen Staffordshirer Dienstmagd aufgemacht, und als er nach Herrn Gilbert Giffard fragte, rief sie einen Knecht, der in dem Garten arbeitete, herbei, sagte ihm, daß er für das Pferd des Fremden sorgen solle, und lief dann hin, um ihren Herrn von dessen Ankunft zu benachrichtigen. Lord Dacre's Blicke richteten sich während der Abwesenheit der Dirne nach den grauen Thürmen des Schlosses, wie sie über der Stadt emporragten, und sein Herz klopfte höher in der Hoffnung, daß er die dort befindliche schöne Gefangene bald zu sehen bekommen würde. In einigen Minuten kam das Mädchen zurück und führte ihn, nachdem sie ihn zu dem Hause geleitet, in ein längliches, aber nettes

Zimmer, das mit blaßgrünem Seidenzeug ausgeschlagen und mit eben solchen Kissen und Polstern versehen war, und dessen Fenster nach einem Grasplatze hinausgingen, welcher sich nach dem Rande des Flusses hinabsenkte. Lord Dacre hatte noch nicht lange gewartet, als die Thür sich öffnete und der Hausherr erschien.

Wenn man von den Gesichtszügen und der Figur auf das Innere des Menschen schließen könnte, so würde man sich von dem des Gilbert Giffard ganz gewiß eine ungünstige Vorstellung gemacht haben. Er war von kleiner Statur und die eine Schulter bedeutend niedriger als die andere, wozu noch kommt, daß er einen schlotternden, nachlässigen Gang hatte. Ebenso wenig hatte sein Gesicht etwas Einnehmendes, die Farbe desselben war gelblich, die Züge plump und häßlich, und die kleinen grauen Augen guckten mit einem höchst unangenehmen Ausdruck unter den dicken Brauen hervor. Seine Sprache war schwerfällig und stotternd; jedoch redete er den Lord Dacre in der Weise eines alten vertrauten Freundes an. Auf die Bitte des Letztern, daß er ihm eine Unterredung mit der gefangenen Königin verschaffen möchte, antwortete er in seinem gewöhnlichen vorsichtigen Tone, daß er sich alle mögliche Mühe geben würde, dies zu bewirken; aber leider war die Wachsamkeit ihres Wärters, Sir Amais Pau-

let von der Art, daß er nicht im Stande zu sein fürchtete, dies Vorhaben auszuführen. Ein etwas strengerer Ausdruck, als den Zügen des Lords Dacre sonst gewöhnlich war, machte sich bei dieser Erwiederung darin bemerklich.

„Ihr werdet mir doch gewiß,“ sagte er, „einen so kleinen Dienst nicht versagen, Giffard; obgleich ich nicht gewohnt bin, mich dessen zu rühmen, was ich etwa zum Besten eines Andern zu thun im Stande gewesen bin, so kann ich doch bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich wohl auf eine weit größere Gefälligkeit von Eurer Seite Anspruch machen könnte. Auch müßt Ihr Euch nicht einbilden, daß mir Eure Befähigung, Jemandem Zutritt bei der Königin Maria zu verschaffen, unbekannt wäre, oder daß ich nicht wüßte, daß sie durch Eure Vermittelung Charles Paget und ihren andern Freunden in Frankreich öfters Briefe zugesandt hat.“

Giffard's bleiche Wange überzog sich mit einer leichten Röthe, als Lord Dacre diese Behauptungen aussprach; sein Ton war dabei zu entschieden, als daß es Giffard möglich gewesen wäre, die Sache abzuleugnen, und er erwiederte deshalb:

„Er habe in der That bei mehr als einer Gelegenheit die Besorgung von Briefen für die Königin von Schottland übernommen, aber sein theurer und hochgeschätzter Freund, Lord Dacre, müsse

doch gewiß einsehen, daß zwischen der bloßen Beförderung eines Briefes und dem weit schwierigern Unternehmen, ihm eine Unterredung mit Marien zu verschaffen, ein großer Unterschied stattfinde; es werde ohne Zweifel seinem edeln Freunde nicht unbekannt sein, daß Sir Amias es keinem Fremden erlauben würde, in ihre Nähe zu kommen.

Lord Dacre vernahm diese Erklärungen theils mit Verdruß, theils mit Argwohn; er wußte recht gut, daß Giffard, wenn er es wollte, ihm die gewünschte Unterredung verschaffen konnte. War es nun Feigheit oder Verrätherei, die hinter dieser Weigerung steckte? — Was auch sein Motiv sein mochte, Dacre hatte dem Manne einmal zu viel Vertrauen erwiesen, als daß er sich mit Sicherheit hätte zurückziehen können; er sah keinen bessern Weg vor sich, als noch immer auf seinem Verlangen zu beharren, und nachdem er die ersehnte Unterredung mit Maria erlangt hätte, die Vorbereitungen zum Kriege im Norden mit Eifer zu betreiben. Diesem Entschlusse zufolge bemerkte er:

„Daß Sir Amias Paulet mit einem offenbaren Fremden eine Unterredung gestatten würde, habe ich nie vermuthet, aber ich weiß, daß Ihr, Giffard, Zutritt zum Schlosse habt, und daß mehr als Einer von der niedern Dienerschaft in Eurem Hause Geschäfte besorgt; wie leicht würde ich Euch

also, als einer von Euren Dienern verkleidet, dorthin begleiten und mir auf diese Weise eine Zusammenkunft mit der Königin verschaffen können."

„Ihr scheint zu glauben, Mylord," sagte Giffard mit einem Lächeln, und indem er, da er Lord Dacre hartnäckig auf sein Begehren bestehen sah, sich allmählich nachzugeben bereit zeigte, „daß ich in der Meinung des strengen Sir Amias einen hohen Platz einnehme, wenn er mich so leicht in die Mauern von Tutbury einläßt. Meiner Umsicht seid Ihr allein Dank schuldig, mein lieber Lord, ich versichere Euch, daß die Einwilligung des starrköpfigen Puritaners nicht so leicht zu erlangen war; es ist eine wahre Tortur, wenn man ihm zuhören und in seine scheinheilige Sektirersprache mit einstimmen soll!"

„Wahrhaftig, Giffard!" entgegnete Lord Darre, „es ist mir kaum möglich — der Erfolg mag sein, welcher er wolle — die Klugheit zu loben, welche Euch dazu bewog, so eine Zeit lang Euren eignen Glauben mit Verachtung zu behandeln, in der Absicht, um Euch einen wenn auch noch so wünschenswerthen Einfluß auf den fanatischen Sir Amias zu erwerben. Ihr wisset, Giffard, es war schon längst mein Grundsatz, daß selbst eine ehrenvolle Sache durch die Mittel, denen sie ihr Gelingen verdankt, beschimpft werden kann."

„Jedoch in diesem Falle, mein bester Lord, blieb mir kein anderes Mittel," antwortete Giffard. „Meint Ihr, daß ich, als ein der Religion seiner Väter ergebener Katholik, einen Sitz an Sir Amias' Tafel erlangt haben könnte, oder Zutritt zu dem Schlosse Tutbury, wenn es mir beliebt? — Ach, theuerster Dacre, Ihr hättet in der alten Zeit leben müssen, welche Euern hochherzigen Charakter besser zu schätzen gewußt hätte; wenn wir heutzutage, selbst in einer gerechten Sache, etwas ausrichten wollen, mein Freund, so dürfen wir, wenn auch wider Willen, keine Zeit damit verlieren, daß wir erst ängstlich über die Mittel nachdenken, wodurch wir unsern Zweck erreichen können."

„Das ist also die traurige Folge davon," erwiederte Lord Dacre, „wenn einmal alle Grundsätze der Gerechtigkeit um und um gekehrt werden; nicht bloß die Uebelthäter tragen die Schuld von dem Uebel, was sie zuerst angerichtet haben, sie scheinen ein Zaubernetz über die ganze bürgerliche Gesellschaft zu werfen, welches sogar die Redlichen mit in das Laster verstrickt, indem sie dadurch gezwungen werden, selbst um zu Dem, was Recht ist, zu gelangen, sich schlechter Hülfsmittel zu bedienen. In welcher unglückseligen Lage muß sich die Welt befinden — wie weit muß das Menschengeschlecht von seiner ursprünglichen Unschuld abge-

kommen sein, wenn die Freunde der Tugend keinen tugendhaften Zweck auf tugendhafte Weise erreichen können!"

„So ist es," sagte Giffard, „und der vernünftigste Weg, mein lieber Lord, würde ohne Zweifel sein, daß wir uns dem Uebel, das wir nicht bemeistern können, unterwerfen, ja daß wir selbst die mancherlei Nachtheile, die damit verbunden sind, als Mittel gebrauchen, wodurch eine bessere Ordnung der Dinge herbeigeführt werden kann. Nach diesem Grundsatz verfährt er, wenn sich Euer Schulkamerad und Freund von Frankreich her, der Katholik Gilbert Giffard, bei Sir Amias Paulet in einen ganz strengen und fanatischen Protestanten verwandelt; auf diese Weise kann er Euch auch vielleicht heute schon die gefährliche Auszeichnung einer Audienz bei der Königin Maria auswirken."

„Mir sind jedoch solche Mittel zuwider," sagte Lord Dacre. „Müssen sie nicht am Ende den Geist ertödten, der sich soweit erniedrigt, sich ihrer beständig zu bedienen?"

„Ihr seid gar zu streng, mein bester Lord," antwortete Giffard, „Euer allzuzartes Gewissen würde unsern Feinden am Ende Alles in die Hände spielen. Aber bleibet hier, ich bitte Euch, bis ich meinen Bedienten mit einigen Erfrischungen herschicke, denn man kann es Euch ansehen, daß Ihr

eine weite Reise gemacht habt, und sollte ich, theurer Leonhard, der ich Euch so gut kenne, nicht wissen, daß Ihr Euch schon früher über Vermögen angestrengt und Eure Kräfte aufgerieben habt. Und wenn Ihr Speise zu Euch genommen und der Ruhe genossen habt, dann werde ich selbst den hochedeln Lord Gilsland wie meinen eignen Bedienten ausstaffiren, und es müßte wunderbar zugehen, wenn ich ihm nicht ungehindert eine Unterredung mit der Königin von Schottland verschaffen sollte."

Mit diesen Worten entfernte sich Giffard; als die Thür sich hinter ihm schloß, stützte Lord Dacre seinen Kopf in die Hand und blieb in einer nachdenkenden Stellung. War er auch argwöhnisch, hatte ihm die unruhige Zeit nachgerade soviel von ihrem eignen Charakter mitgetheilt, daß er der Menschen Blicke und Worte einer scharfen und lieblosen Prüfung unterwarf? Hatte sich Giffard's Betragen so ganz plötzlich verändert, war er so ganz mit einem Male von seiner ersten Behauptung zurückgekommen, daß er seinem edeln Freunde keine Audienz bei der Königin Maria verschaffen könnte? — War es nicht wirklich wahr, was er gesagt hatte, daß es weit leichter sei, ihr einen Brief zuzuschicken, als eine Unterredung zu erlangen? — Und weshalb sollte er gegen diesen Mann Verdacht hegen, der ein Katholik von guter Fa-

milie und einer seiner ältesten und liebsten Gefährten, und noch dazu seit einer Reihe von Jahren damit beschäftigt gewesen war, Mariens Leiden dadurch zu mildern, daß er es ihr möglich machte mit ihren Freunden zu verkehren. Indessen war es bekannt, daß Giffard vor Kurzem die Sprache und das Wesen eines entschiedenen Puritaners angenommen hatte; unter seinen Freunden erklärte er, es sei dies nur zu dem Zwecke geschehen, um einen Einfluß auf Paulet zu erlangen, und rühmte sich, daß dieser Einfluß ihm zu einer weit nähern Verbindung mit der königlichen Gefangenen verholfen hätte, als ihm jemals früher zu erreichen möglich gewesen wäre. Lord Dacre kannte die Wahrheit dieser Angaben; allein der edle Stolz seines geraden Charakters verabscheuete die Mittel, welche Giffard anwandte, und flößte ihm Zweifel gegen eine Ehrlichkeit ein, die sich durch irgend Etwas dazu konnte verführen lassen, sich solcher Mittel zu bedienen. Nicht, als ob Leonhard Dacre geglaubt hätte, daß dazu Giffard sich einer so argen Verrätherei schuldig machen würde, die unglückliche Verhaftete und ihre Freunde zu hintergehen, dazu hielt er ihn im Herzen noch für einen zu guten Katholiken und fühlte für ihn noch zu viel von der innigen Zuneigung, welche ein edles Herz für einen alten Jugendfreund zu hegen pflegt, wenn er auch weiter kein Verdienst, noch irgend

eine anziehende Eigenschaft besitzt. Außerdem ist Jedermanns Gemüth freundlich gegen denjenigen gesinnt, welchem er, wenn es das Schicksal so fügte, etwas Gutes erzeigt hat; und so hatte Lord Dacre Gelegenheit gehabt, Giffard, als die französische Regierung, während ihres beiderseitigen Aufenthaltes zu Paris, ungerechter Weise Verdacht auf ihn geworfen hatte, Freiheit und Leben zu retten. Unter so bewandten Umständen kann man sich nicht darüber wundern, daß Lord Dacre dem Gedanken an einen wirklichen Verrath von Seiten Giffard's weiter keinen Raum gab und nur durch die mancherlei elenden Schurkereien, welche der tägliche Gegenstand des Gesprächs waren, nicht aber durch wirkliche Verdachtsgründe darauf gebracht zu sein glaubte; auch konnte er sich nicht denken, daß sich Giffard, vollends gegen ihn, eine so gemeine Undankbarkeit erlauben würde. Demungeachtet konnte er sich des widrigen Eindruckes nicht erwehren, den Giffard's Eingeständniß auf ihn machte, im Beisein von Sir Amias Paulet, den Puritaner zu spielen. Diese Betrachtungen Lords Dacre's wurden durch das Eintreten Dessen, dem sie galten, unterbrochen, welchem zwei Bedienten nachfolgten, der einen Rinderbraten, eine Flasche Wein und einige Semmeln mitbrachten.

Durch keine Versicherungen von Seiten des Lords ließ Giffard sich dazu bewegen, seinen Gast

nach dem Schlosse zu begleiten, ehe er nicht, nachdem er einige Erfrischungen zu sich genommen, auch ein paar Stunden der Ruhe gepflegt hätte. Die Erklärung, daß jetzt schwerlich noch eine Gelegenheit, Leonhard bei der Königin einzuführen, sich darbieten würde, da es schon zu spät geworden wäre, endigte den freundschaftlichen Streit; und obwohl wider Willen, gab Lord Dacre am Ende dem Verlangen seines Freundes nach und ließ sich in ein Schlafzimmer führen.

Die von den großen, sowohl geistigen als körperlichen Anstrengungen, welche er seit einiger Zeit zu erdulden gehabt hatte, herrührende Ermüdung überwältigte ihn, als er sich zur Ruhe gelegt hatte, vollkommen, und er sank in einen tiefen Schlaf. Als er am Ende aufwachte, überzeugten ihn die senkrechten Sonnenstrahlen sogleich, daß der Tag weit vorgerückt sei, und unzufrieden mit sich selbst, daß er sich überhaupt in Giffard's Bitten gefügt hatte, sprang er von seinem Lager und zog schnell das graue, mit Roth aufgeschlagene Wamms nebst Mantel an, worin Giffard's Livree bestand. Ehe er das Zimmer verließ, trat er zufälligerweise an das Fenster, welches nach dem Garten hinsah. Wie groß war sein Erstaunen, als er hier den jungen Cavalier, der ihn den Morgen plötzlich überrascht hatte, hin- und hergehen sah; er erkannte ihn sehr wohl an der edeln Haltung und an der

ein jeder von ihnen war mit einem Säbel und einem Karabiner bewaffnet, und Pistolen steckten in den ledernen Gürteln um ihren Leib. Bei ihrem Erscheinen stieg Miles ab und stand, indem er sein Pferd am Zügel hielt, gerade vor ihm auf dem Wege, welchen Lord Dacre nothwendig einschlagen mußte. Da er ihre Absichten vermuthete, setzte er, als er ihnen näher kam, sein Roß in schnellern Trab, und diese Vorsicht war auch gar nicht unnütz; denn Einer von der Kavalkade griff, als er vorbeiritt, nach seinem Zügel und legte, als er diesen nicht hatte fassen können, sogleich mit seinem Karabiner an. Indessen seine Geistesgegenwart verließ den Lord Dacre nicht, und nachdem er sein Pferd in Galopp gesetzt hatte, bückte er sich, und die Kugel fuhr in den Stamm einer alten, schon halb abgestorbenen Eiche. Ein Ausruf des Aergers ließ sich unter den Räubern hören; da man aber in diesem Augenblicke das Geräusch von andern rasch herankommenden Pferden vernahm, so sah Lord Dacre, als er sich, bereit, mit einem Pistol in der Hand, noch einen zweiten Angriff abzuwehren, umwandte, Miles und seine Gefährten in das Gebüsch stürzen.

Die neuen Ankömmlinge kamen rasch heran und begrüßten den Lord Dacre sehr höflich bei ihrem Herannahen. Sie bestanden aus einem jungen Manne, der etwa dreiundzwanzig Jahr alt

sein mochte, und einem Bedienten, etwas älter als sein Herr. Der Anzug des Reiters war glänzend, sein Reitermantel, den er mit einer Art von affectirter Nachlässigkeit über den linken Arm geworfen hatte, war von veilchenblauem Tuche, und sein Wamms schwarz und orangegelb, mit silbernen Litzen besetzt; während der schwarze, orangegelb gesprenkelte Federbusch, welcher auf seinem Hute saß, indem er von dem frischen Morgenwinde hin und her gewehet wurde, wohlgeformte und viel Offenheit, ja selbst Fröhlichkeit ausdrückende Gesichtszüge erblicken ließ.

„Gehet Euer Weg nach der guten Stadt Tutbury, edler Herr?“ fragte er, als in die Nähe des Lords Dacre kam.

„Ja wohl, mein Herr!“ — erwiederte der Edelmann.

„Dann wollen wir, geneigter Fremdling,“ sagte der junge Mann, „wenn es Euch recht ist, bis dahin einander Gesellschaft leisten. Ich bin so frei, zu gestehen, daß ich gern Gesellschaft habe und das Alleinreiten mir nicht behagt; und — mit schuldiger Ehrerbietung sei es gesagt — die Zeiten, in welchen wir leben, sind einsamen Reisenden eben nicht günstig. Ich möchte mir fast herausnehmen, zu behaupten, daß eine solche Gesellschaft, wie die, von welcher Ihr Euch jetzt eben trenntet, noch weniger angenehm wäre als die meinige!“

ein jeder von ihnen war mit einem Säbel und einem Karabiner bewaffnet, und Pistolen steckten in den ledernen Gürteln um ihren Leib. Bei ihrem Erscheinen stieg Miles ab und stand, indem er sein Pferd am Zügel hielt, gerade vor ihm auf dem Wege, welchen Lord Dacre nothwendig einschlagen mußte. Da er ihre Absichten vermuthete, setzte er, als er ihnen näher kam, sein Roß in schnellern Trab, und diese Vorsicht war auch gar nicht unnütz; denn Einer von der Kavalkade griff, als er vorbeiritt, nach seinem Zügel und legte, als er diesen nicht hatte fassen können, sogleich mit seinem Karabiner an. Indessen seine Geistesgegenwart verließ den Lord Dacre nicht, und nachdem er sein Pferd in Galopp gesetzt hatte, bückte er sich, und die Kugel fuhr in den Stamm einer alten, schon halb abgestorbenen Eiche. Ein Ausruf des Aergers ließ sich unter den Räubern hören; da man aber in diesem Augenblicke das Geräusch von andern rasch herankommenden Pferden vernahm, so sah Lord Dacre, als er sich, bereit, mit einem Pistol in der Hand, noch einen zweiten Angriff abzuwehren, umwandte, Miles und seine Gefährten in das Gebüsch stürzen.

Die neuen Ankömmlinge kamen rasch heran und begrüßten den Lord Dacre sehr höflich bei ihrem Herannahen. Sie bestanden aus einem jungen Manne, der etwa dreiundzwanzig Jahr alt

sein mochte, und einem Bedienten, etwas älter als sein Herr. Der Anzug des Reiters war glänzend, sein Reitermantel, den er mit einer Art von affectirter Nachlässigkeit über den linken Arm geworfen hatte, war von veilchenblauem Tuche, und sein Wamms schwarz und orangegelb, mit silbernen Litzen besetzt; während der schwarze, orangegelb gesprenkelte Federbusch, welcher auf seinem Hute saß, indem er von dem frischen Morgenwinde hin und her gewehet wurde, wohlgeformte und viel Offenheit, ja selbst Fröhlichkeit ausdrückende Gesichtszüge erblicken ließ.

„Gehet Euer Weg nach der guten Stadt Tutbury, edler Herr?“ fragte er, als in die Nähe des Lords Dacre kam.

„Ja wohl, mein Herr!“ – erwiederte der Edelmann.

„Dann wollen wir, geneigter Fremdling,“ sagte der junge Mann, „wenn es Euch recht ist, bis dahin einander Gesellschaft leisten. Ich bin so frei, zu gestehen, daß ich gern Gesellschaft habe und das Alleinreiten mir nicht behagt; und — mit schuldiger Ehrerbietung sei es gesagt — die Zeiten, in welchen wir leben, sind einsamen Reisenden eben nicht günstig. Ich möchte mir fast herausnehmen, zu behaupten, daß eine solche Gesellschaft, wie die, von welcher Ihr Euch jetzt eben trenntet, noch weniger angenehm wäre als die meinige!“

„Ich muß Euch, edler Fremdling,“ antwortete Lord Dacre, „nothwendigerweise mein Vergnügen über Euer gelegenes Erscheinen ausdrücken, ohne welches es wohl etwas schwieriger für mich gewesen sein würde, die von Euch genannte Gesellschaft mir vom Halse zu schaffen.“

Mit diesen Worten spornte er sein Roß an die Seite des Unbekannten, und in wechselseitigem Gespräche näherten sie sich der Stadt Tutbury. Der junge Mann sprach mit der Leichtigkeit eines Menschen, der in guter Gesellschaft gelebt hat, und mit der edlen Dreistigkeit der Jugend. Von dieser Dreistigkeit war vielleicht sogar etwas zuviel in seinen Worten, und der Lord Dacre seufzte bei dem Gedanken, wie leicht sich in diesen schlimmen Zeiten ein jugendliches Herz verrathen, wie ein in der Hitze des Augenblicks geredetes unüberlegtes Wort den, der es gesagt hatte, ins Verderben stürzen könnte. Er gerieth sogar in Versuchung, den jungen Mann zu warnen, daß er sich nicht so frei über die unruhigen Zeiten äußern möchte, jedoch ein feines Zartgefühl, welches Andern wehe zu thun fürchtete, hielt ihn davon ab.

Sie ritten nun die Hauptstraße von Tutbury hinunter; diese Stadt war längst von der Bedeutung zurückgekommen, welche sie einst besaß, als ihr Schloß der Gemahlin Johann's von Gent Constanze von Castilien, zur Wohnung diente. —

Heinrich der Siebente hatte sie zwar zuweilen besucht, wenn er Vergnügen fand, in dem naheliegenden Walde von Needwood zu jagen; nach seiner Regierung aber war Tutbury wieder in Vergessenheit gesunken, und es hatte seit dieser Zeit kein königliches Haupt in seinen Mauern gesehen, bis es zum Gefängniß der unglücklichen Maria gemacht wurde. Die Stadt war reinlich und in gutem Stande erhalten; viele von den Häusern waren, selbst bis zu den spitzen Giebeln hinauf, mit Epheu bedeckt; und die an den schmalen Fenstern funkelnden Sonnenstrahlen contrastirten auf angenehme Weise mit den grünen Blättern. Der junge Fremde lud jetzt den Lord Dacre sehr höflich ein, daß er sich mit ihm nach dem ersten Gasthofe begeben möchte, um dort mit ihm ein Frühstück einzunehmen. Aber Leonhard Dacre wollte, weder, um auszuruhen noch um sich zu erquicken, einen Augenblick Zeit verlieren, ehe er nicht für die Erreichung des Hauptzwecks seiner Reise gesorge hätte. Nachdem er sich daher bei dem jungen Manne bedankt hatte, nahm er von ihm Abschied, empfahl ihm aber noch, mit leisem und freundlichen Tone, unter gewöhnlichen Leuten sich des gerechten Tadels über den gegenwärtigen Zustand der Dinge, dem er sich so eben hingegeben hatte, zu enthalten. Das Blut stieg dem Jüngling bei dieser Er-

mahnung, obgleich sie in sehr artige Ausdrücke gefaßt war, ins Gesicht.

„Mein lieber Herr!“ antwortete er, „Ihr müßt mich nicht gerade für einen Einfaltspinsel halten, der gegen jeden gemeinen Bauer oder plumpen Bürger, der ihm zufälligerweise in den Weg kommt, sich frei äußert; es liegt etwas in Eurem Benehmen, was Euer edles Blut und den achtbaren Charakter verräth, worauf ich mich völlig verlassen könnte, wenn ich auch den wackern Dacre von Gilsland nicht von Ansehen gekannt hätte.“

Leonhard erschrak darüber und äußerte sein Erstaunen, daß er von Jemandem, der ihm selbst unbekannt sei, erkannt wäre. Der Jüngling erwiederte mit einem Lächeln, daß Lord Dacre, wenn er sich nicht gern erkannt sehen wollte, weniger bereit sein müsse, den Bedrängten Hülfe zu leisten, nahm dann seinen mit Federn geschmückten Hut ab und ritt, indem er ihn mit einer höflichen Miene schwenkte, in den Hof des Wirthshauses. Lord Dacre wandte unterdessen sein Pferd nach einem abgelegenen Theile der Stadt hin. Hier standen einige zerstreut liegende Häuser oder vielmehr Hütten, welche eine Art von unterbrochener Straße bildeten; der Done-Fluß ging auf der einen Seite hinter den Gärten durch, und der Schloßberg erhob sich dicht hinter derselben. Zwischen den geringern Wohnungen stand eine von

höherer Classe, ein niedriges Gebäude, ursprünglich nur von Holz gebaut; nachdem es aber in die Hände wohlhabender Besitzer gekommen war, hatte man noch ein Zimmer nach dem andern zum alten Hause hinzugefügt, bis die alterthümliche und elende hölzerne Hütte zu dem stattlichen Gebäude von rothen Backsteinen umgestaltet war, wo sich dann die frühere Bauart in eine phantastische, aber pittoreske Manier verloren hatte. Das Haus war von einem großen Garten, welcher sich bis an die Ufer des Flusses erstreckte, umgeben und hatte einen hübschen Thorweg, über welchen eine Glocke hing. Nachdem Lord Dacre an der Glocke gezogen, wurde das Thor sogleich von einer artigen Staffordshirer Dienstmagd aufgemacht, und als er nach Herrn Gilbert Giffard fragte, rief sie einen Knecht, der in dem Garten arbeitete, herbei, sagte ihm, daß er für das Pferd des Fremden sorgen solle, und lief dann hin, um ihren Herrn von dessen Ankunft zu benachrichtigen. Lord Dacre's Blicke richteten sich während der Abwesenheit der Dirne nach den grauen Thürmen des Schlosses, wie sie über der Stadt emporragten, und sein Herz klopfte höher in der Hoffnung, daß er die dort befindliche schöne Gefangene bald zu sehen bekommen würde. In einigen Minuten kam das Mädchen zurück und führte ihn, nachdem sie ihn zu dem Hause geleitet, in ein längliches, aber nettes

Zimmer, das mit blaßgrünem Seidenzeug ausgeschlagen und mit eben solchen Kissen und Polstern versehen war, und dessen Fenster nach einem Grasplatze hinausgingen, welcher sich nach dem Rande des Flusses hinabsenkte. Lord Dacre hatte noch nicht lange gewartet, als die Thür sich öffnete und der Hausherr erschien.

Wenn man von den Gesichtszügen und der Figur auf das Innere des Menschen schließen könnte, so würde man sich von dem des Gilbert Giffard ganz gewiß eine ungünstige Vorstellung gemacht haben. Er war von kleiner Statur und die eine Schulter bedeutend niedriger als die andere, wozu noch kommt, daß er einen schlotternden, nachlässigen Gang hatte. Ebenso wenig hatte sein Gesicht etwas Einnehmendes, die Farbe desselben war gelblich, die Züge plump und häßlich, und die kleinen grauen Augen guckten mit einem höchst unangenehmen Ausdruck unter den dicken Brauen hervor. Seine Sprache war schwerfällig und stotternd; jedoch redete er den Lord Dacre in der Weise eines alten vertrauten Freundes an. Auf die Bitte des Letztern, daß er ihm eine Unterredung mit der gefangenen Königin verschaffen möchte, antwortete er in seinem gewöhnlichen vorsichtigen Tone, daß er sich alle mögliche Mühe geben würde, dies zu bewirken; aber leider war die Wachsamkeit ihres Wärters, Sir Amais Pau-

let von der Art, daß er nicht im Stande zu sein fürchtete, dies Vorhaben auszuführen. Ein etwas strengerer Ausdruck, als den Zügen des Lords Dacre sonst gewöhnlich war, machte sich bei dieser Erwiederung darin bemerklich.

„Ihr werdet mir doch gewiß," sagte er, „einen so kleinen Dienst nicht versagen, Giffard; obgleich ich nicht gewohnt bin, mich dessen zu rühmen, was ich etwa zum Besten eines Andern zu thun im Stande gewesen bin, so kann ich doch bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich wohl auf eine weit größere Gefälligkeit von Eurer Seite Anspruch machen könnte. Auch müßt Ihr Euch nicht einbilden, daß mir Eure Befähigung, Jemandem Zutritt bei der Königin Maria zu verschaffen, unbekannt wäre, oder daß ich nicht wüßte, daß sie durch Eure Vermittelung Charles Paget und ihren andern Freunden in Frankreich öfters Briefe zugesandt hat."

Giffard's bleiche Wange überzog sich mit einer leichten Röthe, als Lord Dacre diese Behauptungen aussprach; sein Ton war dabei zu entschieden, als daß es Giffard möglich gewesen wäre, die Sache abzuleugnen, und er erwiederte deshalb:

„Er habe in der That bei mehr als einer Gelegenheit die Besorgung von Briefen für die Königin von Schottland übernommen, aber sein theurer und hochgeschätzter Freund, Lord Dacre, müsse

doch gewiß einsehen, daß zwischen der bloßen Beförderung eines Briefes und dem weit schwierigern Unternehmen, ihm eine Unterredung mit Marien zu verschaffen, ein großer Unterschied stattfinde; es werde ohne Zweifel seinem edeln Freunde nicht unbekannt sein, daß Sir Amias es keinem Fremden erlauben würde, in ihre Nähe zu kommen.

Lord Dacre vernahm diese Erklärungen theils mit Verdruß, theils mit Argwohn; er wußte recht gut, daß Giffard, wenn er es wollte, ihm die gewünschte Unterredung verschaffen konnte. War es nun Feigheit oder Verrätherei, die hinter dieser Weigerung steckte? — Was auch sein Motiv sein mochte, Dacre hatte dem Manne einmal zu viel Vertrauen erwiesen, als daß er sich mit Sicherheit hätte zurückziehen können; er sah keinen bessern Weg vor sich, als noch immer auf seinem Verlangen zu beharren, und nachdem er die ersehnte Unterredung mit Maria erlangt hätte, die Vorbereitungen zum Kriege im Norden mit Eifer zu betreiben. Diesem Entschlusse zufolge bemerkte er:

„Daß Sir Amias Paulet mit einem offenbaren Fremden eine Unterredung gestatten würde, habe ich nie vermuthet, aber ich weiß, daß Ihr, Giffard, Zutritt zum Schlosse habt, und daß mehr als Einer von der niedern Dienerschaft in Eurem Hause Geschäfte besorgt; wie leicht würde ich Euch

also, als einer von Euren Dienern verkleidet, dorthin begleiten und mir auf diese Weise eine Zusammenkunft mit der Königin verschaffen können."

„Ihr scheint zu glauben, Mylord," sagte Giffard mit einem Lächeln, und indem er, da er Lord Dacre hartnäckig auf sein Begehren bestehen sah, sich allmählich nachzugeben bereit zeigte, „daß ich in der Meinung des strengen Sir Amias einen hohen Platz einnehme, wenn er mich so leicht in die Mauern von Tutbury einläßt. Meiner Umsicht seid Ihr allein Dank schuldig, mein lieber Lord, ich versichere Euch, daß die Einwilligung des starrköpfigen Puritaners nicht so leicht zu erlangen war; es ist eine wahre Tortur, wenn man ihm zuhören und in seine scheinheilige Sektirersprache mit einstimmen soll!"

„Wahrhaftig, Giffard!" entgegnete Lord Darre, „es ist mir kaum möglich — der Erfolg mag sein, welcher er wolle — die Klugheit zu loben, welche Euch dazu bewog, so eine Zeit lang Euren eignen Glauben mit Verachtung zu behandeln, in der Absicht, um Euch einen wenn auch noch so wünschenswerthen Einfluß auf den fanatischen Sir Amias zu erwerben. Ihr wisset, Giffard, es war schon längst mein Grundsatz, daß selbst eine ehrenvolle Sache durch die Mittel, denen sie ihr Gelingen verdankt, beschimpft werden kann."

„Jedoch in diesem Falle, mein bester Lord, blieb mir kein anderes Mittel,“ antwortete Giffard. „Meint Ihr, daß ich, als ein der Religion seiner Väter ergebener Katholik, einen Sitz an Sir Amias' Tafel erlangt haben könnte, oder Zutritt zu dem Schlosse Tutbury, wenn es mir beliebt? — Ach, theuerster Dacre, Ihr hättet in der alten Zeit leben müssen, welche Euern hochherzigen Charakter besser zu schätzen gewußt hätte; wenn wir heutzutage, selbst in einer gerechten Sache, etwas ausrichten wollen, mein Freund, so dürfen wir, wenn auch wider Willen, keine Zeit damit verlieren, daß wir erst ängstlich über die Mittel nachdenken, wodurch wir unsern Zweck erreichen können.“

„Das ist also die traurige Folge davon,“ erwiederte Lord Dacre, „wenn einmal alle Grundsätze der Gerechtigkeit um und um gekehrt werden; nicht bloß die Uebelthäter tragen die Schuld von dem Uebel, was sie zuerst angerichtet haben, sie scheinen ein Zaubernetz über die ganze bürgerliche Gesellschaft zu werfen, welches sogar die Redlichen mit in das Laster verstrickt, indem sie dadurch gezwungen werden, selbst um zu Dem, was Recht ist, zu gelangen, sich schlechter Hülfsmittel zu bedienen. In welcher unglückseligen Lage muß sich die Welt befinden — wie weit muß das Menschengeschlecht von seiner ursprünglichen Unschuld abge-

kommen sein, wenn die Freunde der Tugend keinen tugendhaften Zweck auf tugendhafte Weise erreichen können!"

„So ist es," sagte Giffard, „und der vernünftigste Weg, mein lieber Lord, würde ohne Zweifel sein, daß wir uns dem Uebel, das wir nicht bemeistern können, unterwerfen, ja daß wir selbst die mancherlei Nachtheile, die damit verbunden sind, als Mittel gebrauchen, wodurch eine bessere Ordnung der Dinge herbeigeführt werden kann. Nach diesem Grundsatz verfährt er, wenn sich Euer Schulkamerad und Freund von Frankreich her, der Katholik Gilbert Giffard, bei Sir Amias Paulet in einen ganz strengen und fanatischen Protestanten verwandelt; auf diese Weise kann er Euch auch vielleicht heute schon die gefährliche Auszeichnung einer Audienz bei der Königin Maria auswirken."

„Mir sind jedoch solche Mittel zuwider," sagte Lord Dacre. „Müssen sie nicht am Ende den Geist ertödten, der sich soweit erniedrigt, sich ihrer beständig zu bedienen?"

„Ihr seid gar zu streng, mein bester Lord," antwortete Giffard, „Euer allzuzartes Gewissen würde unsern Feinden am Ende Alles in die Hände spielen. Aber bleibet hier, ich bitte Euch, bis ich meinen Bedienten mit einigen Erfrischungen herschicke, denn man kann es Euch ansehen, daß Ihr

eine weite Reise gemacht habt, und sollte ich, theurer Leonhard, der ich Euch so gut kenne, nicht wissen, daß Ihr Euch schon früher über Vermögen angestrengt und Eure Kräfte aufgerieben habt. Und wenn Ihr Speise zu Euch genommen und der Ruhe genossen habt, dann werde ich selbst den hochedeln Lord Gilsland wie meinen eignen Bedienten ausstaffiren, und es müßte wunderbar zugehen, wenn ich ihm nicht ungehindert eine Unterredung mit der Königin von Schottland verschaffen sollte."

Mit diesen Worten entfernte sich Giffard; als die Thür sich hinter ihm schloß, stützte Lord Dacre seinen Kopf in die Hand und blieb in einer nachdenkenden Stellung. War er auch argwöhnisch, hatte ihm die unruhige Zeit nachgerade soviel von ihrem eignen Charakter mitgetheilt, daß er der Menschen Blicke und Worte einer scharfen und lieblosen Prüfung unterwarf? Hatte sich Giffard's Betragen so ganz plötzlich verändert, war er so ganz mit einem Male von seiner ersten Behauptung zurückgekommen, daß er seinem edeln Freunde keine Audienz bei der Königin Maria verschaffen könnte? — War es nicht wirklich wahr, was er gesagt hatte, daß es weit leichter sei, ihr einen Brief zuzuschicken, als eine Unterredung zu erlangen? — Und weshalb sollte er gegen diesen Mann Verdacht hegen, der ein Katholik von guter Fa-

milie und einer seiner ältesten und liebsten Gefährten, und noch dazu seit einer Reihe von Jahren damit beschäftigt gewesen war, Mariens Leiden dadurch zu mildern, daß er es ihr möglich machte mit ihren Freunden zu verkehren. Indessen war es bekannt, daß Giffard vor Kurzem die Sprache und das Wesen eines entschiedenen Puritaners angenommen hatte; unter seinen Freunden erklärte er, es sei dies nur zu dem Zwecke geschehen, um einen Einfluß auf Paulet zu erlangen, und rühmte sich, daß dieser Einfluß ihm zu einer weit nähern Verbindung mit der königlichen Gefangenen verholfen hätte, als ihm jemals früher zu erreichen möglich gewesen wäre. Lord Dacre kannte die Wahrheit dieser Angaben; allein der edle Stolz seines geraden Charakters verabscheuete die Mittel, welche Giffard anwandte, und flößte ihm Zweifel gegen eine Ehrlichkeit ein, die sich durch irgend Etwas dazu konnte verführen lassen, sich solcher Mittel zu bedienen. Nicht, als ob Leonhard Dacre geglaubt hätte, daß dazu Giffard sich einer so argen Verrätherei schuldig machen würde, die unglückliche Verhaftete und ihre Freunde zu hintergehen, dazu hielt er ihn im Herzen noch für einen zu guten Katholiken und fühlte für ihn noch zu viel von der innigen Zuneigung, welche ein edles Herz für einen alten Jugendfreund zu hegen pflegt, wenn er auch weiter kein Verdienst, noch irgend

eine anziehende Eigenschaft besitzt. Außerdem ist Jedermanns Gemüth freundlich gegen denjenigen gesinnt, welchem er, wenn es das Schicksal so fügte, etwas Gutes erzeigt hat; und so hatte Lord Dacre Gelegenheit gehabt, Giffard, als die französische Regierung, während ihres beiderseitigen Aufenthaltes zu Paris, ungerechter Weise Verdacht auf ihn geworfen hatte, Freiheit und Leben zu retten. Unter so bewandten Umständen kann man sich nicht darüber wundern, daß Lord Dacre dem Gedanken an einen wirklichen Verrath von Seiten Giffard's weiter keinen Raum gab und nur durch die mancherlei elenden Schurkereien, welche der tägliche Gegenstand des Gespräches waren, nicht aber durch wirkliche Verdachtsgründe darauf gebracht zu sein glaubte; auch konnte er sich nicht denken, daß sich Giffard, vollends gegen ihn, eine so gemeine Undankbarkeit erlauben würde. Demungeachtet konnte er sich des widrigen Eindruckes nicht erwehren, den Giffard's Eingeständniß auf ihn machte, im Beisein von Sir Amias Paulet, den Puritaner zu spielen. Diese Betrachtungen Lords Dacre's wurden durch das Eintreten Dessen, dem sie galten, unterbrochen, welchem zwei Bedienten nachfolgten, der einen Rinderbraten, eine Flasche Wein und einige Semmeln mitbrachten.

Durch keine Versicherungen von Seiten des Lords ließ Giffard sich dazu bewegen, seinen Gast

nach dem Schlosse zu begleiten, ehe er nicht, nachdem er einige Erfrischungen zu sich genommen, auch ein paar Stunden der Ruhe gepflegt hätte. Die Erklärung, daß jetzt schwerlich noch eine Gelegenheit, Leonhard bei der Königin einzuführen, sich darbieten würde, da es schon zu spät geworden wäre, endigte den freundschaftlichen Streit; und obwohl wider Willen, gab Lord Dacre am Ende dem Verlangen seines Freundes nach und ließ sich in ein Schlafzimmer führen.

Die von den großen, sowohl geistigen als körperlichen Anstrengungen, welche er seit einiger Zeit zu erdulden gehabt hatte, herrührende Ermüdung überwältigte ihn, als er sich zur Ruhe gelegt hatte, vollkommen, und er sank in einen tiefen Schlaf. Als er am Ende aufwachte, überzeugten ihn die senkrechten Sonnenstrahlen sogleich, daß der Tag weit vorgerückt sei, und unzufrieden mit sich selbst, daß er sich überhaupt in Giffard's Bitten gefügt hatte, sprang er von seinem Lager und zog schnell das graue, mit Roth aufgeschlagene Wamms nebst Mantel an, worin Giffard's Livree bestand. Ehe er das Zimmer verließ, trat er zufälligerweise an das Fenster, welches nach dem Garten hinsah. Wie groß war sein Erstaunen, als er hier den jungen Cavalier, der ihn den Morgen plötzlich überrascht hatte, hin- und hergehen sah; er erkannte ihn sehr wohl an der edeln Haltung und an der

halb schwarzen, halb orangefarbenen Feder, welche auf seinem Hute nickte. Er war in einer eifrigen Unterhaltung mit Giffard begriffen, der einen Brief in seiner Hand hielt, um welchen, da der junge Mann mehr als einmal darauf hinzeigte, ihr Gespräch sich zu drehen schien. Während Lord Dacre noch immer, ohne von ihnen bemerkt zu werden, an dem Fenster nach ihnen hinblickte, gingen sie nach der Gartenthür zu, welche Giffard selbst aufmachte, um den Jüngling hinauszulassen, von dem er mit allen Zeichen des Wohlwollens und der Zuneigung Abschied zu nehmen schien. Lord Dacre war jedoch sehr betroffen, als er, da Jener, nachdem er die Pforte hinter dem Cavalier wieder verschlossen hatte, nach dem Hause zurückging, in seinen Zügen ein, wie es schien, boshaft triumphirendes Lächeln wahrnahm. Er drehete den Brief, welchen der junge Mann in seinen Händen zurückgelassen hatte, indem er das Siegel und die Aufschrift untersuchte, mehre Male hin und her, hielt dann inne und suchte, indem er ihn auf verschiedene Weise bog und kniff, von seinem Inhalt etwas zu erspähen. Dies war jedoch nicht leicht, ohne das Siegel zu erbrechen, welches die seidene Schnur zusammenhielt, die, dem Gebrauche der Zeit gemäß, um den Brief befestigt war. Giffard war wieder unschlüssig, und da Lord Dacre aus dem Fenster den wechselnden Ausdruck in seinem Ge-

sicht beobachtete, so konnte er deutlich sehen, wie er zwischen einem Ueberrest von Rechtlichkeit und der Gewalt seiner Neugier hin und her schwankte; die letztere behielt die Oberhand, er nahm ein Messer aus seiner Tasche, schnitt die Schnur entzwei und las dann, nachdem er den Brief aufgerissen hatte, den Inhalt desselben mit begierigen Blicken durch — eine offenbare Treulosigkeit, welche kein Mensch, der noch eine Spur von Ehre in sich trug, begehen konnte.

Wer, dachte der Lord, war dieser Jüngling, und was mochte wohl der Gegenstand seiner Unterredung mit Giffard sein, welcher ihm damit augenscheinlich einen schändlichen Streich gespielt hatte; denn, wäre der Inhalt des Briefes für seine Augen bestimmt gewesen, so würde er gewiß unversiegelt geblieben sein. Daß der junge Mann einer von den Spionen der Regierung sei, welchen Giffard zu seinem eignen Werkzeuge machen wollte, konnte Lord Dacre sich nicht denken: es lag zuviel Geradheit in dem Unwillen, womit er den Morgen gegen Lord Dacre über Staatsangelegenheiten gesprochen hatte, als daß es dem Letzten möglich gewesen wäre, der Meinung Raum zu geben, als sei sein Zorn nur etwas Angenommenes, ein bloßer Köder, um damit den arglosen Zuhörer in die Falle zu locken; als welch ein Mensch erschien dann Giffard?"

Durch diese Zweifel an seines Freundes Ehre und Treue, welche er doch nicht unterdrücken konnte, beunruhigt, ging Lord Dacre in das Zimmer im Erdgeschoß hinunter. Hier fand er Giffard noch immer mit dem Briefe in der Hand, und so ganz in den Inhalt desselben versunken, daß er zuerst das Eintreten des Lords gar nicht bemerkte; sobald er aber den Letztern erblickte, schob er rasch das verdächtige Papier unter die Falten seines Oberkleides und näherte sich ihm mit anscheinender Ruhe. Von seinem Argwohn angetrieben, erkundigte sich Leonhard nach dem jungen Manne, welcher mit ihm im Garten gesprochen hatte, und erwähnte auch der Unterhaltung, die er am Morgen mit ihm selbst gehabt hatte. Bestürzt über diese Frage, und da er vielleicht fürchtete, daß Lord Dacre ihn, als er in dem Garten das Siegel des Briefes erbrach, gesehen haben möchte, schien Giffard auf einen Augenblick verwirrt zu sein, erlangte dann aber bald seine Fassung wieder und antwortete, daß jener Jüngling der Bruder eines jungen Mannes sei, der seine Nichte geheirathet habe; daß die junge Dame und ihr Gemahl sich in einer entfernten Gegend des Landes aufhielten, und da dieser junge Mann Geschäfte halber über Tutbury habe reisen müssen, so hätte seine Nichte diesen Umstand benutzt, um ihrem Onkel einen Brief zu schicken. So gewandt

diese Geschichte auch vorgetragen wurde, zweifelte doch Lord Dacre an ihrer Wahrheit, und auf seine Frage, ob jener junge Mann sich einige Zeit in Tutbury aufhalten würde, ward ihm, wie er es erwartete, verneinend geantwortet. Aber welchen Verdacht er auch jetzt gegen Giffard hegen mochte, er hatte keine andere Wahl, als sein Geleit nach dem Schlosse anzunehmen; durch seine Vermittelung allein konnte er hoffen, zu einer Unterredung mit der Königin von Schottland zu gelangen; und einen Trost gewährte ihm ferner die Gewißheit, daß Giffard bei der Unterredung nicht zugegen sein konnte, da die von ihm zu unternehmende Rolle darin bestand, Sir Amias, während einer von seinen Untergebenen in dem Schlosse den Lord Dacre zur Königin führte, in beständiger Beschäftigung zu erhalten.

Durch diese Gedanken getröstet, und mit dem festen Entschlusse, daß Giffard von seinen eigentlichen Absichten nur wenig erfahren sollte, machte sich Leonhard, unter der Leitung seines zweifelhaften Führers, nach dem Schlosse auf den Weg.

Das Wetter hatte sich seit dem Morgen ganz verändert, alle seine Schönheit war verschwunden; die Sonne hielt sich hinter den Wolken verborgen, und ein grauer Nebel stieg von dem Erdboden auf, welcher nur zuweilen von einem scharfen und fast winterlichen Windstoße, der vom Norden herkam,

zerstreut wurde; über diesem Nebel erhoben sich die Schloßthürme und sahen düster von der mit Wald bewachsenen Anhöhe, deren Gipfel sie krönten, herab. Während Lord Dacre und Giffard jetzt diese Anhöhe hinaufstiegen, wehete ein Regen von Blättern von den Zweigen der Bäume herab, die dumpf und traurig im Winde rauschten. Die Scene hatte einen eigenthümlich schaurigen Anstrich, denn der Himmel hatte, seitdem die Sonne untergegangen war, eine düstere Färbung angenommen, und noch dunklere Wolkenmassen trieben vor dem Sturme her. Auch der Anblick des Flusses, welcher dann und wann sichtbar wurde, war nicht freundlicher; kalt und finster, ausgenommen, wo hier und da der Wind seine Wellen zu einem Kranze von weißem Schaume aufgewirbelt hatte, strömte er an dem Fuße des Schloßberges hin. Das Gebäude selbst war so lange unbewohnt gewesen, daß seine Thürme mit Nesseln und giftigem Nachtschatten bedeckt waren; sie waren so alterthümlich und sahen so schauerlich aus, daß es Lord Dacre bei ihrem Anblicke durch die Seele ging, wie schmerzlich der erste Eindruck für die arme Gefangene gewesen sein mußte, als sie in diesen Mauern eingekerkert wurde.

Ein tiefer Graben und eine hohe mit Schießscharten versehene Mauer umgaben das Schloß auf drei Seiten, gegen Norden war eine Zugbrücke

und ein massiver Thorweg, der Haupteingang zu dem Schlosse. Aber schon damals verfiel das Gebäude immer mehr; ein ungeheurer Riß hatte sich in dem nördlichen Thurme gezeigt, und mit Epheu umrankt und mit Moos bedeckt schien die Burg über ihren eignen Einsturz und ihre Verödung zu trauern. Der abgemessene Schritt der Schildwachen auf den Mauern, ihr Zurufen der Parole, das hohle Stöhnen des Windes, wenn er durch das lange üppige Gras, das auf den Zinnen wogte, hindurchfuhr, oder zuweilen auch ein Geräusch von dem tiefen, dunkeln Wasser in dem Burggraben — dies waren die einzigen Töne, welche Lord Dacre's Ohr vernahm. Nachdem er durch eine Schildwache von der Mauer angerufen war, bat Giffart um Zulassung zu Sir Amias Paulet, und nach einigem Zögern kündigte das rauhe Knarren der Riegel und das Rasseln der Ketten, daß die Zugbrücke heruntergelassen wurde; nachdem Lord Dacre mit seinem Gefährten hinübergegangen war, wurde sie wieder aufgezogen, und sie befanden sich nun in dem Schloßhofe. Die Verödung des Platzes trat hier mehr vor die Augen, der Hof selbst war mit Gras bewachsen, mehrere von den Fenstern der verfallenen Burg waren zertrümmert, und der sich aufmachende Wind pfiff kreischend durch die Oeffnungen. Auf der Ostseite des innern Raumes erstreckte sich eine lange Reihe

niedriger Gebäude, über welche die Zinnen der Schloßmauer hinwegragten; in diesen Gebäuden waren die Zimmer der Königin. Ein grauhaariger Diener trat jetzt heran und sagte, gegen Giffard gewandt, daß es Sir Amias sehr angenehm sein würde, ihn in dem Speisesaale des Schlosses zu empfangen. Dorthin wurden demnach Lord Dacre und Giffard geführt; dieser Saal war ein ziemlich geräumiges, jedoch sehr düsteres Zimmer, seine Decke und Wände waren mit Eichenholz bekleidet, und die bleiche, zitternde Flamme, welche zuweilen von einigen verlöschenden Kohlen auf dem weiten Heerde aufblitzte, machte den Eindruck des Ganzen noch schauerlicher. Die Fenster des Gemaches lagen nach der nördlichen Brustwehr hin, und man übersah von hier den Schloßberg und den Fluß. Jetzt war jedoch, in der schnell herabsinkenden Abenddämmerung, von ihnen nichts zu unterscheiden als das melancholische Hinundherbewegen der Bäume in der Waldung unter dem Schlosse. Dicht an dem Heerde war ein kleiner Tisch, auf welchem zwei Kerzen brannten, aufgestellt, und in einem Sessel von Eichenholz, mit hohen Rücklehnen und mit Schnitzwerk verziert, welcher davor stand, saß Sir Amias Paulet, der finstere Hüter der unglücklichen Marie. Neben dem Ritter stand ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren, dessen frische Gesichtsfarbe und offene Züge einen schlagenden Contrast mit

dem strengen und peinlichen Antlitze des Sir Amias bildeten, von welchem man wohl hätte sagen können, daß sich der ganze finstere Charakter des Calvinismus auf seinen dicht zusammengepreßten Lippen und seiner gerunzelten Stirn aussprach. Als Giffard herantrat, stand er auf und begrüßte ihn mit so viel Herzlichkeit, als sein schroffer Charakter zuließ.

„Wahrlich, Freund Giffard," sagte er, „es erfreuet mein Herz, mit Dir eine kleine gottselige Besprechung zu halten, denn bei dem lästigen Amte, welches mir zu übertragen der Gnade der Königin gefallen hat, wird mein Geist in der That sehr oft ganz niedergedrückt. Die eiteln Vergnügungen der götzendienerischen Fürstin sind Wehrmuth für die Seele des Gläubigen; und ungeachtet aller heilsamen Warnungen beharrt sie noch immer bei ihrem Lautenspiel und Liedersingen, und bei dem unheiligen Tand des Billards und Schachbrettes."

„Gewiß, Sir Amias," antwortete Giffard, „gehört Deine ganze Sanftmuth dazu, Dich in Stand zu setzen, solche Abscheulichkeiten zu dulden."

„Ja, ganz recht," erwiederte Paulet, „indessen kommt es uns nicht zu, lieber Freund, uns über die Schwere der uns aufgebürdeten Last zu beklagen; wir müssen sie mit aller frommen Geduld tragen. Und unter allen diesen faden Eitelkeiten des Lebens, muß es uns da nicht ein doppeltes

Labsal sein, wenn wir einmal ruhig mit einem verständigen Freunde verkehren können! Laß Deinen Bedienten mit Julius in die Gesindestube gehen, und dann wollen wir den Abend in ernstem Gespräche hinbringen."

„Sehr gern!" sagte darauf Giffard, wandte sich dann gegen den Jüngling, welcher hinter der Lehne von Paulets Sessel hervortrat, und empfahl Lord Dacre seiner besondern Sorgfalt, wobei er seine Hand an seinen Degengriff legte. Der junge Mann verbeugte sich tief, winkte Lord Dacre, ihm zu folgen, und verließ das Zimmer. Kaum hatte er die Thür zugemacht, als er näher an den Lord herantrat und ihm leise zuflüsterte:

„Es ist Euer Wunsch, edler Herr, zu einer Unterredung mit der Königin Maria zu gelangen?" Als er dann die Verwunderung bemerkte, womit diese Frage von Lord Dacre vernommen wurde, fügte er noch hinzu: „Herr Giffard und ich, wir sind durch die Nothwendigkeit gezwungen, mit einander in Zeichen zu reden, und als er seine Hand an das Schwerdt legte, da wußte ich, welchen Dienst Ihr von mir verlangtet."

„Eure Vermuthung, junger Mann," erwiederte Dacre, „ist in der That ganz richtig. Mein Freund Giffard hatte mir allerdings gesagt, daß er Euch durch ein Zeichen in Kenntniß setzen würde, daß ich Eurer Dienste bedürfte; jedoch wußte ich nicht,

daß Ihr dadurch zugleich erfahren würdet, in welcher Weise sie mir wünschenswerth wären."

„Wenn es Euch dann gefällig ist, edler Herr," antwortete Julius, „so wollen wir keine Zeit verlieren; es befinden sich in diesem Augenblicke nur wenige Personen von Ihro Hoheit Umgebung in ihren Zimmern, und ich kann ohne Schwierigkeit zu einer Unterredung mit Fräulein Kennedy gelangen, welche Ihr dann, nach Eurem Belieben, mit einer Anfrage beauftragen könnet, ob Ihre Majestät geruhen will, Euch zu sprechen. Ich habe hier den Schlüssel zu einer geheimen Thür in dem Hofraum, durch welche man in ihre Gemächer gelangen kann."

Mit diesen Worten ging der junge Mann voran in den Hofraum; sie waren aber kaum hineingetreten, als eine Menge Volks aus den von der Königin bewohnten Gebäuden herauskam; sobald er sie erblickte, gab Julius sogleich dem Lord Dacre zu verstehen, daß er sich hinter einem vorspringenden Pfeiler verbergen möchte. Als der Haufen über den Hof zog, bemerkte Leonhard, ohne selbst gesehen zu werden, daß sie einen jungen Mann von etwa dreißig Jahren mit Gewalt fortschleppten. Seine Hände waren mit einem Stricke fest zusammengebunden, sein Haar und seine Kleidung in Folge des Ungestüms, womit er über den Hof gerissen wurde, in Unordnung gerathen, und

seine von Natur geistreichen Gesichtszüge waren durch die Qualen, welche er von dem Einschneiden der Stricke in seine bloßen Handgelenke auszustehen hatte, verzerrt. Seine Augen jedoch waren mit völliger Ergebung nach oben gerichtet, und er ließ weder Seufzer noch Murren hören.

Die Wachen, welche ihn umgaben, waren nicht so schweigsam, und das laute Geschrei „tückischer Papist! abscheulicher Götzendiener!“ traf das Ohr des Lords Dacre, wobei er die Schläge, wovon diese Schimpfreden begleitet wurden, sowohl hören als sehen konnte.

Aufgebracht über diese Scene war er im Begriff, hinter dem Pfeiler hervorzutreten, als ihn ein Druck von Julius' Hand auf seinen Arm wieder zur Vorsicht mahnte. Demzufolge zog er sich zurück, und das arme Opfer wurde wieder mit Gewalt fortgestoßen. Nachdem sie an der entgegengesetzten Seite des Hofes angekommen waren, schlossen die Wachen eine Thür in dem westlichen Thurme auf, schoben ihren Gefangenen hinein und folgten ihm dann in das Gebäude nach. In einem leisen, jedoch unwilligen Tone verlangte Lord Dacre jetzt von seinem Begleiter eine Erklärung dieser Scene, und er erfuhr, daß der junge Mann ein hartnäckiger Katholik sei und in Verdacht stehe, Priester zu sein, und daß er, auf Befehl von Sir Amias, alle Tage mit Gewalt nach der Schloß-

kapelle in dem westlichen Thurme gebracht würde, um dort dem reformirten Gottesdienste beizuwohnen, welcher dem Gebrauche nach für die Garnison gehalten wurde; und jetzt sei er, bemerkte Julius, dorthin geschleppt worden, um die Abendgebete mit anzuhören.

„Gerechter Himmel!“ rief Lord Dacre aus, „bilden diese Menschen sich ein, daß sie damit ihrem Gotte dienen, wenn sie so gegen die Meinungen ihrer Nebenmenschen wüthen?“

„Ich bin wahrlich kein Gelehrter, edler Herr,“ sagte Julius, „um über Religions-Angelegenheiten zu disputiren; ich begnüge mich damit, meine Gebete herzusagen und meinen Freunden einen guten Dienst zu erweisen, wann es in meinen Kräften steht, während ich selbst meinen Feinden einen schlechten Streich zu spielen nicht im Stande bin; ich bin ein armer schlichter Dienstbote und sehe wohl ein, daß es meiner Einfalt nicht zukommt, die tiefsinnigen Streitpunkte mit der römischen Kirche zu erörtern; indessen bin ich doch eigentlich der Meinung, daß es gut wäre, wenn die Menschen in unsern Tagen, sowohl hohe als niedere, selbst von meiner Einfalt etwas lernen wollten; es würde dann mehr Nächstenliebe und bessere Ordnung in der Welt sein!“

„Das wäre in der That zu wünschen, mein redlicher Freund,“ entgegnete der Lord, „Dein

Glaubensbekenntniß von der Nächstenliebe ist wirklich von der Art, daß wir ernstlich bitten sollten, es allgemein werden zu lassen."

Während sie so mit einander sprachen, waren sie an die von Julius erwähnte Thür gekommen, es war nicht dieselbe, aus welcher die Wachen eben erst mit ihrem Gefangenen hervorstürzten, welcher — wie Julius jetzt dem Lord mittheilte — in einem Zimmer in der Nähe der von der Königin eingenommenen eingeschlossen war. Der Thür, welche er nun aufmachte, sagte er, habe sich nie ein Anderer bedient, als er selbst, da er der einzige Besitzer des Schlüssels sei. Diese Thür brachte sie sogleich in einen langen Gang, an dessen Ende eine schmale Treppe zu den oberen Gemächern führte. Nachdem er diese Treppe mit seinem Führer hinaufgestiegen war, befand sich Lord Dacre in einem kleinen gewölbten Zimmer, das nur ein Fenster hatte, welches mit einem Gitter versehen und hoch oben an der Wand angebracht war. Durch eine gewölbte Oeffnung auf der einen Seite dieses Zimmers erblickte man einen andern langen Gang, worin sich — wie Julius sagte — die Thüren zu den Gemächern der Königin befänden. Er verließ nun den Lord Dacre mit der Bemerkung, daß er hingehen wolle, um Fräulein Kennedy, eine von Maria's Ehrendamen, zu suchen; während der Schall seiner Fußtritte in dem langen Gange ver-

hallte, blickte Lord Dacre in dem traurigen Gemache umher, worin er das Weitere erwarten sollte. Was für ein Aufenthalt für die königliche, die schöne Maria! Ein Gefängniß war es in der That, der bleiche Schimmer einer spätern Nachmittagsstunde ohne Sonnenschein erhellte kaum das düstere Zimmer; lange Epheu-Gewinde schlugen gegen das Fenster, während der Herbstwind umher heulte; und Lord Dacre's Fußtritte gaben, während er durch das einsame Gemach schritt, einen dumpfen Klang zurück, der kaum weniger schaurig war, als das unabläßige Tosen des Windes. Plötzlich wurden seine wehmüthigen Betrachtungen durch die zarten Seitenklänge einer Laute unterbrochen; nach einem langsamen melancholischen Vorspiele sang eine weibliche Stimme in einem weichen, klagenden Tone die folgenden Verse:

Was dröhnst Du, rauher Winterwind
In meine Zelle dumpf hinein,
Für Deine leichten Schwingen sind
Die Räume hier zu klein?
Froh solltest Du in's Freie weh'n,
Hin über Meer und Land;
Was hallst Du in mein Angstgestöhn
An öden Kerkers Wand?
Doch tose fort so rauh und hohl
Um mein Gefängniß her;
In Deinem Brausen hör' ich wohl
Eine Stimme aus wogendem Meer.

Und zaubre vor mein Auge hin
Sie, die Dein Flug berührt,
Die Meinen, die ihr treuer Sinn,
In Noth und Tod geführt.
Für mich sie starben jung und groß,
In früher Blüthezeit, —
Gezogen sie in Marien's Loos,
Nicht Adel, noch Jugend befreit.
Fließt wieder, ihr Thränen in bittrem Schmerz,
Einst König Franz geweiht,
Und schaudre noch einmal, mein armes Herz,
Wie Darnley's Leiche Dir dräu't!
So tose denn fürder Dein Klagelied,
Du Sturm, und entlaube den Wald;
Tief hallt es mir wieder im eig'nen Gemüth,
Hin welkt auch meine Gestalt.
Nicht zittre die Thrän' in des Mitleids Blick,
Nicht rinn' in Marien's Leid,
Denn selber ereilt ja das Mißgeschick
Den, welcher die Thräne ihr weiht.

Eine nicht weniger schwermüthige Stille folgte auf die leisen Töne dieses melancholischen Liedes, und es verging einige Zeit, ehe Lord Dacre den Schall von Fußtritten hörte, welche sich dem Zimmer, worin er von Julius zurückgelassen war, näherten. Als der Jüngling am Ende zurückkehrte, kam er in Begleitung von Fräulein Johanne Kennedy, eine der treuen Personen, welche noch immer das Schicksal der unglücklichen Maria theilten. Lord Dacre kannte diese Dame ein wenig,

und der trübe Ausdruck in ihrem Gesichte verschwand sogleich, als sie ihn erblickte. Sie ging mit ausgestreckten Armen auf ihn zu, und Julius, indem er sich ehrerbietig in einen entfernten Winkel des Gemaches zurückzog, ließ ihre Unterredung mit Lord Dacre ungestört.

„Edler, hochherziger Herr!“ flüsterte Johanne „ich bin fest überzeugt, daß mit Eurem Erscheinen eine Hoffnung besserer Zeiten für meine Gebieterin anbricht!“

„Es bezeugt wenigstens, theures Fräulein,“ antwortete Dacre, „einen Versuch von Seiten der Braven und Redlichen in diesem schönen Lande, das Elend desselben zu lindern und den Leiden der Königin Maria Gränzen zu setzen. Ich bitte, saget mir, Fräulein, wie steht es mit Ihro Hoheit?“

„Schlecht, Mylord,“ erwiederte Fräulein Kennedy, „schlecht steht es jetzt mit Königin Maria. O, mit feiner Bosheit gehen ihre Feinde zu Werke; es wäre eben so kleinlich als grausam, eines Bauern Tochter mit solchen Entbehrungen und Unwürdigkeiten zu peinigen, womit die Creaturen und Werkzeuge ihrer Muhme täglich ohne alle Scheu die königliche und gesalbte Maria martern. Könnet Ihr es glauben, edler Lord, man hat meiner Gebieterin sogar die gewöhnlichen zur Erhaltung der Gesundheit erforderlichen Bequemlichkeiten, eine Gunst, welche der Frau eines Bürgersmannes ge-

stattet worden sein würde, verweigert. Aber ich weiß wohl, diese abgefeimte Grausamkeit hat einen Zweck; sie hoffen, edler Dacre, das Opfer ihrer Bosheit zu tödten, und doch der mit einer solchen Unthat verbundenen Schande und Gefahr zu entgehen. Ach, schon mehre Monate lang leidet meine arme Gebieterin an einer allein durch ihre strenge Gefangenhaltung verursachten Krankheit und ist fast immer an das Bett gefesselt gewesen. Nur selten ertheilt ihr der finstere Sir Amias einmal die armselige Erlaubniß, einen Spaziergang auf dem Schloßhofe zu machen, in welchen Fällen sie jedesmal von ihm selbst und seinen Trabanten begleitet wird, und wobei dann die rauhen Gesichter und das freche Lächeln dieser Menschen ihr selbst den geringen Nutzen rauben, der ihr möglicher Weise aus der ohnehin so ungenügenden Bewegung in frischer Luft erwachsen könnte. Und dies ist noch nicht das Schlimmste; ihre Zimmer sind, wie Ihr sehen werdet, in einem sehr verfallenen Zustande; es sind dort mehre große Spalten in den Wänden, durch welche die scharfen Winde in diesen hochliegenden Gegenden frei eindringen und unserer armen Gebieterin und ihren Begleiterinnen durch Mark und Bein wehen."

„Hat man sich nicht an die Königin Elisabeth gewandt?" fragte Lord Dacre. „Selbst sie kann schwerlich so schmähliche Grausamkeiten gutheißen."

Fräulein Kennedy schüttelte mit dem Kopfe.

„Elisabeth, die stolze Elisabeth läßt sich wohl herab, Geschenke von ihrer unglücklichen Gefangenen anzunehmen; schon manches schöne Kleid ist in ihrem Besitze, welches von den abgezehrten Händen der Königin Maria mit sauberer Stickerei versehen worden ist. Aber ihre Leiden zu mildern! ach, nein, sie würde ihr nicht einmal noch eine Dienerin mehr — selbst nicht während eines gefährlichen Krankheitsanfalles — zugestehen, und der Bruch in der Schloßwand wird nicht wieder hergestellt. Kurz, Lord Dacre," fuhr Fräulein Kennedy fort, „der Einzige innerhalb dieser düstern Wohnung, den die Leiden der Königin zu rühren scheinen, ist unser lieber Julius hier, und für manche heimlich erlangte Vergünstigung, von denen diese gegenwärtige Unterredung mit Euch nicht die kleinste ist, sind wir ihm Dank schuldig."

„O, ich bitte Euch, erwähnet das nicht, Fräulein Kennedy," sagte Julius hervortretend, denn die Dame hatte die letzten paar Worte etwas lauter gesprochen; „ich bitte Euch, erwähnet doch das nicht; es müßte gewiß schlecht mit der Welt stehen, wenn es für ein Verdienst gelten sollte, nicht grausam zu sein!"

„Und doch ist es so, mein Lieber," sagte Lord Dacre, und fragte dann Fräulein Kennedy, ob er nicht hoffen dürfte, die Königin zu sprechen.

„Ich werde Euch sogleich, edler Lord, in ihr Zimmer führen," erwiederte die Dame, „ich hätte Euch nicht so lange hier aufhalten sollen, da die Zeit so kostbar und unsere Lage so gefährlich ist; aber in der That fürchtete ich Euer zu plötzliches Erscheinen vor meiner Gebieterin und hielt es für nothwendig, Euch von der Veränderung in Kenntniß zu setzen, welche geistiges und körperliches Leiden in ihrem Aeußern hervorgebracht haben. Außerdem, lieber Lord, wird die liebreiche Maria schon durch den Namen eines Freundes heftig ergriffen; der Muth, welcher sie gegen alle sie allein bedrohenden Gefahren so mächtig aufrecht hält, hört sogleich auf, wenn sie sich die Leiden vorstellt, welche Andere um ihretwillen zu ertragen haben. Ich bitte Euch, benehmet Euch vorsichtig gegen meine Gebieterin und verberget vor ihr die Gefahren, welchen Ihr in ihrer Sache entgegengehet. Sie ist schwach und sehr von Kräften gekommen, aber trotz meiner und Fräulein Curle Bitten bestand sie doch heute Morgen darauf, aufzustehen, und während des ganzen langweiligen Tages hat sie an ihrem Kammerfenster gestanden, ohne eine andere Unterhaltung, als die grämlichen Diener von Sir Amias über den Schloßhof hin- und hergehen zu sehen, wobei erst eben ihr Herz schwer dadurch verletzt wurde, daß sie gewahrte, wie diese Leute den armen Geistlichen, ihren Mit-

gefangenen, zu dem Gottesdienst in der Kapelle hinschleppten. Gott im Himmel weiß, welche Grausamkeiten seine Feinde ihm noch aufsparen; er ist nun drei Wochen lang verhaftet gewesen, aber ich weiß recht gut, seine Leiden werden nur mit dem Tode enden, und ich wage nicht einmal zu hoffen, daß meine Gebieterin einer Kenntniß seines Schicksals entgehen wird; ihre Verfolger sind so schlau gewesen, selbst seine Verhaftung zu einer neuen Quelle von Leiden und Kränkungen für sie zu machen."

Johanne Kennedy führte nun den Lord Dacre aus dem gewölbten Zimmer fort, wo Julius zurückblieb, um Acht zu geben, ob irgend Jemand von Sir Amias' Leuten herankäme. Als sie aus dem Zimmer nach dem äußersten Ende des Ganges hingingen, blieb Fräulein Kennedy vor einem Fenster, das auf den Schloßhof hinausging, stehen; diesem Fenster gegenüber befand sich eine Thür, und während die Ehrendame auf diese zuging, warf sie dem Lord Dacre einen Blick voll Unwillen und Betrübniß zu; trotz der zunehmenden Abenddämmerung konnte er die Thräne bemerken, die über ihre eben so, wie bei ihrer königlichen Gebieterin, durch frühzeitigen Kummer gebleichte Wange rann, und in ihren Augen den Zorn durch die Thränen funkeln sehen, während sie leise, aber in bitterm Tone ausrief:

„Tretet ein, hochedler Dacre, in die Zimmer der Königin von Schottland; königlich ausgestattet werdet Ihr sie finden, wie es einer königlichen Wohnung zukommt.“

Indem Johanne dies sagte, stieß sie die Thür auf und führte den Lord in ein kleines, enges Vorzimmer von traurigem Aussehen, mit dunkelfarbigen Tapeten ausgeschlagen, die jedoch sehr unzureichend waren, den Luftzug durch die Oeffnungen, von welchen sie geredet hatte, abzuhalten. Die Kälte, die Lord Dacre schon bei seinem ersten Eintreten in diese schrecklichen Zimmer sehr schmerzlich auffiel, war hier besonders empfindlich, während der Wind, den man in dem gewölbten Gemache leiser brausen hörte, nun deutlicher zu vernehmen war, indem die wiederholten Windstöße durch die verfallenen Mauern wie Menschenstimmen zu heulen schienen.

„Noch einen Augenblick, edler Dacre,“ sagte die Dame, „und ich werde Euch zu meiner Gebieterin hineinführen; habet die Güte, hier zu verweilen, während ich sie von Eurer Ankunft in Kenntniß setze.“

Mit diesen Worten entfernte sie sich durch die Thür eines anstoßenden Zimmers. Ein leises Gemurmel von Stimmen, worunter er zuweilen die Töne der guten Johanne unterscheiden konnte, erreichte jetzt das Ohr des Lords Dacre; sie schien

zu bitten und zu ermahnen, und ein Schluchzen erstickte mehr als einmal ihre weiblich sanfte Stimme. Nach einigen Minuten erschien sie jedoch wieder in der Thür des anstoßenden Zimmers und winkte ihm zu, daß er kommen möchte. Allein sein fester Schritt wankte, und es wurde ihm finster vor den Augen, als er in das Zimmer trat; denn was für ein Anblick kam ihm hier entgegen! O Kronen und Scepter, gefährliches Spielwerk, wesenloses Glück! Hier auf einem elenden Bette — ihre einst reizende Gestalt durch Sorgen und Krankheiten abgezehrt — lag die gekrönte Beherrscherin von Schottland, durch Heirath Königin von Frankreich, ja zu ihrem Unglück — wenn nicht der Macht, doch dem Rechte nach — auch Königin des fruchtbaren Britanniens! Auf einem Tische neben dem Lager, worauf sie ausgestreckt war, lag die Laute, worauf sie noch eben gespielt hatte; ihre Hand, fast bis zur Durchsichtigkeit mager, hing an der Seite des Bettes herunter, auf welches sie, schon durch die geringe Anstrengung des Lautenspiels erschöpft, zurückgesunken war. Ihr Kopfputz war von feinen Spitzen, und ein weiter Schleier von demselben Stoffe floß über ihren Hals und verhüllte ihr reiches, vor der Zeit grau gestreiftes Haar, und die eingefallene, sonst schön gewölbte Brust. Sie trug ein Kleid von violettem Sammet, und von ihrem Gürtel hing ein Rosenkranz von Perlen

herab. Als sie Lord Dacre kommen hörte, richtete sie sich halb auf und streckte ihm mit einem Lächeln, lieblich wie der Strahl der untergehenden Sonne an einem Sommerabend, die dünne, weiße Hand entgegen. Die blasse Stirn, die schöne, aber eingesunkene Wange, die leise Berührung der durchsichtigen Hand — dies Alles machte einen tiefen Eindruck auf Lord Dacre, welcher nicht darauf vorbereitet war, die unglückliche Marie so von der Bosheit ihrer unbarmherzigen Feinde darniedergebeugt zu sehen. Aber ihre hellbraunen Augen, mit dem sehnsüchtigen, flehentlichen Blicke, in dem sich mehr als Taubenunschuld zu verklären schien, enthüllten, den seinigen begegnend, sogleich seiner innersten Seele die ganze Geschichte ihrer Leiden, ohne ein Wort auszusprechen, und sie schien seine Hingebung für die Sache einer so schwer vom Unglücke Heimgesuchten, wie sie war, selbst richtig zu begreifen und zu schätzen. Vor diesem tiefen, innigen und wehmüthigen Blicke verschwand aus dem Herzen des Lords Dacre alle Rauheit des Kriegers, alle Kälte des Denkers, und indem er sich über die Hand der unglücklichen Königin hinbeugte, weinte er wie ein Kind. In Strömen flossen Maria's Thränen — denn ach, wie mächtig ergreift Mitleid die bekümmerte Seele — jedoch bot sie alle Kräfte auf, standhaft zu bleiben und rief, obwohl mit matter Stimme, aus:

„Das ist immer mein Loos. Ich werde mir Vorwürfe machen, wenn Ihr fortgegangen seid, edler Dacre, daß ich einen so edelmüthigen Freund so wenig zuvorkommend empfangen habe. O Gott, welch ein Unstern hat über meiner Geburt gewaltet, daß sich heitere Gesichter in meiner Gegenwart in traurige verwandeln müssen. Verschonet mich mit Euren Thränen, sie sind zu bittere Erinnerungen an mein höchst unglückliches Geschick — das Geschick, das Euch so zu weiblicher Schwäche erniedrigt!“

Lord Dacre erhob sein Haupt und warf einen flüchtigen Blick in dem Zimmer der königlichen Gefangenen umher, und dieser Blick machte auf einmal seiner weichern Rührung ein Ende; die plötzliche Gluth des Zornes färbte seine Wangen dunkelroth, und sein Herz klopfte laut, nicht weniger vor Entrüstung über das der Königin Maria wiederfahrene Unrecht, als vor Mitleid bei ihrem Elende. Es war wirklich Grund genug vorhanden, seinen Unwillen aufzuregen, wenn er die Lage der Frau betrachtete, welche in diesem traurigen, schlecht ausgestatteten Gemache wohnte, und dabei an den Luxus dachte, welcher immer die tyrannische Elisabeth umgab. Welch ein Contrast zwischen dem, was man hier sah, und jenem Luxus. Die Stube selbst war eng und unbequem eingerichtet, die Tapeten waren so abgenutzt, daß die

Königin und ihre Kammerfrauen an mehren Stellen sich genöthigt gesehen hatten, ihre eigne Kunst zu versuchen, um sie auszubessern; die Möbeln waren von gewöhnlichem Eichenholz, und man hatte große, mit wollenen Decken behangene Schirme aufgestellt, um sich dadurch vor der Kälte zu schützen. Nur ein Fenster befand sich in diesem Zimmer, welches nach dem Schloßhofe hinausging, und eine hohe Ulme von düsterm Aussehen wiegte vor demselben ihre schon halb entblätterten Zweige. Tief hatte indessen die Bewegung des Lords Dacre die unglückliche Maria ergriffen. Für ein weibliches Herz liegt etwas eigenthümlich Schmerzliches in den Thränen des männlichen Geschlechts; es überwältigt uns sogleich eine unbeschreibliche Betrübniß, sobald wir einen Mann weinen sehen, da wir an dem Manne so viel stolzen Gleichmuth, so unbeugsame Beharrlichkeit gewohnt sind; ja, es liegt etwas unwiderstehlich Schreckliches und Schauerliches in dem Anblick eines Mannes, der einem solchen weiblichen Uebermaße von Schmerz erliegt. Und wann besaß je ein Weib ein Herz, das sanfter, zarter, von Natur für jede edle und reine Gemüthsbewegung empfänglicher gewesen wäre, als das Herz von Maria Stuart. O, hätte dieses weiche Herz nur etwas von der berechnenden Selbstsucht, dem gewissenlosen, unermeßlichen Ehrgeize ihrer Muhme besessen — dann wäre es vielleicht

nicht Maria's Schicksal gewesen, einen so bittern Leidensbecher bis auf die Hefe zu leeren. Aber es sollte nicht so sein, im Leben erschien sie als ein edles, liebreiches, argloses Weib, mit weiblicher Schwachheit vielleicht jedoch immer die Anziehendste ihres Geschlechts; und im Tode — ach, selbst die Hoheit, die ihren Tod verklärte, war im Charakter der weiblichen Natur. Ihre Besorgniß für Andere, ihre liebenswürdige Selbstentäußerung, ihre christliche Ergebung, alles dies zeigte das Weib, und immer das großartige Weib. — Eine unendlich wehmüthige Stimmung also erregten bei Maria die Thränen des Lord Dacre; und eben so schmerzlich erwog sie die persönliche Gefahr, welcher er sich durch diesen verstohlenen Besuch bei ihr unterzog, und ihre Einbildungskraft sah schon die Schergen Sir Amias Paulets, wie sie ihre Waffen in das Herzblut des edlen Dacre tauchten. Hatte sie nicht selbst die fürchterliche Erfahrung einer solchen Gräuel-Scene gemacht! Die finstern Stirnen, die rohen Flüche, des Unglücklichen fruchtlose Versuche, zu entkommen — Alles stand der Königin Maria vor der Seele; und durch die Erinnerung an vergangenes Mißgeschick aufgeregt, von den Besorgnissen des Augenblicks überwältigt, fragte sie mit kaum vernehmbarer Stimme, warum sich Lord Dacre nicht vor einer Unterredung mit einer Person gescheuet hätte, die über Alle, welche

sie so liebten, wie er, so viel Unglück brächte? — Leonhard Dacre hatte unterdessen seine Fassung wieder erlangt, und mit kurzen, aber bündigen Worten setzte er die Plane auseinander, deren Ausführung den Grafen von Northumberland und Westmooreland und ihm selbst so sehr am Herzen lag. Maria hörte ihn ruhig an, und als er seine Rede geendet hatte, wandte sie sich an Johanne Kennedy und sagte ihr, indem sie vergeblich einen strengern Ton annehmen wollte, der ihrem Gemüthe fremd war: „Ach, Johanne, mein gutes Mädchen, Du handelst doch im Grunde verrätherisch an Deiner Gebieterin! Habe ich es Dir nicht gesagt, meine Liebe, ich wüßte es, daß der brave Dacre eine Zusammenkunft mit mir nur nachsuchte, um mir irgend einen Plan zu entdecken, dessen Gelingen mir möglicher Weise Ruhe und Frieden wiederschaffen könnte, der aber im Falle des Fehlschlagens — o der schrecklichen Gewißheit! — wieder die edelsten meiner Freunde zu Grunde richten würde! — Nein, hochherziger Dacre!“ fuhr sie dann, in heftiger Aufregung von ihrem Lager sich erhebend und die Hand des Edelmannes ergreifend, fort: „Nein, das darf nicht geschehen; schon zu oft habe ich den Untergang meiner Freunde zu beklagen gehabt, überlaßt mich jetzt wenigstens meinem traurigen Schicksale, edler Lord; die Grausamkeit meiner Feinde ist beinahe zu dem Ziele,

welches sie sich vorgesteckt haben, gelangt, mein schwacher Leib bricht unter Gefangenschaft und Kummer schnell zusammen, und der Tod — dem ich jetzt mit Freuden entgegensehe — wird mich bald von meinen Leiden erlösen. Lasset mich nicht, edler Dacre, mit der Last von Eurem und Eurer Freunde Blut beschwert, in das Grab sinken! Gehet! Saget dies dem tapfern Percy, dem braven Nevil; versichert sie, wie hoch die rettungslos verlorene Maria ihre Liebe zu schätzen wisse, wenn sie auch den heldenmüthigen Plan, den sie ihnen eingab, zurückweist."

„Nein, theuerste und gnädigste Fürstin," erwiederte Lord Dacre, „und saget mir nicht, daß dies Euer Entschluß ist; Ihr werdet nicht so plötzlich Euch selbst ganz unähnlich geworden sein und die Herzen mit Verachtung zurückstoßen, welche bereit sind, ihr bestes Blut zu Eurer Befreiung oder Vertheidigung zu vergießen; glaubet mir, königliche Frau, es wird schwer halten, die Grafen davon zu überzeugen, daß ihre Hingebung an Eure Sache von Euch nach ihrem ganzen Werthe gewürdigt wird, wenn Ihr die stärksten Beweise derselben so kalt ablehnet."

Maria schüttelte bei diesen Worten mit dem Kopfe, sank wieder auf ihr Lager zurück und saß so einige Minuten lang mit gefalteten Händen, während die Farbe auf ihren blassen Wangen bald

zu-, bald abnahm. Ihre Hofdamen, Johanne Kennedy und Elisabeth Curle, beobachteten ängstlich den Ausdruck in ihren Zügen; denn sie wußten, daß ihre Gebieterin, wenn sie einmal einen Entschluß gefaßt hatte, selbst bis zum Eigensinn fest sein konnte. Indessen verschwand die Röthe bald von ihren Wangen, und mit einem Antlitze, so unbeweglich zugleich und so weiß, wie Marmor, wandte sie sich von Neuem an den Lord Dacre mit folgenden Worten:

„Und Ihr sogar," sagte sie in einem Tone sanften Vorwurfs, „auch Ihr wolltet den Becher meiner Leiden bis zum Ueberfließen voll machen! O, überlasset den Triumph ihrer eignen Größe; laßt mich doch gewähren, wenn ich davor zittere, Andere in mein Elend mit hineinzuziehen, und macht es mir deshalb nicht zum Vorwurfe, ich sei gegen so großartige Bemühungen gleichgültig und könne ein solches Unternehmen zu meinen Gunsten, vor dessen Gefahren ich nur, da es für meine Freunde eine so verderbliche Wendung nehmen kann, besorgt bin, geringschätzen. Und wenn Ihr nicht ein Herz, das bereits von tausend Martern zerrissen ist, vollends morden wollet, so müsset Ihr nicht sagen, daß ich kein Gefühl für Eure Anhänglichkeit hätte, daß ich nicht stolz darauf wäre, zu hören, daß ein Dacre, Percy und Nevil bereit sind, das mir widerfahrene Unrecht zu rächen; daß so

muthige und hochherzige Männer den Schleier der Verläumdung, womit die Bosheit meiner Feinde meinen einst fleckenlosen Ruf umhüllt hat, zerrissen haben. O, es ist erhebend und erfreulich, so Viele der Besten und Tapfersten dieses Landes meiner Sache so innig ergeben zu sehen! Jahre, Jahrhunderte können darüber hingehen, und meine Unterdrücker mit mir in die Nacht des stummen Grabes hinabsinken, — und das Böse, was sie angestiftet haben, wird vielleicht noch weit über die kurze Strecke ihres irdischen Daseins hinaus seine Wirkungen äußern, und Maria Stuart's Name von kommenden Geschlechtern mit Abscheu und Verachtung genannt werden. Dann aber, edler Dacre, wird mein gelästerter Ruf in Eurer großmüthigen Hingebung eine Rechtfertigung finden, und Manche werden sogar zu behaupten wagen, daß für einen solchen Schandfleck der Frauen ein Percy und ein Nevil sich nicht bereit gezeigt haben würden, ihr Alles und ihr Leben einzusetzen."

„Und wenn Ihr davon, theuerste Fürstin, so fest überzeugt seid," sagte Lord Dacre, „wenn Ihr es fühlet, daß die Hingebung treuer Herzen, wenn Jahrhunderte vergangen sind, noch dazu dienen kann, die Bosheit Eurer Feinde zu nichte zu machen, — könnt Ihr es doch vergessen, daß der Antrag unserer Dienst nur dann, wenn sie angenommen werden, irgend zu öffentlicher Kunde ge-

langen wird. Gebet mir nur die Versicherung, königliche Frau, daß Ihr unsere Hülfe annehmet, und ein Heer tapferer Soldaten, unter denen die beste Kriegszucht herrscht, soll Euch bald aus Eurem Kerker befreien."

„Noch immer so beharrlich!" entgegnete Maria. „Noch immer so bereit Euch zu Grunde zu richten. Suchet mich nicht länger in meinem Vorsatze zu irren, ich bitte Euch darum, lasset mich unter meinen Leiden wenigstens im Frieden mit mir selbst. O, die Aussicht auf Befreiung ist allerdings sehr lockend für den Gefangenen! Habe ich nicht vor Neid geweint, wenn ich die armen Vögel vor meinem Fenster vorüberflattern sah; habe ich mich nicht gesehnt, gleich ihnen, frei zu sein? Verlasset mich also, aus bloßer Barmherzigkeit, edler Dacre, ich fühle, daß ich ein elendes, schwaches, engherziges Wesen bin, immer bereit, auf das eitle Geflüster der Hoffnung zu hören und das Glück, das möglicher Weise eintreten könnte, gegen das vorhandene Elend abzuwägen; verlasset mich also, Mylord, wo nicht aus Rücksicht gegen Euch selbst, doch aus Mitleid mit mir; bedenket, wie die schlaue Bosheit von Walsingham und Cecil Mittel finden würde, meine vielen Bedrückungen noch zu vermehren, wenn das Glück uns nicht beistände, und sie mich bei einem neuen Versuche zum Entfliehen ertappten!"

„Wahrlich, gnädigste Frau,“ versetzte Leonhard Dacre; „sehr wünschte ich, Ihr hättet mir den letzten Ueberredungsgrund, zu dem ich jetzt meine Zuflucht nehmen muß, erspart; sehet Ihr nicht ein, daß, ehe ich sie durch Eure Ablehnung ihres Beistandes davon zurückhalten kann, die Anstrengungen meiner Freunde höchst wahrscheinlich schon den Verdacht Elisabeths und ihrer Minister rege gemacht haben werden? Glaubet mir, königliche Maria, es bleibt jetzt kein Mittelweg übrig; wir ließen es uns nicht einfallen, daß Ihr nur einen Augenblick unsre Dienste zurückweisen würdet, auf deren Annahme von Eurer Seite Ihr uns früher Grund gabt, fest zu rechnen, und daß Ihr jetzt, da Alles zur Reife gediehen ist, der Sichel Einhalt thun würdet, welche uns mit einer so schönen erfolgreichen Erndte zu belohnen verspricht. Sehet, gnädigste Königin, ich will jetzt als Egoist reden; ich will Euch daran erinnern, daß viele von den Edelleuten der nördlichen Grafschaften, daß Northumberland, Westmooreland, ich selbst, alle mit in Eure Sache hineingezogen sind; ja daß, sollten einst die Argusaugen der Regierung über unsere Maßregeln aufgehen, ehe sie mit Erfolg gekrönt sind, dann selbst der geheiligte Charakter eines Gesandten wohl nicht hinreichen würde, den braven Vitelli vor Elisabeths Zorn zu schützen.“

„Ja, ja!“ sagte Maria, indem ihre Augen mit

dem Ausdrucke der größten Verlegenheit auf das Gesicht des Lords gerichtet waren. „Ich sehe, ich weiß es Alles — mein Eigennutz, meine Thorheiten stürzen immer meine Freunde ins Verderben; ja, niedergebeugt durch die Schwere meiner Leiden, sandte ich jene verhängnißvollen Botschaften aus, welche Euch zu allen diesen gefährlichen Unternehmungen angetrieben haben. Und soll ich nun gar mit eigner Hand Euer Todesurtheil unterschreiben; soll ich Euch offen zu einem Kampfe mit meinen furchtbaren Feinden aufreizen? Ja, gehet hin," wiederholte sie mit einem schweren Seufzer — „gehet hin und erneuert die Schrecknisse, welche zu jeder Zeit meinen unheilbringenden Schritten nachgefolgt sind — tränket die Erde mit Eurem treuen Blute. Kann ich in die Vergangenheit blicken und es nur einen Augenblick wagen, Euch in Euren Versuchen zu bestärken?"

Noch während sie sprach, sank die unglückliche Königin auf das Bett zurück, ihre Augen schlossen sich, und ihr Haupt fiel auf die Brust der Elisabeth Curle, während selbst die immer dunkler gewordene Dämmerung die leichenähnliche Blässe ihres Gesichts nicht ganz verbergen konnte. Lord Dacre stand, die Arme über die Brust zusammengeschlagen, daneben, während Johanne Kennedy eine Kerze anzündete und Essenzen herbeibrachte, um damit ihre unglückliche Gebieterin wieder ins Le-

ben zu rufen. In diesem Augenblicke ließ sich ein lautes Geschrei unten von dem Hofe her hören, und unwillkührlich näher zu dem Fenster hintretend, bemerkte Lord Dacre, wie ein Haufen von der niedrigsten Dienerschaft des Schlosses den unglücklichen Gefangenen, welchen er vorhin gesehen hatte, fortschleppte, während zwei Knaben mit einem Rauchfasse und Kerzen, zur Verhöhnung der katholischen Kirchengebräuche, vor ihm herschritten. Lautes Lachen, mit Verwünschungen gegen den Gefangenen vermischt, folgte dann, und einer aus dem Trupp, noch roher als die übrigen, trat vor das Fenster der Königin und rief ihr zu, ob sie nicht ihre Augen einmal an dem Anblicke eines von vollständigem Gefolge begleiteten Meßpriesters weiden wollte. Das Vortreten dieses Bösewichts war so plötzlich gewesen, daß er Lord Dacre im Fluge erblickte, bevor derselbe Zeit gewinnen konnte, sich von der gefährlichen Stelle zu entfernen. In dem Halbdunkel würde der Mensch indessen nicht im Stande gewesen sein, in der Person, welche er sah, einen Fremden zu erkennen; aber er befand sich in einem ziemlich starken Rausche, und die Complotte und Blutbade zum Besten der papistischen Königin, womit er gewohnt war, seine Phantasie zu beschäftigen, standen ihm jetzt gerade lebhaft vor der Seele.

Er erhob ein Geschrei, daß er in den Zimmern

der Königin einen Fremden gesehen hätte, und während einige von seinen Genossen ihre Belustigungen mit dem Priester noch fortsetzten, stürzten die übrigen, ohne nur auf Befehle von Sir Amias zu warten, auf die große Thür zu, welche zu Maria's Gemächern führte. Das Geschrei und der Lärm von dem Hofe her weckte die Königin sogleich wieder aus ihrer Abspannung; mit einer Art von Wahnsinn in ihren Blicken fragte sie nach der Bedeutung dieses Getümmels, indessen nur wenige Worte waren hinreichend, ihr die Ursache begreiflich zu machen, und in der größten Angst bat sie den Lord flehentlich, daß er sich durch die Flucht zu retten suchen möchte. Er jedoch zögerte noch immer, obgleich ihm der Tod ins Antlitz gähnte, er zögerte noch, um Marien ihre Einwilligung in seine kühnen Plane abzudringen.

„O Gott, verlasset mich! verlasset mich nur diesmal!" rief die Königin aus, „wollet Ihr, daß sie Euer Blut vor meinen Augen vergießen!"

„Dann gebet mir das Versprechen, daß Ihr Euch auf eine schnelle Erlösung von diesen Leiden gefaßt halten wollet; welche Uebel, gnädigste Königin, würden denen, die für Euren Glauben dulden, erspart werden, wenn Elisabeths Macht gestürzt wäre."

„Thuet meinetwegen, was Ihr wollet," erwiederte Maria, „und ich will mich auf Glück und

Unglück gefaßt halten; aber eilet hinweg von diesem schrecklichen Orte, und wagt Euch nie wieder in seine gefährliche Nähe, — horch, ich höre, wie sie die schweren Thüren meines Kerkers aufriegeln — Gott behüte Euch, edelmüthiger Dacre, und fliehet sofort um Eures eignen, um meines Lebens willen, ich werde es nicht überleben, wenn noch einer meiner treuesten Freunde ermordet wird. Schnell, gute Elisabeth, schnell in das gewölbte Zimmer, oder es wird zu spät!"

Noch während sie sprach, brachte die Königin in ihrer entsetzlichen Angst den Lord bis an die Thür des Gemaches und schob ihn dann fast mit Gewalt zu derselben hinaus. Von Elisabeth begleitet, lief er schnell dem Gemache zu, wo er Julius verlassen hatte, aber schon in dem Gange kam ihnen dieser entgegen, da er in dem gewölbten Zimmer den Lärm der Wachen und Diener, indem sie in die untern Stuben eindrangen, gehört hatte. Er winkte jetzt Lord Dacre zu sich, sagte Elisabeth, daß sie schnell zu ihrer Gebieterin zurückkehren möchte, und führte jenen durch das gewölbte Zimmer und die Treppe hinunter nach dem unten befindlichen Gange. „Edler Herr," rief er dann, athemlos vor Eile, aus, „es wäre gefährlich für uns, wenn wir es jetzt versuchten, über den Hof zu gehen; denn mehrere von den Wachen treiben da noch mit dem armen Priester

ihr Spiel, und wenn man uns aus dieser geheimen Thür, die zu den Zimmern der Königin führt, herauskommen sähe, so würde dies augenblicklichen Argwohn erregen; denn es ist mir ausdrücklich von Sir Amias verboten, irgend einen Fremden zur Königin zu lassen. Ich kenne den Trunkenbold Hodge, welcher diesen Tumult veranlaßt hat, und, so Gott will, soll es meine Schuld nicht sein, wenn sein Rücken nicht für seinen zu starken Durst büßt. Sir Amias ist kein Liebhaber von starkem Trinken. — Einstweilen muß ich Euch in einem geheimen Kerker verbergen, welcher mir allein bekannt und, wenn auch ein unangenehmer Zufluchtsort, doch ein sicherer ist. Habet die Güte, Herr, und gebet mir Eure Hand, denn die Gänge sind dunkel. Nachdem Ihr Euch dort versteckt habt, werde ich selbst wieder hinausgehen, denn außerdem, daß man nach mir gefragt haben könnte, kann ich vielleicht diese wilden Ruhestörer überreden, daß ich allein in der Nähe der Zimmer der Königin gewesen bin."

Während er so sprach, führte der junge Mann den Lord Dacre durch die Kellergewölbe des Schlosses; es waren schaurige, dumpfige und feuchte Höhlen — die Luft dick und von widrigem Geruche — und so finster und labyrinthisch, daß eine so vollkommene Bekanntschaft, wie sie Julius von ihren geheimen Windungen besaß, nothwendig war,

um sich hindurchzufinden. Endlich stieß er eine eiserne Thür auf, stand still und sagte: „Ruhet Euch hier aus, gnädiger Herr, ich werde sogleich wieder bei Euch sein. Ihr seid jetzt in einem Souterrain unmittelbar unter den Zimmern der Königin, die Wachen können Euch hier nicht finden, und ich werde, wenn sie sich in ihre Quartiere begeben haben, schnell zu Euch zurückkehren."

Mit diesen Worten ging Julius rasch fort und verschloß und verriegelte hinter sich die gewichtige Kerkerthür. Ein unbehagliches Gefühl von eigenthümlicher Art ergriff den Lord Dacre, als er den letzten Schall der immer weiter sich entfernenden Schritte des Jünglings hörte; hatte er ihn hier bloß hergeführt, um ihn zu verrathen? in diesen Tagen, wo Verrath etwas so Gewöhnliches war, schien ein solches Ereigniß durchaus nicht unmöglich. Und dann Giffard, in wessen Diensten stand er eigentlich? War es von ihm zu erwarten, daß er in seinem Verkehr mit Sir Amias von den Geheimnissen, die ihm unglücklicher Weise anvertraut waren, etwas entdecken würde? Lord Dacre hielt es für ein Glück, daß diesem Manne, dessen Treue ihm nur verdächtig vorkommen konnte, die eigentliche Beschaffenheit seines Anschlages gegen Elisabeths Regierung nicht bekannt war, und daß er

nicht wußte, daß die edlen Grafen von Westmooreland und Northumberland Theilnehmer desselben waren.

Unterdessen drang das Gewühl in den oberen Gemächern zu Lord Dacre's Ohren, und es dauerte nicht lange, so hörte er die Wachen in die Souterrains in seiner Nähe heruntersteigen, wobei er selbst ihre donnernden Flüche und dazwischen die Vorstellungen, die ihnen Julius machte, vernehmen konnte; einmal hörte er, wie sie dem Kerkergewölbe, worin er verborgen war, sehr nahe kamen, dann aber sogleich wieder umkehrten, wodurch Julius Versicherung, daß dieser geheime Winkel ihm allein nur bekannt sei, bestätigt ward. Die Dunkelheit und die verschlungenen Krümmungen des Weges, der zu diesem Souterrain führte, würde es Lord Dacre unmöglich gemacht haben, zu entkommen, selbst wenn er die Thür mit Gewalt hätte aufstoßen können. Allmälig verlor sich der Schall der Stimmen und Fußtritte der Wachen in der Entfernung, und er blieb allein in völliger Einsamkeit und Stille. Die Dunkelheit in dem Gewölbe war beinahe mit Händen zu greifen, und selbst der leise Laut seines eignen Athemzuges wurde ihm peinlich in der Grabesstille, von der er jetzt umgeben war; er hörte die dumpfen Töne der Schloßglocke feierlich die achte und neunte Stunde verkünden,

aber Julius kam noch immer nicht, und voll Besorgniß vor irgend einer schwarzen Verrätherei, entweder des Jünglings oder Giffard's, maß er den beschränkten Umfang des Kerkers, in fieberhafter Angst, mit seinen Schritten.

Zweites Kapitel.

Während des ganzen schrecklichen ersten Tages ihrer Verhaftung blieb die unglückliche Lucie Ferton allein in der traurigen Einsamkeit ihrer Zelle, welche nur einmal durch das Eintreten ihres Kerkermeisters Clemens, welcher ihr eine kärgliche Portion Brod und Wasser brachte, unterbrochen wurde. Ein boshaftes Lächeln verzerrte die hageren Züge dieses Menschen, als er ihre elende Speise mit den Worten niedersetzte: „Erhebe Dich, holdes Mädchen und laß Dir die schöne Mahlzeit gut schmecken, womit der gastfreie Sir Philipp seinen reizenden Gast versorgt hat; wenn sie jedoch Deinem leckern Magen nicht ganz zusagen sollte, so halte Dich geradezu an die Vorschriften Deines gerechten Glaubens, bedenke, wie er Fasten und Einsamkeit anbefiehlt, um die Hitze des jugendlichen Blutes zu kühlen. — Willst Du nicht aufstehen, Mädchen?“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß die Arme, augenscheinlich ganz entkräftet, noch immer auf ihrem Strohlager hingestreckt lag. „Willst Du nicht auf-

stehen? Nun, so will ich Dir helfen!“ Und er streckte seine welke Hand aus, die Liegende aufzurichten. Aber Lucie fuhr vor seiner Berührung zurück und bat ihn, mit einem Ausdruck von Entsetzen in Blick und Stimme, daß er sie verlassen möchte. „In der That schmerzt es mich sehr,“ sagte Clemens, „daß meine Worte einem so hübschen Mädchen so unangenehm sind, jedoch will ich Dir für jetzt Lebewohl sagen, wenn aber der Abend herankommt, werde ich Dich wieder besuchen, wo dann — so Gott will — sein getreuer Diener, Rudolph Adams, sich wohl hinlänglich erholt haben wird, um mir Gesellschaft zu leisten. Und gewiß, Mädchen, muß seine fromme Sprache und Miene selbst für das Gemüth eines eitlen Weltkindes, wie Du bist, eine heilende Kraft haben; freue Dich also der Nachricht, daß Du Rudolph, den gottbegnadigten, heute Abend mit mir zusammen sehen wirst!“

Nachdem er dies mit einem abermaligen hämischen Grinsen gesagt hatte, ging der alte Mann fort.

Schwach und vom Fieber angegriffen, wie sie war, nahm die unglückliche Lucie doch mit Freuden die elenden und unzulänglichen Nahrungsmittel zu sich, welche ihr Sir Philipp in seiner niederträchtigen Grausamkeit bestimmt hatte. Sie hatte es nicht vergessen, daß ihr auch von ihm ein

Besuch zugesagt war, und sie zitterte bei dem blo-ßen Gedanken daran.

Aber zum Glücke für Lucie war Sir Philipp den ganzen Tag über, welcher der erste ihrer Gefangenschaft und derselbe war, an welchem ihre Muhme der Königin Elisabeth das Leben gerettet hatte, mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

Man wird sich erinnern, daß es gegen das Ende des Tages war, als Sir Philipp ihre beabsichtigte Flucht aus dem Garten bei seinem Hause entdeckte; und nachdem er, dorthin zurückgekehrt, der gänzlichen Willkühr Clemens', des allerrohesten und fanatischsten von seinen Dienern, das arme Mädchen überlassen hatte, — begab er sich auf sein eignes Zimmer zurück, um da die Ruhe zu finden, welche ihm das Bewußtsein seines gemeinen und niederträchtigen Verfahrens raubte. Wie wir oben schon bemerkten, hatte Sir Philipp bisher seine Frevelhaftigkeit noch wenig durch die That bewiesen; welche Keime ruchloserer Leidenschaften auch in seinem Innern liegen mochten, so waren sie doch zeither wegen Mangels an starken Antrieben verborgen geblieben. Als jetzt solche Aufregungen hinzukamen, stand Sir Philipp auf dem Punkte, seiner frechen Bosheit völlig die Zügel schießen zu lassen; da ihm jedoch ein solches Extrem von Schlechtigkeit noch neu war, so fühlte er sich doch in seinem Gewissen beunruhigt. Es

war vergebens, daß er sich auf seinem Dunenbette hin und her warf; das weiche Lager hatte doch nichts Behagliches für ihn, und er konnte die reichen Vorhänge von grünem Sammet nicht ansehen, ohne daß ihm der feuchte schauerliche Kerker, den er einem zarten jungen Mädchen zur Wohnung angewiesen hatte, augenblicklich vor die Seele trat. Und wie sehr er sich auch an dem Bilde von Heinrich Willoughton ergötzte, wie er, von seinem Schwerdte durchbohrt, zu seinen Füßen den Geist aufgäbe, oder unter den Qualen der Folter sich wände, konnte er sich doch des drückenden Gedankens nicht erwehren, daß der Mann, dem er ein so schreckliches Schicksal bereiten wollte, weit entfernt, ihm irgend übel zu wollen, vielleicht kaum einmal von seinem Dasein etwas wußte.

Eine Zeit lang also, wie wir sagten, wälzte sich Sir Philipp — unter dem Andrange dieser keineswegs lieblichen Gedanken — hin und her, und die Sonne stand hoch am Himmel, ehe er der Ruhe genießen konnte, wonach er sich so sehr sehnte. Aber das Schicksal hatte dem armen Ritter einmal Krieg und Feindschaft geschworen, denn er hatte kaum die Augen geschlossen, als ihm zu neuer Qual Lucie erschien, wie sie in den Armen ihres Geliebten sichern Schutz gefunden hatte; und aus diesem peinlichen Schlummer weckte ihn ein eben so widriges Klopfen an der Thür seines Schlaf-

zimmers und die ungeduldig Einlaß verlangende Stimme von Clemens. Der Einlaß wurde ihm auf der Stelle von Sir Philipp gewährt, welcher, als er Clemens' Stimme hörte, mit einer unbestimmten Ahnung, daß Lucie wirklich entflohen sein möchte, aufsprang.

„Lieber Herr! Ihr werdet aufstehen müssen, hohe Gäste haben Euer Haus zu dieser frühen Stunde mit ihrem Besuche beehrt. Stehet auf, ich bitte Euch inständigst!" sagte der alte Mann. Sir Philipp begriff jedoch nicht, was das für Gäste sein könnten, um deretwillen er Lust haben sollte, gerade in diesem Augenblicke sein behagliches Bett zu verlassen, und indem er etwas einem Fluche über Clemens' übertriebenen Diensteifer sehr Aehnliches in den Bart brummte, war er im Begriffe, wieder einzuschlafen. Allein der alte bevorrechtete Diener wollte eben so wenig mit sich spaßen lassen, er trat also an das Bett heran und packte Sir Philipp sehr unhöflich beim Arme.

„O Ihr gottloser junger Mann, so wahr ich an Gottes Barmherzigkeit glaube, ich schäme mich Eurer wahrhaftig! Weiß man die Gnade des Himmels denn so wenig zu schätzen, kommt es einem armseligen Ritter und einem thörichten Flattergeiste, wie Ihr seid, zu, die fromme Freundschaft und die huldreichen Besuche von Mylord Leicester zu verschmähen? Schande über Euch, Philipp,

steht auf und hört seinen weisen Rathschlägen zu, ich stehe Euch dafür, er wird bald Eure verdorbenen Sitten veredeln; denn er ist wirklich ein eben so gottesfürchtiger als menschenfreundlicher Edelmann, und mit gebührender Ehrerbietung spricht er immer von den weisen Bestrebungen der Gerechten unserer Zeit, jene Hinneigung zu den Gräueln des Papstthumes zu hemmen, welche durch die eigene Nachsicht der Königin leider nur zu sehr begünstigt wird. Steht auf, Philipp, ohne Verzug, und laßt mich Euch gleich helfen, Eure Kleider anzulegen, es wäre entsetzlich unhöflich, den edlen Leicester warten zu lassen!"

Sir Philipp gab nun den Bitten des Alten nach, obgleich er über Leicesters Besuch zu dieser ungewöhnlichen und frühen Morgenstunde keineswegs sehr erfreuet war, da er sehr fürchtete, daß er diese Auszeichnung einer Kenntniß zuschreiben müßte, welche der verschmitzte und sittenlose Edelmann während der vergangenen Nacht davon erlangt hatte, daß er Lucie Ferton entführt habe. Als Sir Philipp Edmund Ware zu sich kommen ließ, erfuhr er von ihm, daß dies sehr wohl der Fall sein könne, da die Gondel jenes Edelmannes auf dem Flusse an dem Fischerkahne vorübergefahren sei, worin Lucie fortgebracht wurde. Als er sich noch genauer nach der Sache erkundigte, erfuhr Sir Philipp, daß Lucie aus dem Kajütenfenster nach Hülfe geschrien,

und daß die Geistesgegenwart von Johann Morley, der das Tau, welches von Leicesters Gondel auf den Kahn geworfen war, durchhieb, es allein verhindert hatte, daß man ihm die so theuer erkaufte Beute nicht wieder raubte. Auch wurde Sir Philipps Unruhe nicht vermindert, als er vernahm, daß Lord Leicester bei diesem frühen Besuche von Sir Christoph Hatton begleitet gewesen sei, welcher ein anderer bevorzugter und mächtiger Günstling der Königin und außerdem der Mann war, welchen man ihm als den vorzüglichsten Anbeter von Lucie Ferton genannt hatte. Nach seinem Zusammentreffen mit Lord Dacre in der Leihhausstraße — denn Sir Philipp war der maskirte Abenteurer — hatte er sich voll Wuth und Aerger schnell von dort wegbegeben; es war ihm allerdings besonders darum zu thun gewesen, Gertrud in seine Gewalt zu bekommen, und dieser Plan war ihm fehlgeschlagen. Nachdem er seinen Dienern in der Eile den Befehl gegeben hatte, Lucien, welche bereits in den Fischerkahn geschafft war, in Sicherheit zu bringen, begab er sich schnell nach seiner Wohnung an dem Strand zurück, und nachdem er eine Stunde lang seinen fruchtlosen Zorn ausgetobt, setzte er sich zu Pferde und ritt nach Eltham hin. Hieraus erklärt es sich, daß er so viel später als seine arme Gefangene daselbst eintraf.

Mit einer vergnügten Miene, der man den Zwang leicht ansah, ging Sir Philipp in eines von den prachtvollen Gemächern im Erdgeschosse seines Hauses hinunter, um zwei Männer mit Dankbezeugungen für die Ehre ihres Besuches zu bewillkommen, welche er gern beide in diesem Augenblicke spornstreichs in die andere Welt geschickt hätte. Sir Philipp war kein sonderlicher Physiognom und mochte sich deshalb wohl irren, jedoch glaubte er in dem Auge des Grafen eine Art von übermüthigem Triumphe zu erkennen, welcher anzudeuten schien, daß er seine Anschläge entdeckt hätte und entschlossen wäre sie zu vereiteln. Sir Philipp hatte erwartet, daß der Graf auf schlauen Umwegen sich bemühen würde, diejenigen Absichten in Bezug auf Lucie, welche — wie er fest überzeugt war — von ihm gehegt würden, zur Ausführung zu bringen, und daß er sich ohne offene Gewaltthätigkeit gewisser Mittel bedienen würde, um ihn dazu zu nöthigen, daß er ihm, als dem mächtigern Unterdrücker, das Mädchen überließe. Bei dieser Voraussetzung aber befand sich Sir Philipp in einem großen Irrthume; es war keineswegs die Absicht des Günstlings, gegen einen unbedeutenden jungen Mann mit soviel Rücksicht zu verfahren, welchen er vermittelst seines Einflusses am Hofe, wie er wohl wußte, zu jeder Zeit leicht hätte zu Grunde richten können. Wann er Jemanden so

vollkommen in seiner Gewalt sah, wie es Sir Philipp war, so war eine Art von unverschämter Offenheit in dem Benehmen des Lords Leicester; er gab sich nicht einmal die Mühe über die Schändlichkeit seiner Pläne einen Schleier zu werfen, und da er wußte, daß der, der sein Opfer werden sollte, nicht im Stande war, seiner Macht zu widerstehen, so fand er gewissermaßen ein boshaftes Vergnügen daran, dieselbe zur Schau zu tragen. Von diesem Beweggrunde angetrieben, verlangte er sogleich, und mit sehr deutlichen Worten, von Sir Philipp zu wissen, ob er Lucie Ferton fortgebracht hätte, und ob sie mit in diesem Hause wohne. Der arme Ritter stammelte und machte einen schwachen Versuch, jede Kenntniß von dem jungen Mädchen abzuleugnen, jedoch hätte er sich diese Mühe ersparen können.

„Lieber Junge!" sagte Leicester, indem er seine schöne Gestalt auf eins von den seidenen Kissen warf, welche das üppig ausgestattete Gemach zierten, „gieb Dir nicht die Mühe zu leugnen. Du kannst versichert sein, daß weder ich noch Sir Christoph eine feindliche Gesinnung gegen Dich hegen, obgleich Du ein so unehrerbietiges Bestreben gezeigt hast, uns Beide um die Haupt-Dame unserer Liebe zu bringen; denn wisse, daß meine eigene Leidenschaft der schönen Gertrud Harding, der Muhme des artigen Mädchens, welches Du so ge-

schickt entführt hast, zugewandt ist. Jedoch sind wir Beide, ich, der Vielvermögende, und mein rüstiger Beistand, Sir Christoph, sehr wohl geneigt, Dir Deine Vermessenheit zu verzeihen, schon aus bloßer Bewunderung gegen die Größe Deiner Eitelkeit und Deines Ehrgeizes, wodurch Du Dich antreiben ließest — und noch dazu, um zwei schöner junger Mädchen willen — so kühn als unser Nebenbuhler in die Schranken zu treten."

„Ich bitte Euch, Mylord," sagte Sir Philipp, „glaubet nicht, daß ich so vermessen gewesen wäre."

„Wir werden nur dem Zeugnisse unserer eigenen Augen und Ohren glauben," antwortete Leicester, „Du kannst Dich über Deine Leute nicht beschweren, Philipp, sie waren ebenso schlau, wie Du selbst, und schlugen ihre weiten Mäntel über ihre Livreen; trotzdem aber bemerkte ich Dein Wappen auf dem Arme Dessen, der das Tau durchhieb, welches den Fischerkahn, worauf die hübsche Lucie als Gefangene gebracht wurde, an meine Gondel heranziehen sollte."

„Aergere Dich nicht, lieber Philipp!" sagte Hatton lachend über das bestürzte und verwirrte Aussehen des Ritters, welcher auf eine so offene Sprache durchaus nicht vorbereitet war. „Aergere Dich nicht, gieb nur ruhig das Mädchen her, und wir wollen Dir Deine Dreistigkeit schon ihrer Seltsamkeit wegen verzeihen."

Da von Leugnen jetzt nicht mehr die Rede sein

zu können schien, so wollte Sir Philipp versuchen, was er damit ausrichten könnte, wenn er sich ein wenig auf's hohe Pferd setzte; deshalb versicherte er Sir Christoph in sehr barschem Tone, daß er keinen Augenblick daran dächte, das Mädchen herzugeben.

Diese Erklärung wurde von seinen Widersachern mit lautem Lachen und der Frage aufgenommen, ob er verrückt wäre?

„Nein, wahrhaftig nicht," entgegnete Sir Philipp, „aber ich glaube stark, daß Ihr es seid; Gott verdamme mich! hat Einer jemals seine Geliebte, auf solche Bedingungen hin, wie Ihr sie mir vorschlaget, hergegeben?"

„Vielleicht noch Keiner!" erwiderte Hatton, „aber Du solltest bedenken, mein lieber Junge, es ist ebenso unwahrscheinlich, daß je vorher ein Mensch es wagte, zugleich als Nebenbuhler solcher Männer, wie ich und der Graf Leicester, aufzutreten."

„Und um die Sache kurz abzumachen, mein lieber Philipp," bemerkte Leicester; „kannst Du Dich nicht dazu entschließen, entweder das Mädchen herauszugeben, oder sie, als Deinem Freunde und Gönner, Sir Christoph, angehörend, in Verwahrung zu behalten, so werden wir uns — da die Zeit wirklich sehr kostbar für uns ist — in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sehen, die königliche Jungfrau Elisabeth von Deinem lockern

und wüsten Leben in Kenntniß zu setzen; und dann wird sie ohne Zweifel einen so ausschweifenden jungen Menschen als einen wahren Schmutz- und Schandfleck an der schneeweißen Sittenreinheit ihres Hofes betrachten."

„Das könnt Ihr thun," entgegnete Sir Philipp, mit einem abermaligen, übelangebrachten Ausbruche von Heftigkeit, „klagt nur mein Leben oder meine Sitten bei der Königin an, ich würde vielleicht nicht ganz außer Stande sein, einen so unerwünschten Dienst zu erwiedern. Denket Ihr, daß Alles, was ich etwa von dem Grafen Leicester oder dem hochweisen Sir Christoph sagen könnte, für Elisabeth's Ohr angenehm zu hören sein würde?"

„Da würdest Du Dir selbst, Philipp, einen wenig dankenswerthen Dienst leisten," sagte Leicester, „Elisabeth wird nicht geneigt sein, an eine Geschichte zu glauben, wodurch ihre Eitelkeit gekränkt würde, unter deren wohlthätigem Einflusse sie sich der festen Meinung hingiebt, daß sie der einzige Gegenstand meiner Liebe sei."

„Wenn ich ihr nun das," erwiederte Sir Philipp, „was Ihr eben gesagt habet, mittheile, wie meinet Ihr, daß sie so etwas von Euch aufnehmen würde?"

„Sag' ihr das nur, mein ehrlicher Philipp, wenn Du Lust hast, antwortete Leicester, „und ich betheuere ihr dann, daß Du mich verleumdet hast;

und dann kannst Du Dich glücklich schätzen, wenn man Dich nicht für Deine Mühe an den Galgen hängt. Du kannst es fest glauben, mein lieber Philipp, ich wenigstens stehe so hoch in ihrer Gunst, daß sie gegen alle die kleinen Thorheiten, wozu mich die Erbsünde der schwachen Menschennatur dann und wann verleiten mag, blind ist."

„Du siehest aus den kräftigen Argumenten des Grafen, daß aller Widerstand von Deiner Seite nur thöricht sein würde," sagte Sir Christoph. „Unterwirf Dich also mit gebührender Ergebung dem Ausspruche derer, die Dir an Alter vorgehen, und nimm Dir nicht heraus, ihnen ins Gehäge zu kommen; dann werden wir Dir auch vielleicht aus reiner, uneigennütziger Freundschaft, wenn wir der Mädchen überdrüssig sind, sogar die Anwartschaft auf ihre Zuneigung gestatten."

„Ihr seid wirklich sehr gütig," sagte der aufgebrachte Sir Philipp.

„Du wirst noch Grund haben, uns dafür zu halten, rief Leicester aus. „He, Bursche, siehest Du nicht ein, daß Du Dich in ein verlorenes Spiel eingelassen hast; Dein Geldbeutel, Philipp, mag wohl lange vorhalten; aber derjenige kann sich eines noch viel schwereren rühmen, der die Kunst versteht, die Börsen anderer Leute zu leeren, um seine eignen zu füllen. Ich bitte Dich, mache Dich nicht wider meinen Willen zu einem meiner

Steuerpflichtigen; ich werde Dich gern im vollkommen freien Besitze der Säcke voll Gold und der fruchtbaren Ländereien lassen, welche Du von Deinem Vater geerbt hast. Ich habe gewisse Freundschaftsbezeugungen nicht vergessen, die Du mir in früheren Zeiten erwiesen hast. Dein Haus hier hat eine angenehme Lage, in angemessener Entfernung von den spähenden Augen und geschäftigen Zungen Londons, und es hat sich mir mehr als einmal sehr nützlich gezeigt, und für einen gewissen anderen Dienst bin ich Dir auf ewig verbunden. Deshalb, mein lieber Philipp, gebe ich Dir noch einmal den Rath, freiwillig allen Ansprüchen auf dies Mädchen zu entsagen; sei versichert, daß es zu Deinem Besten dient, wenn wir gute Freunde bleiben, denn wenn Du schon merkst, daß der Tiger eine rauhe Zunge hat, der Dir zum Zeichen seiner liebreichen Gesinnung die Hand leckt, so thätest Du wohl am Besten, es nicht dahin kommen zu lassen, daß er Dir seine Klauen zeigt."

„Werde ich aber nicht eine höchst lächerliche Rolle spielen?" rief der Ritter erbittert aus.

„Nein," entgegnete Hatton, „davor, Philipp, werden wir Dich schützen, obgleich Du bedenken solltest, daß es nur die natürliche Folge Deiner Thorheit ist, welche sich einbildete, uns für nichts achten zu können."

„Und wann würde es Euch belieben, meine

gestrengen und hochachtbaren Rathgeber," sagte Sir Philipp, „das Mädchen aus meiner ärmlichen Wohnung fortzuschaffen?"

„O, wir wollen sie noch einige Tage," antwortete Leicester, „Deiner sorgsamen Obhut überlassen, bis es uns genehm ist, sie anderswo hinzubringen. Aber wehe Dir, Wynyard, wenn Du uns während der Zeit nicht treu bleibst, oder es wagst, sie mit Deiner Gegenwart zu belästigen."

Diese höchst widerwärtige Schlußbemerkung wurde von Sir Philipp ruhig eingesteckt, der — ob es ihm gleich an persönlicher Tapferkeit gar nicht fehlte — doch wohl wußte, daß „Vorsicht der beste Heldenmuth sei," insofern der Graf Leicester und Hatton betheiligt wären; außerdem hatte seine Frage, in Bezug auf die Entfernung Luciens aus seinem Hause, ihren Zweck, und er hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, die beiden Hofleute doch zu überlisten, wo er es nicht wagen durfte, ihnen Trotz zu bieten. Es würde ein Leichtes sein, dachte er, Lucien entkommen zu lassen; Leicester und Hatton sollten sich dessen nicht rühmen, was ihm nicht gelungen war. Allein sie waren wenigstens eben so schlau wie er, und als sie ihm ganz trocken die Mittheilung machten, sie hätten ihm den Befehl der Königin zu überbringen, daß er auf der Stelle mit ihnen zurück nach Whitehall

kommen sollte, so war Sir Philipp wegen der Ausführung seines Planes sehr besorgt.

„Mittlerweile,“ sagte Leicester, „wirst Du wohl die Güte haben, lieber Philipp, noch eine kleine Zugabe zu unserm Frühstück, welches wir nur spärlich und in Eile zu uns genommen haben, für uns kommen zu lassen; so ungeduldig waren wir, einem so geschätzten Freunde, wie Dir, schon recht früh unsere Aufwartung zu machen. Gastfreiheit kann man Dir wirklich nicht Schuld geben, sonst würdest Du mich nicht dazu genöthigt haben, eine solche Bitte an Dich zu stellen.“

„Halt!“ sagte Hatton lachend, als Sir Philipp nach der Thür hinging, — „wir wollen Dir, aus Freundschaft, die Mühe ersparen, Deine Diener herzurufen.“

Während er dies sagte, ließ er ein silbernes Glöckchen erschallen, und Clemens, welcher sich in dem Vorzimmer befand, trat herein. Diesem Menschen ertheilten sie, der Graf und sein Bundesgenosse, ihre Befehle mit so großer Zuversicht, als wenn ein jeder von ihnen der Herr des Hauses gewesen wäre, während dieser arme Schelm selbst sich ganz entmuthigt in einiger Entfernung von seinen boshaften Freunden niedergesetzt hatte, unentschieden, ob er Lucien oder Sir Christoph am Meisten grollte. Was das Mädchen betraf, wenn er sie einmal nicht in seiner Gewalt behalten konnte,

so konnte sich seine Bosheit an der Qual und der Schmach, die ihr ganz gewiß von Seiten des lasterhaften Hofmannes bevorstand, weiden; diesen Letztern aber öffentlich über sich triumphiren zu sehen, das war ein Schimpf, welchen seine Eitelkeit nicht ruhig ertragen konnte. Indessen hatte er nicht vergessen, daß vielleicht sein ganzes Vermögen, wohl gar sein Leben, in der Gewalt seines Nebenbuhlers stand, und nachdem er darüber ein wenig nachgedacht hatte, fühlte er sich nicht im Geringsten geneigt, auf das eine oder andere um einer Dirne willen zu verzichten, welche seine Liebesanträge so schnöde zurückgewiesen hatte. Sir Philipp war ein wahrer Philosoph, er beschloß, das unheilbare Uebel mit aller scheinbaren Ruhe zu ertragen, und seine Rosenobel, die er in Folge der unglücklichen Wette verlieren mußte, mit guter Miene zum bösen Spiele herzugeben; ja, er beschloß, sollte es wirklich aufs Aeußerste kommen, und er das Mädchen Sir Christoph abtreten müssen, seine frechen Kameraden zu sich zu bitten, um bei ihrem Scheiden aus seinem Hause zugegen zu sein, wobei er ihnen dann erklären wollte, daß eine solche Beendigung der ganzen Angelegenheit vorher zwischen Hatton und ihm verabredet worden sei. Zu allen diesen klugen Auskunftsmitteln hatte sich Sir Philipp auf den Fall der äußersten Noth entschlossen; jedoch war es eben so sehr sein

fester Wille, daß ein solcher Fall nimmermehr eintreten sollte, wenn er ihn auf irgend eine Weise durch List oder Gewalt verhindern könnte.

Diesen verständigen Entschießungen gemäß nahm er also plötzlich ein herzliches und zuvorkommendes Wesen gegen seine Gäste an; er bat sie dringend, sich der feinen Speisen, welche zu ihrer Erquickung aufgetragen waren, zu bedienen, und überreichte ihnen mit eigner Hand volle Becher der köstlichsten Weine. Während so die drei, mit nichts als Haß und Trug im Herzen, scheinbar sehr freundschaftlich an demselben Tische zusammensaßen, kam ein Eilbote von London mit einem Briefe an den Grafen Leicester und brachte ihm ein kleines Billet, das mit einem Faden von scharlachrother Seide zugebunden und fest versiegelt war. Eine plötzliche Röthe, wie vor Aerger oder Ueberraschung, flog über das Gesicht Mylords, als er es durchlas, indessen ging die Aufwallung schnell vorüber, und indem er Hatton den Brief hingab, richtete er an ihn die Frage, ob es nicht gut wäre, wenn sie schnell nach London zurückkehrten.

„So scheint es allerdings, gnädiger Herr," erwiederte Sir Christoph, als er das Billet zurückgab, „ein scharfer Ritt von einer Stunde würde kaum hinreichen, Euch an den bestimmten Ort zu bringen. Wenn es Euch recht ist, Euch jetzt gleich auf den Weg zu machen, so will ich selbst hier

bleiben, um unsern lieben Philipp nach London zu begleiten, denn ich weiß," fügte Hatton mit einem tückischen Lächeln hinzu, „ich weiß, daß er die Einsamkeit hier im Hause und auch das Alleinreiten nicht liebt; und was Jungfer Lucie Ferton betrifft, so thut es mir leid, daß ich sie auf einige Tage seiner Gastfreiheit anheimstellen muß; jedoch wird er mir diese Zudringlichkeit nicht übel nehmen, da ich nicht von ihm verlange, daß er sich der Mühe unterziehet, dem Mädchen die Langeweile zu vertreiben."

„Eine sehr richtige Bemerkung," versetzte Leicester, „und ihre Zweckmäßigkeit wird Sir Philipp ohne Zweifel selbst zugeben. Kein Plan kann besser sein, als der, daß Du unserem Freunde Gesellschaft leistest; ich selbst will auf der Stelle abreisen. — Vielen Dank, Philipp, für Deine vortreffliche Bewirthung, meinen ganzen Beifall zolle ich Deiner Verständigkeit, welche so richtig unsere gewichtige Freundschaft gegen das federleichte Lächeln des kleinen Bürgersmannes abzuwägen gewußt hat."

Mit diesen Worten ging Leicester aus dem Zimmer. Jedoch verließ er nicht augenblicklich das Haus, sondern ging, nachdem er durch den Saal geschritten und die große Treppe hinaufgestiegen war, mit dem Ansehen eines mit der Einrichtung des Gebäudes wohl Bekannten, durch einen von

den engen Gängen, welche von der großen Gallerie abzweigten, und trat in ein kleines Gemach, worin ganz allein ein Frauenzimmer saß. Ein Arbeitsrahmen mit einem Teppich, woran sie gestickt hatte, war vor ihr, aber die Nadel war ihr aus der Hand gefallen, und ihre reichlich strömenden Thränen begannen die hellen Farben der Figuren auf dem Muster zu verwischen, welches den Abschied des sächsischen Grafen Ethelwolf von seiner verrätherischen Gemahlin Elfrida darstellte, als er zu der verhängnißvollen Jagdpartie mit dem Könige Edgar aufbrechen wollte.

Der Anzug dieser Person, zu welcher Leicester so plötzlich eingetreten war, war von so ärmlicher Art, wie er für eine von den niedrigsten Dienerinnen in Sir Philipp Wynyard's Hause gepaßt hätte. Sie trug ein Kleid von dunkelm Stoffe, welches nach einem solchen Schnitte gemacht war, daß ihre Gestalt, wenn sie irgend Ansprüche auf Schönheit gemacht hätte, dadurch gewaltig entstellt worden wäre. Dies unziemliche Gewand reichte ganz bis an den Hals hinauf, und ihr unverhülltes Haar fiel in verworrenen Locken auf die Schultern herab. In dumpfes Hinbrüten versunken, bemerkte das Frauenzimmer das Eintreten des Lords Leicester nicht; und er stand einige Minuten lang, den Blick fest auf ihr Gesicht gerichtet, da, dessen strahlende Schönheit mehr durch

Kummer als durch die Zeit gelitten zu haben schien. Irgend eine ungewohnte und heftige Gemüthsbewegung mußte es sein, welche es bewirkte, daß selbst seine eisernen Gesichtszüge, die von jeher in der Verstellung geübt waren, von einem fast krampfhaften Zittern ergriffen wurden, und die Beklemmung in seiner Kehle hervorbrachte, die ihn am Sprechen verhinderte. Es war ein trauriges Bild, das vor ihm stand: das reizendste Meisterwerk der Natur, unter der Hand seines Verderbers dahingewelkt. Die geisterhafte Blässe der eingefallenen, von vielen Thränenströmen gefurchten Wangen, die schwarzen Augen, welche wie Feuerkugeln durch die Thränen hindurchglommen, in scharfen Ecken des einst wunderschönen Profils, die seidenen, rabenschwarzen Locken, vor der Zeit straff und grau geworden — das waren Zeichen, wodurch auf einen Augenblick selbst das Herz des selbstsüchtigen, ausschweifenden Leicester gerührt wurde.

Eine leichte Bewegung, die er machte, erregte die Aufmerksamkeit des Frauenzimmers, und als sie aufsah, überzog ihr Antlitz, indem sie ihn erblickte, eine noch tödtlichere Blässe, und sie sank halb bewußtlos von ihrem Stuhle. Aber ein Flüstern seiner Stimme, ein Druck seiner Hand schien sie sogleich wieder völlig zu sich gebracht zu haben, und nachdem sie jene Hand mit der hastigen Gewalt

des Schmerzes ergriffen hatte, richtete sie ihre Augen, mit einem Ausdrucke der peinlichsten, brennendsten Angst, starr auf sein Gesicht. Es lag etwas Liebreiches in dem Tone der wenigen Worte, welche er ihr sagte, aber gerade dieser liebreiche Ton schien sie heftig zu erschüttern.

„Es ist lange her, seitdem ich diese Stimme gehört habe!“ sagte sie mit einem ungläubigen Flüstern, als ob sie ihren eigenen Sinnen nicht trauete.

„O, so lange doch nicht,“ erwiederte der Graf, „es ist erst vier Wochen her, seit ich zuletzt Sir Philipp besuchte, und habe ich damals nicht mit Euch gesprochen?“

„Doch, ja, Ihr sprachet mit mir, Ihr sprachet wirklich mit mir, aber nicht so, wie Ihr es jetzt gethan habt,“ antwortete ihm das Frauenzimmer; „ach nein, es war nicht die Stimme, deren süßer, schnell verhallter Laut mich eben jetzt in die lieblichen Täuschungen längst vergangener Jahre zurückzauberte, Ihr sprachet wohl mit mir, aber mit jener anderen Stimme, welche mir in so furchtbarem Tone und so oft den Lohn meiner Sünde verkündigte.“

„Das sind eitle Phantasieen,“ sagte Leicester, indem er ihre Hand ergriff.

„Ja, in der That sind es eitle Phantasieen,“ entgegnete sie, „es ist eine eitle Phantasie, daß ich, noch zu dieser späten Zeit, aus dem süßen be-

rauschenden Becher der Hoffnung trinke, daß ich, mit wahnsinniger Leidenschaft, diesem Geflüster Eurer Zunge lausche und, nach jahrelanger Untreue und Vernachlässigung, es noch fühle, daß ich, gäbe es wieder ein väterliches Haus zu verlassen, einen Vater umzubringen, die Spitze Eures Dolches im Bruder-Blute zu färben, eben so wie vorher, alle diese schrecklichen Verbrechen zu begehen bereit sein würde. Daß ich Eure Schuld vergessen konnte, so lange Ihr mich mit Eurer Liebe beglücktet, und daß ich, als diese flüchtige Liebe ihren Reiz verloren hatte, als das Feuer der Leidenschaft erloschen war, und Ihr mich, wie eine Sache, die keinen Werth mehr hat, von Euch warfet, daß ich da wie ein gezüchtigter Hund demüthig wieder zu Euch hinkroch und in der Schmach meiner verächtlichen Zuneigung gar darum bat, Eure Kupplerin ja, die gemeinste Eurer Haussclavinnen werden zu dürfen, wenn Ihr mir nur nicht das bittersüße Glück verweigertet, unter einem Dache mit Euch zu leben und Euch sprechen zu hören, sagtet Ihr mir auch Nichts als Worte des Abscheues und der Verachtung, — ja wirklich, eine eitle Phantasie, wenn ich daran denke, daß sich das alles noch einmal wiederholen könnte! Schändlich, gräßlich, wahnsinnig, wie es alles war, war es doch immer besser, unendlich viel besser, als die starre Verzweiflung, als die Qualen einer verschmäheten,

aber nie verlöschenden Leidenschaft, als das elende Hinplacken durch das Laster — ohne auch nur einen Augenblick die Süßigkeit des Lasters zu schmecken — was alles jahrelang an meinem Herzen nagte!"

„Ich ließ es mir nicht träumen," sagte Leicester in einem noch mehr besänftigenden Tone, „daß wirklich die Zeit gekommen wäre, wo Ihr Euch von den Anerbietungen meiner reuig zurückkehrenden Liebe mit einem Blicke voll Unglauben und Gleichgültigkeit wegwenden würdet; daß ich mich rechtfertigen könnte, und Ihr mir doch nicht glauben wolltet! Noch weniger ließ ich es mir träumen, daß Ihr den Euren Lippen dargebotenen Becher der Rache ausschlagen würdet."

Das Frauenzimmer blickte ihm in's Gesicht, als ob sie da deutliche Spuren heimlicher Tücke zu entdecken erwartete, aber es war Nichts davon zu sehen auf seiner hohen Stirn, in der dunkeln Gluth seiner Augen, oder in dem süßen, zauberischen Lächeln, welches die Unglückliche wieder zu allen den sträflichen Verirrungen ihrer Jugend verlockte. Sie drückte ihre Hände einen Augenblick an die Stirn, als ob sie den fortwährenden, heftigen Andrang des Blutes nach oben mildern wollte. Trotz aller der Zerrüttung ihres einst glänzenden Verstandes und aller Angst und Pein ihres welken Herzens war ihr doch noch genug Scharfsinn ge-

blieben, um klar einzusehen, daß hier nur der Verführer seine gewohnten Künste übte. Aber ach, wie traurig ist die Selbsttäuschung eines Weiberherzens, dem der Betrug sogar zur Wonne wird! Sie, die tief gesunkene Sünderin fand ein Entzücken darin, so von ihrem Verräther hintergangen zu werden, welches mit keinem anderen in der Welt zu vergleichen wäre. Was mochte er für Beweggründe dazu haben? Er sprach freundlich mit ihr, er blickte sie mit denselben Augen an wie ehemals — und mit einem tiefen Seufzer rief sie aus: „bin ich nicht die Eurige gewesen, bin ich es nicht auf ewig? Irgend ein schwarzer Anschlag, von der Art, wie Ihr denen leider nur zu gern zu machen und nur zu geschickt durchzuführen pflegt, verbirgt sich ohne Zweifel hinter dieser anscheinenden Wiederkehr Eurer Zuneigung, aber Eure Beweggründe kümmern mich nichts, und ich frage nichts darnach; — was verlangt Ihr von mir?“

„Erwartet mich denn heute Abend um acht Uhr,“ sagte Leicester, „in der Waldung neben dem Schlosse und haltet Euch bereit, diese Wohnung zu verlassen. Ich werde Euch nie wieder verstoßen. Aber verstehet mich deshalb nicht unrecht, es ist meine Absicht, die Stärke dieser Liebe, deren Fortdauer Ihr Euch so gern rühmt, auf eine harte Probe zu stellen; einen gefährlichen Dienst, wozu Gewandtheit gehört, fordere ich von Euch, einen Dienst

vielleicht, der in gewisser Hinsicht mühsam auszuführen sein dürfte; aber erwartet mich zu der von mir bestimmten Stunde, und Ihr werdet mehr erfahren."

Mit diesen Worten verließ der Graf das Zimmer und war bald weit fort auf seinem Wege nach London, wohin ihm Hatton schnell mit Sir Philipp Wynyard nachfolgte, welchem sein vorgeblicher Freund aus schlauer Vorsicht nicht einmal eine Gelegenheit lassen wollte, mit seinen Dienern in Betreff Luciens zu sprechen.

Drittes Kapitel.

Die Stunden, welche sich unter ihren finstern Gedanken fast in's Unendliche verlängert hatten, verliefen doch noch zu schnell für Lucie Ferton, die sich des von Clemens gemachten Versprechens wohl erinnerte, daß er, von dem verhaßten Rudolph Adams begleitet, den Abend wieder zu ihr kommen wollte. Während des Tages hatte sie auch noch vor Furcht gezittert, einen Besuch von ihrem schlimmsten Verfolger, Sir Philipp, zu erhalten, und jetzt, als die rothen Strahlen der untergehenden Sonne auf die feucht beschlagenen Wände ihres Kerkers fielen, bat sie den Himmel um die Standhaftigkeit, welche, wie sie befürchtete, ihr fehlen möchte, wenn ihre Hülfe am nothwendigsten wäre. Jene Sonnenstrahlen waren noch nicht völlig im Dunkel der Dämmerung verglommen, als sie von dem lauten Knarren eines Schlüssels in ihrer Kerkerthür aufgeschreckt wurde, und im nächsten Augen=

blicke fuhr das verschrumpfte Gesicht des Gefangenwärters in das Gemach hinein. Der Anblick des unglücklichen Mädchens würde wohl jeden Andern als den, welcher sie jetzt anredete, erschüttert haben. Von den Fesseln, welche es zusammengehalten hatten, befreiet, wallte ihr blondes Haar in langen Ringeln über ihren Nacken, und die Strahlen der untersinkenden Sonne, welche wie ein Heiligenschein um ihre Stirn schwebte, gaben ihm eine noch glänzendere Farbe. Der Schmerz von den Quetschungen, welche sie bei ihrem Flucht-Versuche erhalten hatte, hatten ihr, in Verbindung mit ihrem Seelenleiden, ein leichtes Fieber zugezogen, und die Gluth ihrer Wangen erhöhete den funkelnden Glanz ihrer dunkelblauen Augen. In dem Augenblicke, als Clemens eintrat, lehnte sie sich eben in umgebogener Stellung an die Wand ihres Kerkers; aber bei dem Erscheinen ihres Gefangenwärters faltete sie die Hände und flehete, mit gen Himmel gerichteten Augen, in inbrünstigem Gebete um Kraft unter den sie umringenden Gefahren.

„Dachtest Du, wir würden nicht kommen?“ fragte der Puritaner mit einem boshaften Lachen; „gedulde Dich, gedulde Dich, Dämchen, wir werden gleich hier sein, ich und mein Freund Rudolph, schwer verwundet und fast todtkrank, wie er ist. Aber er wird sich erheben von seinem Lager, um die Strafen der Gottlosen zu schauen, und er wird

hierher kommen, Mädchen, sein frohes Auge an dem Gerichte zu weiden, das über Deine Abgötterei ergangen ist! Ja, obgleich es schon spät Abend ist, brauchst Du doch nicht daran zu zweifeln, daß wir kommen."

Mit diesen Worten, denen ein leises Kichern nachfolgte, ging Clemens fort und überließ es dem armen Mädchen, so gut sie es konnte, Muth zu fassen. Außer ihren geistigen Leiden wurde Lucie jetzt auch von körperlichen Uebeln schwer geplagt; die Speisung mit Brot und Wasser, womit man sie versehen hatte, war zu ihrer Erhaltung bei Weitem nicht hinreichend, und ihre Schwäche war so groß, daß sie nur mit Mühe den engen Raum ihres Gefängnisses hindurchschreiten konnte; auch war sie noch durch den Fall in der vorhergehenden Nacht gelähmt. Sie hatte keinen warmen Mantel, noch sonst etwas zu ihrer Bedeckung; und als nach dem Untergange der Sonne der scharfe Wind des Herbstabends durch die Gitter des Gefängnisses zu wehen begann, klapperten ihr die Zähne vor furchtbarem Frost.

Dieser Abend, der zweite seit Luciens Einkerkerung, war, wie man sich erinnern wird, derselbe, an welchem Lord Dacre zu dem Gesandten Vitelli gegangen und nachher bei der Zerstörung von Willoughtons Hause in Charing zugegen war. Der Mond ging erst zu einer späten Stunde auf, und

in der dichten Finsterniß konnte Lucie keine Hand vor den Augen sehen; wobei sie, sobald der Wind nur etwas lauter stöhnte, vor Schrecken zusammenfuhr, während ihre geschäftige Phantasie ihr in dem undurchdringlichen Dunkel ihres Kerkers tausend schreckliche Gestalten malte. Die Finsterniß hatte nun schon über eine Stunde gedauert — denn in der Mitte des Octobers sind die Tage schon ziemlich kurz — sie hatte die dumpfen Schläge einer entfernten Glocke, als sie die siebente Stunde anzeigte, gezählt, und diese schauerlichen Töne waren kaum in dem Wehen des Windes erstorben, als sie wieder durch das Knarren des Schlüssels in der Kerkerthür aufgeschreckt wurde. Die Riegel wurden vorsichtig und leise zurückgeschoben, als ob der Einlaß suchende jedes Geräusch zu vermeiden wünschte; darauf öffnete sich die Thür; allein die Dunkelheit war so groß, daß Lucie die eintretende Gestalt nicht erkennen konnte. „Mädchen, armes Mädchen, sprich, wenn sie Dich nicht mit ihrer Grausamkeit umgebracht haben!“ sagte eine Stimme, die nicht bloß ganz leise flüsterte, sondern auch offenbar verstellt war. „Um des Himmels Willen, Mädchen,“ wiederholte sie mit einer gewissen Ungeduld, „sprich, wenn Du hier bist!“

„Ach, freilich bin ich hier!“ murmelte die unglückliche Lucie. „Ist da Jemand, der mir Erlösung bringen, mir die Freiheit wieder schenken will?“

„Jawohl," antwortete dieselbe Stimme, „der Augenblick zum Entfliehen ist gekommen, lasset ihn nicht ungenützt, denn er ist kostbar; wo seid Ihr? Um Eurer selbst willen zögert nicht!"

Mit diesen Worten ging die Gestalt weiter in das Gefängniß hinein und tappte in der Dunkelheit nach Lucien, welche, schwach und krank, wie sie war, bei dem frohen Worte „Entfliehen" alle körperlichen Leiden vergaß und aufstand. Sie ergriff die rettende Hand, es war die eines Frauenzimmers.

„Seid Ihr Euphrasia?" fragte sie.

„Was kümmert es Euch, thörichte Jungfrau," sagte ihre Befreierin, „wer es ist, der Euch aus den Händen Eurer Peiniger erlöset, begnüget Euch damit, daß Ihr frei sein sollet; und wenn Euch Eure Rettung lieb ist, zögert nicht. Hier, werfet diesen Mantel um Euch — fasset meinen Arm, schnell, schnell, wenn Ihr glücklich entrinnen wollet!"

„Ach Gott," murmelte Lucie, „überlasset mich meinem Schicksale, gütige Unbekannte, stürzet Euch selbst nicht mit in die Gefahren, die mich umringen; meine Glieder sind so wund und so steif, ich verschmachte schon vor Mangel an Nahrung."

„Armes Kind," erwiederte ihre Freundin in einem mitleidigen Tone, „das habe ich auch befürchtet und deswegen Etwas zur Erquickung mit-

gebracht; hier, nehmet dies Fläschchen in die Hand, ein Schluck daraus wird Eure schwindenden Kräfte wieder stärken."

Lucie nahm die dargebotene Erfrischung begierig an und fand bald, daß ihre Befreierin die Wirkungen derselben nicht überschätzt hatte. Erquickt und gestärkt faßte sie die gütige Freundin, welche sie sorgsam in einen warmen Mantel gehüllt hatte, bei der Hand und eilte dann, von dieser Freundin geführt, über die verhaßte Schwelle ihres Kerkers. Mehr als einmal trat sie in der tiefen Finsterniß fehl und glitt zwei oder drei von den schmalen Stufen zugleich hinunter; so schnell schritt ihre Führerin, die offenbar mit dem Hause genau bekannt war, vorwärts. Als sie am Fuße der Treppe, die zum Gefängniß führte, ankamen, wandte sich Luciens Erlöserin nicht nach der großen Gallerie zu; dies wurde der Jungfrau sogleich durch die gedrückte Luft um sie her klar, und sie schloß daraus, daß sie durch Gänge, die in den dicken Mauern angebracht waren, geführt würde. Einmal, als ein kalter Luftzug über ihr Gesicht hinfuhr, erkannte sie, daß sie durch einen der Hauptcorridors ging, und dann sah sie auf einen Augenblick aus der Ferne eine Kerze schimmern; ihre Freundin aber, als ob sie die Herannäherung des Lichtes fürchtete, zog sie mit noch größerer Schnelligkeit weiter, und nachdem dieselbe eine Thür auf-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

gestoßen hatte, geriethen sie noch einmal in das Labyrinth eines engen, verschlungenen Ganges. Wiederum ging es eine Menge Stufen hinauf, dann noch einige Schritte über den Austritt weg, und nachdem ihre Führerin eine Thür aufgeschlossen hatte, klopfte Luciens Herz mächtig, von süßer Hoffnung trunken, als sie fühlte, daß der kühle Hauch der freien Luft ihre glühende Stirn umfächelte, und nun gewahr wurde, daß sie sich außerhalb der verhaßten Mauren von Sir Philipps Burg befand.

Die Dunkelheit, welche nicht so dicht, wie in dem Hause war, erlaubte ihr, die ungefähren Umrisse der Gestalt ihrer Begleiterin zu erkennen, sie hatte etwa die Größe von Euphrasia; wenn es aber dieses sonderbare Frauenzimmer war, das sie aus ihrem Kerker befreiet hatte, so wünschte sie offenbar, nicht erkannt zu sein, und Lucie ergriff deshalb stillschweigend ihre ausgestreckte Hand und eilte mit ihr schnell die lange Ulmen-Allee hinunter, welche sie die Nacht vorher betreten hatte. Es sank ihr jedoch der Muth, bei der Erinnerung an den vergeblichen Versuch, zu entfliehen, und sie konnte nicht umhin, ihre Besorgnisse, als sie sich dem gefährlichen Hause näherte, vor dessen Fenster sie Rudolph erblickt hatte, leise flüsternd zu äußern.

„Fürchtet nichts, Mädchen,“ erwiederte ihre

Führerin, „das Haus ist jetzt unbewohnt, und der nichtswürdige Rudolph außer Stande, Euch zu gefährden; die Hand wird ihm in kurzer Zeit, um sein Leben zu erhalten, abgenommen werden. Ohnehin gehen wir nicht durch das große Thorweg hinaus.“

Sie hatten nun das Vorwerk erreicht, und ungeachtet der Versicherungen ihrer Freundin, starrte Lucie doch mit ängstlichen Blicken die düstern Mauern desselben an und fühlte sich sehr erleichtert, als sie bemerkte, daß Alles darin dunkel und still war. Ihre Führerin ging an dem Gehöfde und den großen Pforten in der Nähe desselben vorbei, schlug dann einen Seitenpfad durch das Dickicht ein und gelangte bald zu einer niedrigen Thür in der Gartenmauer, welche sie aufschloß, worauf sich die erfreute Lucie endlich in Freiheit sah. Ihre Führerin stand jetzt still, um ihr Bedauern über die Unmöglichkeit auszudrücken, sie noch weiter zu begleiten.

„Ich möchte Euch aber rathen,“ sagte sie, „daß Ihr während der Nacht lieber in irgend einem Bauernhause Schutz suchtet, als daß Ihr Euch den Gefahren aussetztet, welche Euch, wenn Ihr des Nachts allein nach London ginget, zustoßen könnten.“

„Gern würde ich Euren wohlwollenden Rath befolgen,“ antwortete Lucie, „aber ach, wenn man mein Gefängniß besichtigt und meine Flucht ent=

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

deckt wird, muß ich dann nicht erwarten, daß Sir Philipps Leute alle Bauernhäuser der Nachbarschaft durchsuchen werden?"

„In Euer Gefängniß, Jungfrau, wird diesen Abend Niemand mehr kommen; der nichtswürdige Clemens wird zu sehr mit der Pflege seines Genossen Rudolph beschäftigt sein; seine Versicherung, daß er Euch noch einmal besuchen würde, war nichts weiter als ein Schabernack, um Euch in Schrecken zu setzen, und ich hörte ihn damit prahlen, ehe ich hinging, Euch zu befreien. Außerdem ist Sir Philipp in der Nachbarschaft wenig beliebt; aber um Eurer Rettung gewiß zu sein, müßt Ihr etwa eine halbe Meile weit außerhalb der Gärten auf dieser Heerstraße fortgehen, und dann werdet Ihr an ein Dickicht kommen, an dessen linker Ecke sich ein von einer alten Eiche beschatteter Weiher befindet. Die Dunkelheit der Nacht ist nicht so groß, daß Ihr nicht den Baum und das stille Wasser davor solltet unterscheiden können; geht ohne Scheu tief in das Dickicht hinein, und Ihr werdet dort ein Haus finden, dessen Bewohner Euch gewiß Nahrung und Obdach geben werden; denn sie sind gute und sanfte Leute, und sie werden sich Eurer um so liebreicher annehmen, wenn sie erfahren, daß Ihr aus den Netzen des Wüstlings Sir Philipp zu entrinnen suchet. Entdeckung habt Ihr dort nicht zu fürchten; denn die ärmliche Woh-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

nung ist durch eine abergläubische Furcht gesichert. Sir Philipp besitzt nicht einen einzigen unter seiner Dienerschaft, welcher den Muth hätte, sich in das Dickicht, worin dieselbe verborgen liegt, zu wagen. Vor einigen Jahren wurde unter jener alten Eiche ein Mord begangen, und die Leiche blieb eine Zeit lang in dem Wasser des Weihers verborgen; da glaubt man nun allgemein, daß der Geist des Ermordeten in dem Dickicht umgehet; wenn Ihr es aber waget, hineinzugehen, so könnt Ihr Euch für ganz sicher halten."

„Wohin Ihr wollet," rief Lucie aus, „wenn ich nur vor dem schändlichen Sir Philipp geschützt bin!"

„Lebet denn wohl," sagte die Führerin, „ich darf nicht länger weilen, möge der Himmel Euch beschützen, armes Mädchen, und Euch auf ewig vor solchem Elend, vor solchen Gewissensbissen, wie die meinigen, bewahren."

Mit diesen Worten ergriff das Frauenzimmer Luciens Hand mit inniger Bewegung und ging dann mit raschen Schritten nach einer Richtung hin fort, welche der, welche sie der Jungfrau einzuschlagen vorgeschrieben hatte, entgegengesetzt war. Man kann sich leicht denken, daß die in Freiheit gesetzte Lucie keine Zeit verlor, den erhaltenen Weisungen gemäß zu handeln; und indem sie an keine Gefahr, als die, wieder ergriffen zu werden,

dachte, eilte sie so schnell, als es die Finsterniß erlaubte, die Heerstraße hinunter. Sie war kaum über die Grenze des Gartens hinausgekommen, als sie den Schall von Pferdehufen vernahm; mit instinktartiger Vorsicht verkroch sich Lucie hinter einen Baum zur Seite des Weges, und in dieser Stellung sah sie einen Rittersmann, dem ein Anderer, augenscheinlich ein Bedienter, nachfolgte, vorüberreiten; sie wagte sich nicht sogleich wieder hervor, und als der Ritter etwa einige hundert Schritte weit an ihr vorüber war, hörte das Pferdegetrappel plötzlich auf. Sie war nun ungewiß, ob sie weiter gehen oder umkehren sollte, als sie abermals den Hufschlag von dem offenbar zurückkommenden Pferde des Ritters hörte; nach wenigen Minuten sprengte er wieder vorbei, aber hinter ihm saß eine in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt, worin Lucie, obgleich sie dieselbe nicht deutlich kennen konnte, ihre vorige Führerin wahrzunehmen glaubte.

Sobald Alles wieder still war, schlich sie aus ihrem Versteck hervor und kam bald an das Dickicht, welches ihr angewiesen war. Als sie aber unter den dürren Zweigen der alten Eiche stand und auf das ruhige Wasser unter derselben blickte, welches sie an seiner glänzenden Oberfläche, die bei dem stillen Dunkel des Himmels doppelt so düster und regungslos erschien, erkannt hatte, schauderte

sie bei der Erinnerung an die Begebenheit, welche sie gehört hatte, zusammen und glaubte fast die durch das Dunkel schleichende Gestalt des Ermordeten zu erblicken. Nur schwach konnte sie den Fußsteig in das Dickicht erkennen, in dessen Inneres sie sich doch hineinzugehen fürchtete; indessen gab ihr der Gedanke an die größere Gefahr einer Verfolgung von Seiten Sir Philipps neue Kraft, und sie wagte sich auf einen gewundenen Pfad, welcher auf beiden Seiten mit Haselnuß- und Brombeersträuchen besetzt war. Als sie in die Mitte des Dickichts gelangt war, kam sie plötzlich auf eine glatte offene Stelle, wo sie fühlen konnte, daß das Gras unter ihren Füßen, welches man in den Wegen hatte lang wachsen lassen, kurz abgemähet war. An dem oberen Ende dieses freien Platzes stand ein Bauernhaus mit niedrigem Dache; ein durch die Ritzen der Fensterläden schimmerndes Licht und das leise Gesumme von Stimmen ließ darauf schließen, daß die Bewohner, wer sie auch sein mochten, sich noch nicht zur Ruhe begeben hatten. Mit schnellerem Schritte näherte sich Lucie der Wohnung und versuchte, ehe sie um Einlaß bat, durch die eben erwähnten Ritzen von den Leuten im Hause etwas zu erblicken. Sie gewahrte sodann ein sauberes Zimmer, welches nicht bloß von einer Lampe, die auf einem kleinen offenbar zum Abendessen gedeckten Tische stand, son-

dern auch durch den röthlichen Glanz eines großen Feuers erleuchtet wurde, welches auf dem Heerde brannte. Bei dem Schimmer dieses Lichtes bemerkte sie, neben dem Feuer sitzend, eine ältliche Frau von angenehmem Aeußern, in einem Kleide von dunklem Stoffe, mit einer saubern leinenen Haube; ihr gegenüber saß ein Mann, dessen Rücken Lucie zugekehrt war, welche, ihren ganzen Muth zusammennehmend und durch die freundliche Miene des Frauenzimmers etwas beruhigt, jetzt furchtsam an die Thür klopfte.

Die Anfrage wurde ohne Verzug von der Hausfrau beantwortet, aber ihr Gesicht drückte nicht weniger Ueberraschung als Willkommen aus, als sie, indem Lucie ihre Kappe zurückwarf, die hübschen Züge eines jungen Mädchens erblickte, welche an diesem einsamen Orte und bei nächtlicher Weile um ein Unterkommen nachsuchte.

„Dich die Nacht über bei mir beherbergen, armes Kind," sagte sie, „das werde ich gewiß. Verwünscht sei die Stunde, wo Cäcilie Merton einem Verlassenen in der Irre ihre Thür verschließt; komm herein, komm herein, Mädchen, denn der Abend ist kalt. Heh, Walter, lieber Mann, einen Platz an dem Feuer für eine ermüdete Reisende!"

Bei diesen Worten stand der Mann auf, nahm Lucie bei der Hand und führte sie zu einem niedrigen Stuhl von Eichenholz neben dem Feuer.

während die Hausfrau die Thür ihrer Wohnung wieder zumachte, worauf sie dann mit einer Frage hervortrat, wie es käme, daß Lucie so einsam und spät umherwanderte. Die Stimme voll Sanftmuth und die Freude, in Sicherheit zu sein, machten jedoch einen zu gewaltigen Eindruck auf sie, und Lucie brach in Thränen aus. Das ehrliche Paar bemühete sich, sie in ihrem Leide zu trösten, und als sie ihre Fassung wiedererlangt hatte, erzählte sie ihnen in der Kürze, wie man sie gewaltsam aus ihrem väterlichen Hause weggeführt habe. Nachdem sie ihre Bitte, ihr bis zum nächsten Morgen Schutz zu gewähren, erneuert hatte, sagte sie, wenn der Hausherr sich die Mühe geben wollte, sie nach London zu begleiten, so würde, wie sie fest überzeugt sei, ihr Vater sowohl als ihr Oheim ihn für seine Mühen und für den Schutz, der ihr jetzt hier zu Theil würde, anständig belohnen.

Alle Vergeltungen wurden jedoch von dem Wirthe sowohl als der Wirthin ausgeschlagen; sie erklärten, daß sie sich glücklich schätzten, wenn sie einem tugendhaften jungen Mädchen, bei ihrer Befreiung aus so schrecklichen Fallstricken, irgend einen Beistand leisten könnten, worauf sie dringend darum baten, daß sie von einem gekochten Hühnchen ein wenig zu sich nehmen möge, welches Cäcilie eben dampfend auf den Tisch gesetzt hatte, dem noch ein Stück Schinken, ein großes Laib

schwarzes Brot und eine schäumende Kanne Bier stattlich und einladend zur Seite standen. Diesen Vorschlag nahm die ermüdete und halb verhungerte Lucie mit frohem Herzen an, und als Wärme und Speise ihr neues Leben eingeflößt hatten, begann sie ihre freundlichen Wirthsleute und die Wohnung derselben genauer zu betrachten. Cäcilie war eine große, wohlaussehende Frau von etwa funfzig Jahren; ihr Gatte mochte wohl etwas älter sein; sein Haar, von einer eisengrauen Farbe, war dünn über seine Stirn gestreuet, seine Gesichtsfarbe jedoch noch immer frisch und gesund, und seine große und muskulöse Gestalt vom Alter nicht gebeugt. Die ganze Wohnung dieses ehrlichen Ehepaares hatte ein Aussehen von Sauberkeit und Behaglichkeit, was leider in diesem Zeitalter nicht gewöhnlich war, wo das glänzende Leben des Adels, der Gentry und der Bürger mit der Armuth und dem trostlosen Zustande der Bauern einen traurigen Contrast bildete. Aber anstatt der Schemel, des einen plumpen Eßtisches und des irdenen Geräthes, was sonst Alles bei dieser Menschenclasse im Gebrauche war, befanden sich in Walter Mertons Hause saubere Stühle und Tische von Eichenholz, welche von der arbeitsamen Hand der Hausfrau polirt waren; ein großer Schrank auf der einen Seite des Zimmers, in welchem Lucie saß, war mit Wäsche angefüllt, und die Kochgeräthschaften,

welche an den Wänden hingen, blitzten licht und hell, wenn die Flamme des Kaminfeuers auf sie fiel. Eine Thür, die in ein inneres Gemach führte, — denn das Bauernhaus hatte kein zweites Stockwerk — enthielt einige rautenförmige grüne Glasscheiben, durch welche Lucie eine mit dunkeln Gardinen behangene Bettstelle gewahrte. Cäcilie lächelte, als sie sah, wohin ihre Augen gerichtet waren, und bemerkte, daß dieses ihre beste Schlafkammer sei, worin sie bald die Ruhe finden würde, deren sie so sehr bedürftig sein müsse. „Aber Ihr müsset Euch nicht einbilden, Jungfrau Ferton," setzte sie in heiterer Laune hinzu, „daß wir kein Schlafgemach weiter hätten; dort," und hierbei wies sie nach einer andern Thür hin, „ist das Cabinet, worin ich mit meinem Manne schlafe, jedoch ist es weder so groß, noch so angenehm und hat auch kein Fenster."

Ermüdet, wie sie war, durch die überstandenen Gefahren und die Aufregungen des verflossenen Tages und Abends, nahm Lucie sehr gern den Rath ihrer freundlichen Wirthsleute an und wurde von Cäcilien in das kleine Gemach im Innern geführt, welches sie in jeder Hinsicht sauber und bequem eingerichtet fand. Die gute Cäcilie leistete ihr alle Dienste mit der Sorgfalt einer Mutter und wollte das Zimmer nicht eher verlassen, als bis sie sich zu Bett gelegt hatte. Wie es wohl

nach allzugroßen Anstrengungen zu gehen pflegt, war Lucie nicht im Stande, sogleich einzuschlafen, und blieb noch lange wach, nachdem sowohl Wirth als Wirthin sich fortbegeben hatten. Am Ende sank sie jedoch in einen tiefen Schlaf, der bis gegen zwei Uhr Morgens dauerte, wo sie plötzlich durch ein heftiges Klopfen an der Hausthür, in welches sich die Stimme eines Mannes, welcher Einlaß verlangte, mischte, aufgeweckt wurde. Das arme Mädchen sprang sogleich, vor Schrecken zusammenfahrend, auf; denn Sir Philipp und seine Leute standen ihr augenblicklich vor der Seele. Gleich darauf hörte sie Walter die Thür öffnen, als ein Gesumme von Stimmen und das Geräusch von Fußtritten in dem anstoßenden Zimmer, welche unter einer schweren Last zu schwanken schienen, ihr Ohr erreichten; dann kam ein klägliches Schreien von Cäcilie, und die Hausthür wurde wieder zugemacht. „Mein Junge, mein armer Junge! wer, wer hat ihn ermordet?" rief die Frau wie in einem Anfalle von krampfhaftem Schmerz aus.

„Seid ruhig, Alte," sagte eine andere Stimme, „glaubet uns, er ist nicht todt, es ist nur eine Ohnmacht."

Von einem unwiderstehlichen Andrange getrieben, sprang Lucie jetzt aus dem Bette und sah, wie sie durch eine der Glasscheiben in ihrer Kammerthür blickte, einen jungen Mann, der ausge=

streckt auf dem Boden des anstoßenden Gemaches lag; seinen Kopf hielt Cäcilie, welche bitterlich weinte, auf ihrem Schooße, sein hellbraunes Haar hing in Unordnung an einem Gesicht herunter, dem bereits der Stempel des Todes aufgedrückt zu sein schien, der obere Theil seines Wammses war aufgemacht, und ein Taschentuch, womit man eine Wunde in seiner Seite verbunden hatte, ganz von Blut durchnäßt. Drei Männer, welche daneben standen, schienen den Jüngling ängstlich zu betrachten, allein Lucie hatte keine Zeit, ihre Züge genauer zu beobachten — sie wurde plötzlich von einem heftigen Schmerze, wie wenn ihr ein scharfes Messer durch den Kopf führe, ergriffen, dann folgte ein Gefühl von Erstickung, und sie fiel ohne Bewußtsein auf den Fußboden nieder.

Viertes Kapitel.

Dem Rathe des schlauen Cecil folgend, hielt Elisabeth die Zweifel, welche sie an Gertruds Ergebenheit gegen ihre Person hegte, wohl verborgen, und dies junge Mädchen wurde mit einer Auszeichnung behandelt, die weit über das hinaus ging, worauf ihr Stand im Leben oder selbst ihre persönlichen Vorzüge hätten Anspruch machen können. Jedes Mittel wurde angewandt, das sie dazu hätte bewegen können, irgend eine Kenntniß, die sie etwa von Lord Dacre oder seinen Plänen hätte, mitzutheilen. Ihre Hand war nun geheilt, und sie wurde nicht selten in das Geheimzimmer der Königin beschieden, um derselben vorzulesen, oder sie auf einem Spaziergange in dem Schloßgarten zu begleiten. Bei diesen Gelegenheiten gab sich Elisabeth nicht wenig Mühe, einen klaren Blick in das Innere ihrer jungen Begleiterin zu erlangen und aus demselben alle Erinnerungen an ihre eigene schändliche und undankbare Gewaltthat zu vertreiben. Einmal hatte sie sogar die Herablas-

sung, sich indirect wegen jener Gewaltthat zu vertheidigen, indem sie die Bemerkung machte, daß die Fürsten sich in einer sehr traurigen Lage befänden, da sie durch beständige Täuschungen in eine bittere Stimmung versetzt würden, bis sie am Ende kaum mehr wüßten, wie sie den Freund vom Feinde unterscheiden sollten, und sich zuweilen in der Erbitterung des Augenblicks verleiten ließen, diejenigen, die sie wirklich liebten, zu mißhandeln. Das Resultat aller dieser Kunstgriffe war, daß die Königin selbst sich kein Urtheil darüber zu bilden wußte, ob Gertruds Verstand ihrer eigenen Schlauheit gewachsen sei, oder ob jene wichtigen Geheimnisse, deren Kenntniß man ihr zugeschrieben hatte, ihr wirklich unbekannt wären. Man hatte nichts unversucht gelassen, was den Eindruck der frühern schlechten Behandlung von Seiten der Königin in ihrem Herzen hätte mildern und ihr Liebe zu derselben einflößen können. Ihrem Vater war eine gnädige Botschaft zugeschickt worden, des Inhalts, daß die Königin sie unter ihren ganz besondern Schutz genommen habe; dies eine Mal ihren gewöhnlichen Geiz vergessend, war Elisabeth freigebig in ihren Geschenken, und damit nichts unterbliebe, was Gertruds Gefühlen schmeicheln könnte, wurden eifrige Bemühungen angewandt, um ihre Muhme wieder aufzufinden. Das Schicksal dieses unglücklichen Mädchens blieb jedoch noch immer

ein Geheimniß, und am Ende von drei Wochen konnte noch immer kein Aufschluß über sie erlangt werden. Hatton und Leicester hätten allerdings bis zu der Zeit, als sie das Haus von Sir Philipp Wynyärd verließ, Beide von ihr Kunde geben können, da sie es sich aber hatten angelegen sein lassen, daß er ihr Entfliehen wenigstens nicht befördern sollte, so hatten sie einen hinlänglichen Grund, stillzuschweigen. Der Graf mochte sich allerdings vielleicht eine Vermuthung über die Art und Weise ihres Enkommens gebildet haben; da die Sache aber kein persönliches Interesse für ihn hatte, so hütete er sich, diese Vermuthung gegen Sir Christoph zu erwähnen.

Was indessen das Verhältniß Gertruds zu der Königin betrifft, so würde es dem despotischen Charakter der letztern weit mehr zugesagt haben, wenn sie das Geheimniß, welches sie vermittelst ihrer Liebkosungen nicht hervorlocken konnte, durch die Folter erzwungen hätte; denn die Möglichkeit der Unschuld des jungen Mädchens, und daß sie in der That nichts zu verschweigen hätte, würde Elisabeth nicht abgehalten haben, eine so gräßliche Untersuchungsart anzuwenden. Wie aber früher schon bemerkt ist, diese stolze Fürstin war sehr auf Popularität bedacht, sie wünschte immer bei der großen Masse des Volkes in einem guten Lichte zu erscheinen, und es würde — um das Wenigste

zu sagen — ein höchst mißfälliger Gebrauch von ihrer Macht gewesen sein, wenn sie, auf einen ganz unbedeutenden Verdacht hin, die Person, welche augenscheinlich, um der Königin das Leben zu retten, hinzugetreten war, den Qualen der Folter überliefert hätte. Hierin lag ein für allemal das Motiv von Elisabeths scheinbarer Güte und Leutseligkeit.

Es waren ungefähr drei Wochen seit dem Tage verflossen, an welchem Gertrud die Kugel, welche auf die Königin gerichtet war, aufgefangen hatte, und Elisabeth hatte in einer ungewöhnlich gnädidigen Laune die Jungfrau kommen lassen, um sie auf einem Spaziergange in den Schloßgärten zu begleiten; der Morgen war kalt, und ein leichter Frost hatte die beschnittenen Hecken und glatten Grasplätze weiß überzogen. Die Königin beschäftigte sich, wie gewöhnlich, auf einige Zeit damit, die Gesinnungen ihrer jungen Schutzgenossin zu ergründen, allein eben so launenhaft bei diesem Vorhaben, wie bei vielen andern, beklagte sie sich plötzlich über die Schärfe der Morgenluft, enthob das Mädchen ihrer Begleitung in diesem Augenblicke und richtete ihre Schritte wieder nach dem Schlosse. Gertrud war gerade mit einem Kopfweh geplagt, und in der Meinung, daß ihr Bewegung gut sein würde, setzte sie ihren Spaziergang noch einige Zeit, nachdem die Königin weg=

gegangen war, fort. Ihr Kopf war in der That von traurigen und beängstigenden Gedanken eingenommen, das ungewisse Schicksal ihrer Muhme war für sie eine Quelle unaufhörlichen Kummers, und eben so wenig war sie von einer Besorgniß vor der Möglichkeit frei, daß die schlauen Agenten des Hofes die Verbindung ihres Vaters mit Lord Dacre, welche sie bereits — wovon sie einen so sichern Beweis hatte — argwöhnten, noch genauer ausspüren könnten. Was sie selbst betraf, so fühlte Gertrud, in der Begeisterung eines jugendlichen und edeln Herzens, daß sie Alles zu wagen im Stande sei, aber der Gedanke, daß ihr alter Vater den Creaturen Elisabeths verrathen werden könnte, warf ihren ganzen Heldensinn zu Boden. Und dann der Gedanke an Lord Dacre, an ihn, um dessen willen sie so viel aufs Spiel gesetzt hatte, sogar all die friedliche Ruhe und Glückseligkeit, worin sie und ihr Vater ihr Leben hätten hinbringen können, — jenen stillen Hafen eines Lebens in wohlhabendem Mittelstande, worin während dieser unruhigen Zeit, wenn irgendwo, Sicherheit zu finden war. Mit dem Gedanken an diesen Edelmann verband sich in dem Innern des jungen Mädchen ein gewisses Gefühl von Mißmuth und Unbehaglichkeit, was sie sich selbst nicht recht zu erklären vermochte. Was war daran gelegen, wie er von ihr gedacht, oder ob er über-

haupt an sie gedacht hatte? Oder wenn er auch die allgemeine Schwäche seiner Zeit besaß und wegen ihres unadeligen Blutes keinen Werth auf sie legte — warum fühlte sie sich durch den Gedanken verletzt, daß er eine Gesinnung theilte, welcher sie, wenn sie sich bei Andern zeigte, gebührende Verachtung entgegensetzte? Und wie oft hatte sie sich Vorwürfe darüber gemacht, daß sie so unauslöschlich seiner volltönenden Stimme und seiner feurigen Augen gedachte und sich so schmerzlich danach sehnte, ihn noch einmal zu sehen! — Aber hatte sie ihn nicht schon von Kindheit an als das höchste Ideal ihrer Andacht verehrt, war nicht unter die ersten Worte, die sie sich aus dem Munde ihres Vaters gehört zu haben erinnerte, der Name Leonhard Dacre gemischt gewesen, und dieser Name ihr auf ewig, durch eine Verknüpfung mit Allem, was hochherzig, edel und gut war, geheiligt! Mit diesen Gedanken nahm Gertrud das Verdammungsurtheil gegen sich selbst wieder zurück und versenkte sich wieder in eine Menge Träume, deren Heros Lord Dacre war, noch immer hochgestellt, als der Vertheidiger der Unterdrückten, als der tapfere, der nicht verzagende, wirkliche fahrende Ritter der jüngsten Balladenpoesie. „Ach Gott," so schloß die arme Gertrud mit einem Seufzer, „es ist doch wirklich traurig, sich durch die bloße Zufälligkeit der Geburt so tief

unter eine so hocherhabene Person gestellt zu fühlen, daß man auf alle Hoffnung einer ehrenvolleren Berücksichtigung von seiner Seite verzichten muß, und schon von Natur als ein den eben so geistlosen als übermüthigen Damen, welche sich mit den Kronen in ihren Wappen brüsten, untergeordnetes Wesen betrachtet wird. Aber denkt Lord Dacre so — würde er mich so niedrig stellen, wenn er mich besser kennte?" Und dies war ein neuer Punkt, womit sich Gertruds Nachdenken beschäftigte.

Es wurde ihr jedoch nicht länger gestattet, sich solchen Betrachtungen hinzugeben. Während sie mit langsamen Schritten weiter ging, und indem ihre Blicke ganz gedankenlos auf das von König Heinrich erbaute Gatehouse*) mit der prachtvollen Gallerie, welches sich von dem Schloßgarten in St. James Park erstreckte, gerichtet waren — wurde sie plötzlich durch das Geräusch von Fußtritten auf dem knirschenden Grase aufgeschreckt und sah, indem sie sich umwandte, einen Herrn herankommen, in welchem sie den Lord Morden erkannte.

„Verzeihet, schöne Jungfrau," sagte er mit einem höflichen Lächeln, „wenn ich einen Augenblick an Eurer Muße frevle. Ich habe für Euch

*) Ein Gefängniß zu Westminster.

eine Botschaft und ein Andenken von einem hohen Freunde; es hat mich sehr betrübt, daß ich, da ich Euch so oft gesehen habe, doch noch nicht im Stande gewesen bin, mich meines Auftrags zu entledigen."

„Ich bitte Euch, Mylord, was kann das sein?" fragte Gertrud.

„Ich habe Euch diesen Ring zu übergeben," antwortete Lord Morden, indem er den ihm von Lord Dacre anvertrauten vorzeigte, „und Euch der brüderlichen Liebe und Hochachtung des Gebers zu versichern. Ja, schöne Gertrud, auch ich erfreue mich des Wohlwollens Eures vornehmen Freundes in solchem Grade, daß er mir sogar den ehrenvollen Auftrag ertheilt hat, Euch zu warnen, daß Ihr Euch, unter den vielen Gefahren am Hofe, vor den Ränken und Gewaltthaten, welche bei den Mitgliedern desselben nur zu gewöhnlich sind, wohl in Acht nehmen möchtet."

Gertrud hatte den Rubin mit einem Erröthen hingenommen, welches fast ein Wiederschein seines eignen Purpurs zu sein schien. Sie war dem Lord Morden sehr dankbar dafür, daß er so lange redete, denn ihr schien die Sprache plötzlich vergangen zu sein, und als der junge Edelmann stillschwieg, suchte sie noch immer vergeblich nach Worten, bis sie am Ende in kaum vernehmbarem Tone flüsterte:

„Ich fühle mich Eurer Güte, mein Herr, eben so sehr als dem edlen Lord Dacre verbunden; ach, ich sehe nur zu gut ein, wie viele verborgene Gefahren mir in dieser vornehmen Gesellschaft, unter welche ich so wider Willen gerathen bin, drohen. Sie werden es mir glauben, verehrter Lord, daß mir die Gnade, womit Ihre Majestät mich zu beehren geruhet hat, mehr zur Qual als zur Freude gereicht. In meiner niederen Stellung war ich viel zufriedener; denn Mißgunst, edler Lord, ist ein Gift, welches auch die schönsten Blüthen nicht verschont; und ich bin jetzt gerade mit der bescheidenen Gänseblume zu vergleichen, welche von der sichern Stelle ihres Mutterbodens in den Kunstgarten verpflanzt wird, wo sie vielleicht bald unter der Gluth der Sonnenstrahlen vertrocknet.“

„Niemals hat die Sonne eine reizendere Blume beschienen, als Euch, holde Jungfrau,“ sagte Lord Morden; „vor Eurer Schönheit mußten alle Blüthen am Hofe erbleichen.“

„Aber Ihr, edler Lord,“ entgegnete Gertrud, „solltet nicht darauf ausgehen, mir dieselben Schlingen zu legen, vor denen mich zu bewahren Ihr versprochen habet; von Euch erwarte ich nur gediegenen brüderlichen Rath, und nicht die eiteln Schmeicheleien, welche jetzt täglich mein Ohr verletzen.“

„Ich bitte um Verzeihung, schöne Gertrud!“

versetzte Lord Morden; „ich will Euch nicht wieder so wehe thun, aber die Heuchelei des Schmeichlers verwandelt sich in Eurer Gegenwart in das schlichte Zeugniß der Wahrheit.“

„So lasset mich denn nur,“ sagte Gertrud, „Aussagen strenger Wahrheit hören. Ich bitte Euch, Mylord, hat man bereits von jenen schamlosen Verbrechern, welche das Haus meines armen Freundes Willoughton zerstörten und seinen Diener ermordeten, eine Spur auffinden können? Ich hörte, während ich in Folge der Verwundung meines Handgelenkes das Zimmer hüten mußte, daß Ihr die Güte gehabt hättet, eifrig dazu behülflich zu sein, daß man ihrer habhaft würde.“

„Ach nein, antwortete Lord Morden, „ich war bis jetzt noch nicht im Stande, irgend eine Spur von ihnen zu entdecken; ich bin in der That sehr besorgt, schöne Gertrud, daß ein Arm gewaltiger zu schirmen, als den Arm des Gesetzes zu strafen vermag, sich ausgestreckt hat, jene verabscheuungswürdigen Frevler vor dem verdienten Lohne ihrer Schandthaten zu sichern.“

„O, wessen Arm wäre wohl mächtig genug, um hier einzugreifen und sie vor dem Mißfallen der Königin zu schützen?“

„Gewiß kein einziger, wenn man Ihre Hoheit ungehindert ihrem eigenen Gerechtigkeitssinne folgen ließe. Aber eine Menge Räder arbeiten täg-

lich in dem Getriebe dieses elenden Hofes; auch giebt es nicht einen Minister Elisabeth's, der nicht zwei bis drei verruchte Gesellen im Solde hätte, welche falsche Zeugnisse gegen ehrliche Leute auftreiben und alle Zeit, die sie übrig haben, zu Lug und Trug und zu Banditenstreichen verwenden, wobei dann ihre Dienstherren, dem Sündenbunde treu, immer dafür sorgen, daß sie ungestraft davonkommen."

Während sie so mit einander sprachen, waren Lord Morden und Gertrud den Gartenweg herunter langsam nach dem Schlosse hingegangen, als sich schnelle Schritte ihnen näherten, und sie aufblickend den Grafen von Leicester erkannten. Der junge Mann sowohl als das Frauenzimmer fuhren zusammen, denn sie wußten nicht, wie viel jener schlaue Edelmann von ihrer Unterredung vielleicht behorcht hätte; und in ihrer Verwirrung ließ Gertrud den Ring des Lord Dacre, welchen sie noch nicht auf den Finger gesteckt hatte, fallen. Mit einer höflichen Miene bückte Leicester sich sogleich, um ihn aufzunehmen, aber Gertrud bemerkte, daß, als er ihn ihr zurückgab, sein Blick auf den goldenen Reif fiel, worauf die Kammmuschel, die wohlbekannte Divise der Dacres, geprägt war. Auch lag etwas Zweideutiges in dem Lächeln, womit er das Kleinod zurückreichte, und Lord Morden zitterte, als er es bemerkte, für seine schöne Adoptivschwester.

Mit der unbefangenen Ueberlegenheit eines Mannes, welchem wegen seines Alters, Ranges und seiner Gunst am Hofe der Vorrang gebührte, winkte Lord Leicester den jungen Edelmann bei Seite und sagte ihm dann mit einem eigenthümlichen Nachdruck: „Sir Franz Walsingham wünscht mit Euch, Mylord, in dem Rathszimmer zu sprechen, er hat dort eine Unterredung mit dem italienischen Gesandten Vitelli, und es kann sein, daß Euch die Sache selbst mit angeht; es wäre gut, wenn Ihr Euch sogleich hinbegäbt.“

Lord Morden war einen Augenblick unschlüssig; er wollte Gertrud nicht gern, den Ränken und der Unverschämtheit von Leicester Preis gegeben, allein lassen, aber der Ton und Blick des anmaßenden Günstlings konnten nicht mißverstanden werden, und ob er gleich nicht begriff, was er mit Vitelli zu thun haben könnte, dessen Verbindung mit Lord Dacre ihm unbekannt war, sah er doch ein, daß, wenn er in diesem Augenblick noch länger an Gertruds Seite bliebe, er sich dadurch hämische Voraussetzungen zuziehen und für die Zukunft vielleicht alle Gelegenheit, dem jungen Mädchen nützlich zu werden, verscherzen würde. Mit diesen Gedanken empfahl er sich ihr auf höfliche Weise und ging. Als er sich entfernt hatte, machte Gertrud eine leichte Verbeugung gegen den Grafen und wandte sich mit raschem Schritte dem Schlosse

zu; dieser aber ergriff hastig ihre Hand und führte sie nach einer entlegenen Gegend des Gartens hin. „Gertrud!“ rief er dann aus; allein die Jungfrau hielt die Augen fest auf den Boden geheftet, während ihr Gesicht vor Angst erbleichte. „Gertrud!“ wiederholte der Graf in noch leidenschaftlicherem Tone.

„Was wollet Ihr, Mylord?“ sprach sie mit bebender Zunge, denn sie wußte leider, wie sehr sie in seiner Gewalt war.

„Was ich will?“ erwiederte Leicester in sanfterem Tone, „wozu dient es, Mädchen, daß Du danach fragst; bedenkst Du nicht, wie gering die Belohnung ist, die ich dafür verlange, daß ich Dir Treue und Glauben halte und noch immer mit strenger Verschwiegenheit ein Geheimniß bewahre, welches nicht bloß Dir selbst, sondern auch Deinem alten Vater das Leben kosten könnte? Der Verdacht des Staatsraths ist bereits auf Vitelli gefallen, aber sie wissen noch nicht, Gertrud, in welcher Verbindung Du mit dem Italiener stehst.“

„Und wie,“ rief Gertrud aus, „wie könnte einem noch mehr bekannt sein, als daß ich ganz offen und frei mit Sir William Cecils Wissen zu dem Gesandten ging, um ihm Waaren von meinem Vater anzubieten?“

„Wie könnte einem noch mehr bekannt sein?“ sagte Leicester. „O Gertrud, Deine Klugheit ver-

läßt Dich, wo sie Dir gerade am nöthigsten wäre! Wolltest Du Dich so stellen, als ob Du die dunkle Gallerie und das noch dunklere Gewölbe vergessen hättest, oder Dir einbilden, daß ich dem dienstfertigen Eindringlinge verzeihen würde, welcher Dich vor dem errettete, was Du vielleicht Dein Verderben zu nennen beliebst, vor Lord Leicesters Liebe? Aber laß das gut sein und labe Dein feinfühlendes Herz an dem Gedanken, daß am Abende desselben Tages Dein romantischer Vertheidiger zum Theil die Strafe für seine Thorheit erlitten hat. Ich hoffe, nur zum Theil; denn Walsinghams Geschicklichkeit oder List hat seinen arglosen Lippen einen Trunk gemischt, um dessen ganze Bitterkeit zu kosten, ich wünschte, daß er noch leben möchte."

„O wie niedrig und wie grausam!" rief Gertrud aus. „O unglückliches Land, wo so alle persönliche Sicherheit gefährdet wird! Ach, mein armer unbekannter Retter, wie schwer wirst Du dafür büßen müssen, daß Du zu meinem Schutze Deinen Arm zu erheben wagtest!"

„Spare Deine Klagen," sagte Leicester. „Sein Verhängniß hätte den wahnsinnigen Jüngling eben so gewiß erreicht, wenn er nie dazwischen getreten wäre, mir meine liebenswürdige Beute, der ich ohne ihn ganz sicher gewesen sein würde, zu rauben. Aber ich sage Dir, Mädchen, Walsingham's Fallstricken entgeht der Jüngling nicht, und der

Strang schlingt sich schon um seinen Hals. Jedoch Du selbst, meine schöne Gertrud, Dir soll kein Haar gekrümmt werden, und Deinem alten Vater auch nicht, wenn Du mein Stillschweigen und meinen Schutz mit Deiner Liebe erkaufen willst."

Die Züge des jungen Mädchens wurden noch bleicher, als vorhin, und in einer kurzen Minute schwebte ein Gesicht, von ihrer Phantasie geschaffen, vor ihrem geistigen Auge vorüber. Sie erblickte einen feuchten Kerker, und die Sonnenstrahlen, in einer schmalen Streife matten Lichtes hereindämmernd, schimmerten über den grauen Locken und dem durch Kerker- und Folterqualen abgemagerten Antlitze eines alten Mannes, welcher allein und ohne Hülfe in diesem schauerlichen Aufenthalte das Ende seines Lebens erwartete; dann aber erschien plötzlich eine andere Gestalt zwischen ihr und dem bleichen Sonnenstrahle, eine Gestalt, welche sich dem Unterdrücker nicht unterwerfen wollte, und ein düsteres, Gluth sprühendes Auge, das aller seiner Tücke und Verruchtheit Trotz bot. Gertruds Muth lebte wieder auf, ihr Herz klopfte höher, und ein Anflug von Röthe überzog die noch eben marmorbleichen Wangen. Jedoch in ihren Augen und in ihrer Stimme war eine ruhige, fast heilige Zuversicht zu erkennen, während sie in folgender Weise erwiederte.

„Daß Eure Macht, Böses zu thun, Eurem

Willen dazu gleichkommt, davon bin ich leider vollkommen überzeugt, mein eigenes und meines Vaters Leben ist in Eurer Hand. Ich flehe nicht um Euer Erbarmen, denn bei dem, der mit einem armen Mädchen um ihre Ehre handeln kann und dagegen ihres Vaters Leben einsetzt, würde eine solche Bitte vergeblich sein. Aber es giebt noch eine Macht, grausamer Lord, welche über der Eurigen und der Eurer despotischen Gebieterin steht. Wenn jene höhere Macht will, daß mein Leben und das meines Vaters Eurer Gottlosigkeit geopfert werde, so mag es geschehen; wir wissen unsern Freunden, ja stolzer Lord, und, noch mehr, uns selbst treu zu bleiben. — O, Leicester, wie kurzsichtig ist doch alle Arglist der Sünde! Kennt Ihr so wenig das Herz eines ehrlichen Mannes, daß Ihr Euch einbildet, Johann Harding würde eine kurze Verlängerung eines Daseins, welches schon nach dem Laufe der Natur bald zu Ende gehen muß, mehr werth sein, als das zeitliche und ewige Heil seines Kindes? Oder glaubt Ihr, ich wüßte nicht, daß sich die Grenzen der Tugend und des Lasters zuweilen berühren, daß die kindliche Liebe selbst zum Verbrechen werden würde, wenn ich mich, um sie zu beweisen, zum Verbrechen erniedrigte? Nein, Leicester, ich bin doppelt und dreifach gewaffnet; gehet hin und übet Eure Bosheit aus, erkläret der Königin, was Ihr von mei-

nem Besuche bei Vitelli wisset; wenn es auch nur wenig ist, wird es doch ohne Zweifel hinreichen, ein so bedeutungsloses Geschöpf, wie mich, zu Grunde zu richten. Thuet das, wenn Ihr wollet; wenn ich Euch aber sage, daß ich weniger meines Vaters Tod als meine Schande fürchte, so denket nicht wieder daran, mich mit Euren entehrenden Liebesanträgen zu verführen oder zu bedrohen."

„Nun gut, Mädchen," entgegnete Leicester mit einem bittern Lächeln; „Du hast Dich endlich einmal und recht vollständig ausgesprochen, ich habe ganz geduldig Dein letztes Wort angehört, habe jetzt die Güte, auch das meinige anzuhören, es ist leicht gesagt. Ich liebe Dich, Gertrud, und nie hat ein Weib sich meiner Liebe entzogen! Du hast mir eine heftige und schwere Beleidigung zugefügt, und noch nie ist weder Mann noch Weib meiner Rache entgangen!"

Mit diesen Worten, welche ein Blick begleitete, der Gertrud's Herz erstarren machte, ging Lord Leicester fort. Einige Minuten lang stand sie wie betäubt, denn es war ihr gar nicht unbekannt, wie viel der Bund von Bosheit und Schlauheit vermochte, welcher von nun an gegen sie aufgeboten werden würde. Ein schwaches Ruscheln zwischen den fast entblätterten Zweigen einer hohen Weißdorn-Hecke erregte jedoch ihre Aufmerksamkeit, und indem sie in die Höhe sah, erblickte sie,

mit Schaudern und Entsetzen, das Gesicht der Königin. Ihr Blick wirkte auf Gertrud fast wie der der fabelhaften Medusa, und sie stand noch vernichteter da, als wie Lord Leicester sie verlassen hatte. Es lag etwas Gespenstisches und Unheimliches in der mitten in ihrem Grimme wie in Stein gehauenen Miene der Königin; während sie aber die Jungfrau noch immer mit unverwandten Augen ansah und zitternd vor ihr stand, drehte sich Elisabeth, als ob ihr plötzlich ein Gedanke aufstiege, mit einem Male um, und war ihr, indem sie mit raschem Schritte nach dem Schlosse zuging, bald aus dem Gesicht gekommen.

Fünftes Kapitel.

Es hätte bereits früher bemerkt werden sollen, daß die Königin, um Gertrud Harding einen besondern Beweis ihrer Gnade zu geben, den Wachthauptmann der City, Herrn Eduard Wood, hatte in Freiheit setzen lassen. Der junge Mann bezeigte jedoch weniger Freude darüber, als man wohl hätte vermuthen können. Die Wahrheit zu sagen, sein Herz war um Gertruds Schicksal, deren religiöse Ueberzeugung er kannte, bekümmert, und er hielt die Stellung des jungen Mädchens an Elisabeths Hofe wenigstens für ebenso gefährlich, als sie ehrenvoll war.

Es war am Abend desselben Tages, an welchem Lord Morden den Ring Leonhard Dacre's Gertrud überbracht hatte, und der Wachthauptmann hatte sich, auf das dringende Ansuchen des freundlichen kleinen Schneiders, in die Wohnung des Herrn Williams begeben, um mit ihm bei einem Stübchen Glühwein die Möglichkeit zu besprechen, wie die Missethäter in der Chepe doch noch der

Entdeckung entgehen könnten, und das seltsame und noch nicht aufgeklärte Verschwinden von Lucie Ferton zu beklagen. Während ihres traulichen Gespräches erschien plötzlich die schöne, ihnen aber sehr unwillkommene Frau Bertha Allen in der Stubenthür.

„Herr Williams," redete ihn die Dame mit einem höchst widerwärtigen Lächeln an, „Eure Galanterie gegen Mädchen, Frauen und Wittwen ist in unserer schönen Stadt London so allgemein bekannt, daß ich in Folge eines kleinen Zerwürfnisses mit meinem filzigen Herrn Allen, dem es nicht recht war, daß ich mir heute Morgen ein neues blaufarbiges Mieder kaufte, jetzt herkomme, ein Stündchen mit Euch zu verplaudern, binnen welcher Zeit er vielleicht wieder gut wird; und ich weiß, Ihr werdet mir nicht die Thür weisen, wie er es mit mir gemacht hat."

„Ganz gewiß nicht, meine allerliebste Frau Bertha," sagte Williams, welcher, obgleich anfangs ungehalten, bei seinem muntern Abendtrunke gestört zu werden, doch ein so ausgemachter Verehrer des sanfteren Geschlechts war, daß er sich unter keinerlei Umständen gegen ein Frauenzimmer hätte unhöflich benehmen können, den Fall ausgenommen, wenn er für seine eigene Person, die ihm sehr viel werth war, etwas dabei zu befahren hatte, wie zum Beispiel bei jenem merkwürdigen Zusam-

mentreffen zwischen Lord Dacre und Sir Philipp Wynyard, wo Herr Williams sich weigerte, auf Gertruds Bitte, aus seiner sichern Wohnung auf die Straße herunter zu kommen, weil er klüglicher Weise Bedenken trug, sich mit anderer Stahlarbeit, als der seines eigenen Handwerks zu befassen. Nach diesem Höflichkeits-Principe stand also Herr Williams auf und führte die schmucke Dame zu seinem eigenen mit einer hohen Rücklehne und weichen Polstern versehenen Sessel, neben dem flackernden Feuer, worauf er ihm gleichfalls, bis an den Rand voll, ein Glas Canariensect einschenkte, wogegen — wie ich gelegentlich bemerken will — Frau Bertha durchaus Nichts einzuwenden hatte. Dem jungen Wachthauptmanne seiner Seits schien dabei gar nicht so wohl zu Muthe zu sein, wie dem Schneider und seiner Freundin, und nach verschiedenen Zeichen von Unruhe stand er am Ende auf, um sich zu entfernen, indem er sich darauf berief, daß die Stunde nahe sei, in welcher er die Wachen besetzen müsse.

„Ihr habet ganz gewiß, Herr Wood, noch Zeit genug," sagte Bertha mit boshafter Miene, „diese Amtspflicht zu erfüllen, denn ich glaube, Ihr werdet heute Abend nicht durch Euren gewöhnlichen Besuch bei Johann Harding davon abgehalten werden. Die Leute sagen, daß der alte Mann vielleicht weniger Grund hat, auf das Glück seiner Tochter

stolz zu sein, als man dem Anscheine nach glauben sollte." „Ja, ja," fuhr die Dame mit einem hämischen Kopfnicken fort, „Jedermann weiß, daß Ihro Hoheit, die Königin, eine kluge Frau ist; wie kann sie denn aber glauben, daß die Dirne wirklich ihr Leben gewagt haben sollte, um das Ihrer Majestät zu retten. Nein, nein, man glaubt mit gutem Grunde, daß der ganze Vorfall ein von den Papisten ausgeheckter Plan war, und Jungfrau Gertrud die Rolle übernommen hatte, hervorzutreten und den Schuß zur Seite zu schlagen, um so zu der Person der Königin Zutritt zu erlangen."

„Ihr würdet mir einen Gefallen thun, Frau Allen," sagte Eduard Wood bitter, während er seinen Mantel, den er beim Eintreten in das Haus des Schneiders abgelegt hatte, wieder umhängte, „Ihr würdet mir einen Gefallen thun, wenn Ihr nur noch fünf Minuten lang mit Eurer spitzen Zunge an Euch hieltet; unterdessen werde ich außer Schußweite sein, und so lange könntet Ihr wohl Eure Mißgunst und Bosheit zügeln."

„O, seid nur nicht böse, Herr Wood!" entgegnete die Frau mit einem höhnischen Lächeln. „Ich bin überzeugt, daß ich die Letzte bin, die Jungfrau Harding etwas Böses gönnt. Ich bin überzeugt, es wird Alles gut gehen, und ich finde Nichts deshalb an ihr zu tadeln, wenn sie sich auch noch so viel Mühe giebt, um mittelst ihres hüb-

schen Gesichtes ein zärtliches Verhältniß mit diesem oder jenem vornehmen Lord am Hofe anzuknüpfen; das gute Wesen, es würde gewiß sehr unrecht sein, wenn man ihr darüber Vorwürfe machen wollte. Und neidisch sollte ich gar auf sie sein! O, Himmel, Herr Wood, Ihr müsset mich sehr wenig kennen, wenn Ihr meinet, daß ich auf das junge Mädchen neidisch wäre! Ich wüßte nicht, was an ihr zu beneiden wäre, wahrhaftig nicht. Was ihre Schönheit betrifft, welche so erstaunlich gepriesen wird, so habe ich in der That nie einsehen können, daß sie den anderen Mädchen so sehr überlegen wäre; und dann die Gunst der Königin anlangend, kann ich wohl sagen, daß ich um Alles in der Welt willen nicht an ihrer Stelle sein möchte, ich wünsche gar nicht über meinen Stand erhoben zu werden, wahrhaftig nicht."

„Oder die Gnade einer Königin zu erringen, Frau Allen, wohl ebenso wenig," bemerkte Eduard Wood. „Es liegt Euch wohl ebenso wenig an einem solchen Glückswechsel, als der lieblichen Gertrud daran gelegen ist, die Begünstigte irgend eines hochadligen Wüstlings zu werden; und wenn Ihr so bescheiden seid, Frau Allen, so erzeiget ihr die Liebe, zu glauben, daß sie auch wohl zu viel Ehrgefühl dafür hat."

„Aber Gott im Himmel, habe ich denn etwas Anderes behauptet, Herr Wood!" erwiederte Frau

Allen. „Ihr seid wahrhaftig so empfindlich, wie das verhätschelte Windspiel einer Lady; was habe ich denn gegen die Tugend der Jungfrau gesagt? Man kann doch, bei Gott, den Leuten den Mund nicht stopfen, und wenn ich Euch die Hälfte von dem, was man geschwatzt hat, sagen wollte — doch, ich will Nichts wieder erzählen, Gottlob, Klatscherei hat man mir nie vorwerfen können. Und was den Neid anbelangt, ich möchte mich wahrlich nicht, wie jetzt die arme Gertrud, so hegen und pflegen lassen, um dabei mit solchen Gefahren und Versuchungen kämpfen zu müssen — nein, wenn mir die Königin auch ihre Krone schenken wollte."

„Nun, Frau Allen," sagte Eduard Wood, „ich wünsche Euch einen guten Abend, und Ihr könnet glauben, daß ich Eurer Verständigkeit und Bescheidenheit allen Beifall zolle; es giebt nur wenig Frauen oder Jungfrauen, die sich rühmen könnten, es in allen christlichen Vollkommenheiten soweit gebracht zu haben."

„Ja, ja," bemerkte die Frau mit einer übermüthig drohenden Miene, „wir werden es noch erleben, ob ich nicht sicherer gehe als die, welche mit verkappten Papisten und ränkevollen Verräthern verkehren; der Krug geht so lange zu Wasser — sagt das Sprichwort — bis er bricht. Aber gehet Euren Weg nur fort, Herr Wood, und haltet

hübsch zusammen mit Eurem Blutsfreunde und Landsmanne, dem tapfern Junker Willoughton. Der arme junge Mann, es hat mir recht leid gethan, zu hören, daß er noch immer krank liegt, doch er wird wohl eher aufkeuchen, ehe die falsche Dirne Lucie Ferton kommt, seine Wunden zu verbinden. Seid versichert, jene ganze Entführung war Nichts als eine Geschichte, die das Mädchen selbst angezettelt hat."

„Die Wahrheit zu sagen," erwiederte der Wachthauptmann, „ich muß gestehen, Frau Allen, daß Eure christlichen Gesinnungen von recht unerquicklicher Herbe sind."

Mit diesen Worten wandte er sich um und wollte das Zimmer verlassen, jedoch wurde seine Absicht vereitelt, denn man hörte ein plötzliches Geräusch in der Hausthür, und vier Leute stürzten in die Stube, welche der Wachthauptmann als Untergebene des Staatsgeheimschreibers kannte, dessen Befehl während jener Willkürherrschaft, so lange es den Ministern beliebte, hinreichend war, Jedermann, ohne weitere Form oder gesetzliche Procedur, in's Gefängniß zu setzen. In Folge dessen waren die Kerker fortwährend gedrängt voll von unglücklichen Menschen, auf denen irgend ein Verdacht ruhete, welche mit Ketten beladen und in's Loch gesteckt wurden, ohne irgend eine Möglichkeit gesetzlicher Abhülfe.

Einer von diesen Unterbeamten, welcher jetzt vortrat, fragte nach Bertha Allen, und als die Frau hervorschritt, legte er seine Hand auf ihre Schulter, und rief: „ich verhafte Euch, Bertha Allen, im Namen unserer großmächtigsten Königin Elisabeth, um vor dem hochachtbaren, Geheimen Rathe Ihrer Majestät verhört zu werden, in Betreff Eurer Beziehungen zu einem gewissen Fremden, Namens Rudolphi, welcher im Verdacht stehet, sich mit einem gewissen Harding und Anderen gegen die Regierung und das Leben Ihrer Majestät verschworen zu haben.

Die Lippen der Frau wurden weißer als ihr Taschentuch bei dieser ganz unerwarteten Anschuldigung, und indem sie auf die Knie fiel, betheuerte sie hoch und heilig ihre völlige Unschuld; sie hätte freilich, sagte sie, mit Rudolphi Verbindungen gehabt, aber nur als eine wahre und getreue Dienerin Ihrer Majestät, und das wüßten die recht gut, welche ihre Dienste benutzt hätten. Diese Bemerkungen wurden von den Leuten mit einem höhnischen Lächeln aufgenommen, und sie machten Anstalt, sie aus dem Hause fortzubringen. Diesem Versuche widersetzte sie sich jedoch mit derselben Heftigkeit, indem sie bald schrie, bald schluchzte und den Wachthauptmann und Herrn Williams um ihren Schutz anflehete. Am Ende riß sie sich in wilder Angst von dem Manne, welcher sie gefaßt

hielt, los und schlang ihre Arme um den armen kleinen Meister Williams; dieser aber, fester umklammert als ihm lieb war, und außerdem gewaltig bange, daß die Unterbeamten glauben könnten, er wolle ihnen ihre Gefangene entziehen, suchte sich mit einer Heftigkeit von ihr los zu machen, die seiner gewohnten Galanterie wenig entsprach.

„O, mein bester Herr Williams!“ schluchzte Bertha.

„O, meine allerliebste Frau Allen,“ sagte nach Luft schnappend der arme Schneider, dem beinahe der Athem ausgegangen war. „Gehet doch jetzt nur ruhig fort mit diesen liebenswürdigen, ehrlichen, artigen Herren.“

„Ihr grausamer Mensch,“ schrie Bertha, „wollet Ihr mich hingehen lassen, um ermordet zu werden?“

„Ihr böses Weib,“ erwiederte der Schneider, „wollet Ihr den Befehlen Ihrer Majestät der Königin Trotz bieten und einen ehrlichen Mann mit in Eure Verbrechen hineinziehen? Lasset mich los, sonst könnten diese höflichen Herren leicht eine üble Meinung von mir fassen und glauben, daß ich mit einem so verworfenen Weibsbilde in Verbindung stände.“

Während er dies sagte, riß sich der kleine Schneider mit Gewalt aus den Armen der erschrockenen Bertha los, und als sie wieder auf ihn zusprang, ergriff er die riesige, erst zur Hälfte geleerte Wein=

kanne, schwenkte sie einen Augenblick drohend hin und her und goß ihr dann Alles, was noch darin war, in's Gesicht. Die Frau kreischte laut auf, denn sie war durch den Weinguß halb geblendet und halb erstickt, indessen rannte und schlug sie noch immer auf Herrn Williams los, und ohne die Dazwischenkunft der Unterbeamten, würde sein Gesicht ein klägliches Zeugniß von der Schärfe ihrer Nägel abgelegt haben.

„Gemeiner, niederträchtiger Mensch," sagte sie, „Ihr habet mir mein bestes rothbraunes Mieder verdorben."

„Und zwei Quart guten Canariensect verschüttet!" entgegnete Williams, indem er sich den Schweiß vom Gesichte abtrocknete und sehr philosophisch den Schaden betrachtete, welchen er Frau Bertha's sauberm Anzuge zugefügt hatte. Allein Letztere wurde jetzt — die Kleider noch triefend, die Haube vom Kopfe gerissen, und das Haar in Unordnung — indem sie noch immer mit Heftigkeit ihre Unschuld betheuerte, von den Unterbeamten fortgeschleppt.

Kaum waren die Unterbeamten mit ihrer Gefangenen abgezogen, als Eduard Wood den alten Mann dringend bat, daß er augenblicklich nach der Grasstraße eilen und den rechtschaffenen Johann Harding von der Gefahr, in welcher er schwebte, in Kenntniß setzen möchte.

„Ich würde diese Bitte nicht an Euch richten,

Meister Williams," sagte der Wachthauptmann, „allein ich darf es nicht noch einmal wagen, wie Ihr wohl begreifen werdet, meine Pflicht zu versäumen. Der Himmel gebe, daß der gute Harding nicht bereits in den Netzen seiner Feinde ist, und der kranke Willoughton ebenfalls, welcher an Körper und Geist so schwer zu leiden hat, — und Gertrud, von welchen Gefahren mag sie umgeben sein!"

„Höret, Herr Wachthauptmann," erwiederte ihm der Schneider, „ich will auf der Stelle nach dem Hause des redlichen Johann gehen, nicht bloß, weil es Euer Wunsch ist, sondern schon, weil ich ihn selbst so lieb habe. Ich bin wirklich recht in Sorgen wegen der schönen Gertrud, daß sie sich in den Händen unserer großen Königin befindet, die eine so scharfsichtige und eine so" — und hier hielt Herr Williams inne, als ob er um ein Wort verlegen wäre, fügte dann aber hinzu — „und eine so strenge Richterin ist."

„Sehr wahr, mein Freund," bemerkte der Wachthauptmann, welcher im Begriff war, fortzugehen. „Eilet aber sogleich hin, ich bitte Euch, um zu erfahren, ob Johann Harding verhaftet ist."

„Keine Uebereilung, guter Eduard, keine Uebereilung," entgegnete der Schneider, „langsam und vorsichtig geht man sicher, und Ihr sehet, mein lieber Hauptmann, daß ich sehr geneigt bin, unserem Freunde zu helfen, insofern ich es ohne Nachtheil

für meine Unterthanentreue thun kann; aber Jeder ist sich selbst der Nächste, wißt Ihr wohl. — Es wäre thöricht, wenn man seinen Kopf daran wagen wollte, ohne denen, zu deren Besten man es thäte, dadurch zu nützen."

„Ja wohl!" stimmte ihm Eduard Wood ganz kurz bei, als sie in aller Hast aus dem Hause gingen, denn er wußte, daß sich die engherzigen Befürchtungen des Herrn Williams dadurch am Besten beruhigen ließen, daß man ihre Richtigkeit anzuerkennen schien.

Sechstes Kapitel.

Indem wir jetzt den Herrn Williams verlassen, um seine Nachforschungen in Betreff Johann Hardings fortzusetzen, wenden wir uns zu einem engen Kerker in dem alten, schauerlichen Gefängnisse der Marschalsea. Wände und Fußboden dieses Kerkers waren von Stein, ein elendes Rollbett befand sich in einer Ecke, ein Schemel und ein Tisch von Eichenholz waren außerdem das einzige Mobiliar. Auf diesem Tische stand eine eiserne Lampe, und das Licht des brennenden Dochtes in derselben schimmerte auf dem hagern Antlitze einer jungen Frau, welche, in der Geistesöde des bittersten Elends in die Flamme schauend, da saß. Wenn aber auch Bertha — denn sie war diese einsame Gefangene — für einen Augenblick das Bewußtsein ihrer Leiden verloren hatte, so wurde doch ihre Erinnerung daran durch das widerwärtige Knarren eines Schlüssels in der Thür ihres Kerkers bald wieder aufgeweckt. Der Kerkermeister öffnete jene, und ein hochgewachsener Mann trat

ein; vermummt, wie er war, erkannte Bertha doch ihren Liebhaber, sprang auf ihn zu und schlang mit einem krampfhaften heftigen Weinen ihre Arme um seinen Hals.

„O, mein bester Lord, honigsüßer Lord, ich wußte, Ihr würdet kommen, um mich zu retten!"

„Ihr überschätzet meine Macht, Bertha," erwiederte der Liebhaber kalt, indem er sich aus ihrer Umarmung loszumachen suchte.

„Ihr, Ihr könnt so sprechen!" erwiederte sie, todtenbleich.

„Nein, Bertha," sagte ihr Galan, „die Sachen sind einmal zu weit gekommen, ich kann die reine Wahrheit sagen, denn die Wahrheit kann Dir keinen Schaden bringen und Lüge Dir nichts nützen. Du eitle Thörin, wie konntest Du es Dir herausnehmen, mit Walsingham und Cecil Scherz zu treiben, auf Dein Wissen gar einen Preis zu setzen und Dich einer Kenntniß von Geheimnissen zu rühmen, welche auszusprechen Du Bedenken trugest?"

„Und Ihr, Ihr könnet mich nicht retten!" wiederholte die Frau, in ihrer Verzweiflung an nichts Anderes denkend.

„Da siehst Du nun, was Deine alberne Eifersucht bewirkt hat," sagte der Cavalier. „Daß Du von Dingen, die über Deinen Horizont gehen, schwatzen, mit Lord Burleigh unterhandeln und

Deine Neugierde zu erkennen geben mußtest, das Schicksal der schönen Gertrud Harding zu erfahren!"

„Ich möchte, ich könnte es erfahren, und es wäre so hart, wie mein eigenes — das würde eine Linderung für meine Leiden sein," sagte die Frau, und während sie sprach, funkelten ihre blauen Augen von dem Feuer eines tödtlichen Hasses.

„Was würde das Dir nützen!" erwiederte darauf der Liebhaber, „es kommt mehr auf das an, was Du von ihrem frühern Leben, als was Du von ihrem gegenwärtigen weißt. Arme thörichte Bertha, hättest Du nicht mit Deinen Eifersüchteleien auf das Mädchen meine Geduld ermüdet, so würdest Du Dir nicht das scharfe Verhör von Cecil zugezogen haben, welches die Ursache Deines jetzigen Unglücks ist."

„Und Ihr seid nicht im Stande, mich zu retten!" sagte die Frau noch einmal. „Saget mir, saget mir, theurer Lord, was haben sie vor?"

„Lord Burleigh glaubt," antwortete ihr Liebhaber, „daß Ihr von Rudolphi und seinen Anschlägen noch mehr wißt, als Ihr eingestanden habet, und —"

„Und was?" sagte die Frau außer Athem.

„Ihr werdet mit jenem Fremdling confrontirt und wohl gar zur Folter verurtheilt werden."

„Zur Folter," schrie die unglückliche Gefangene, „o nein, nein, mein theuerster Lord, nicht zur Fol-

ter! davon, das weiß ich gewiß, würdet Ihr mich doch erretten, — das könntet Ihr nicht ertragen, schon den Gedanken daran könntet Ihr nicht ertragen! Ueberdies weiß ich auch nichts weiter, als was ich ihnen gesagt habe, ich deutete nur darauf hin, daß, wenn mir noch mehr von Rudolphi bekannt wäre, ich auch leicht Alles, was sie von der abscheulichen Gertrud wüßten, erfahren könnte.“ Und während sie so redete, rang die Unglückliche die Hände und schlug sich im Wahnsinn der Verzweiflung vor die Brust. Ihr Galan schien von dem Anblick ihres Jammers nur wenig ergriffen zu sein und stand, ihr verzerrtes und von Schrecken zermalmtes Gesicht ruhig anblickend da; ja, er betrachtete es sogar gewissermaßen mit derselben Neugier, womit wohl der Wundarzt den Todeskrampf eines lebendigen Thieres, welches er barbarischer Weise den Qualen seines Zerlegungsmessers unterworfen hat, ansieht. Nach einer Pause begann er von Neuem: „Saget mir jetzt, Bertha, ich beschwöre Euch bei Eurem Seelenheil und Eurer Hoffnung auf die ewige Seligkeit, was wisset Ihr in Wahrheit von der Jungfrau Gertrud Harding und von ihrer Verbindung mit den Anhängern der alten Religion?“

Bei dieser Nachfrage sah die Frau auf, und ihre Blicke flogen begierig über das Antlitz ihres Liebhabers, allein in der kalten und gebietenden

Schönheit desselben konnte sie keinen Zug entdecken, welcher Mitgefühl mit ihrem Kummer anzeigte. „Ihr könnet mir nicht helfen!“ wiederholte sie noch einmal.

„Habe ich Euch das nicht schon versichert!“ entgegnete er. „Ach, Bertha, Eure jetzige unglückliche Lage habet Ihr Euch selbst zuzuschreiben, jener einfättigen Anwandlung von Muthwillen und Eifersucht, daß Ihr, ohne mir das Mindeste von den Erkundigungen, die Ihr so lange schon einzuziehen pflegtet, mitzutheilen, von weiblicher Tücke angetrieben, hinliefet, um sie bei Walsingham und Cecil anzubringen. Thörichtes Weib, glaubtest Du, daß Dein Zorn oder Deine Rache mir etwas anhaben könnte? Eben so leicht wäre es für das Küchlein, den Falken zu bezwingen. Siehe, Du allein hast Dich zu Grunde gerichtet!“

„Und Ihr wünscht Alles von mir zu hören, was ich von Gertrud Harding weiß?“ sagte Bertha mit leise flüsternder Stimme.

„Das wünsche ich allerdings,“ antwortete ihr Liebhaber, „denn der Umfang Deiner Kenntniß von ihr könnte wohl großen Einfluß auf Dein eigenes Schicksal haben.“

„Dachte ich's doch, dachte ich's doch!“ schrie Bertha, indem sie die Hände zusammenschlug. „Geh', falscher Lord, Du sollst das Leben Deiner neuen Geliebten nicht mit dem Herzblute der al-

ten erkaufen. Ich hasse, ich verabscheue Gertrud Harding, ihre Schönheit war mir immer ein Dorn im Auge; geh', überlaß mich meinem Schicksal, denn ich werde keine Silbe mehr mit Dir sprechen!" Mit diesen Worten warf sie sich auf ihr Rollbett, und alles Flehen ihres Liebhabers, alle seine Betheuerungen, daß Alles, was noch in seiner Macht stände, geschehen sollte, um sie aus ihrer jetzigen Gefahr zu befreien, waren nicht im Stande, ihr noch ein Wort zu entlocken. Aufgebracht über ihren hartnäckigen Starrsinn verließ er am Ende den Kerker, indem er sie mit bittrem Hohn ihrem Schicksale anheimstellte.

Es war gegen Morgen und einige Stunden, nachdem Bertha diesen Besuch in ihrem Gefängnisse erhalten hatte, als der Deckel eines Mehlkastens in Johann Hardings Speisekammer langsam aufgehoben wurde, und eine kleine Gestalt bedächtig herausstieg; ob es aber die Gestalt eines Mannes, Knaben oder Affen war, das zu entscheiden, würde bei der düstern unsichern Beleuchtung und auf einen flüchtigen Blick hin nicht leicht gewesen sein.

Mit noch mehr Vorsicht, als sie beim Heraussteigen aus dem Kasten angewandt hatte, schritt die kleine Figur über den Fußboden der Speisekammer hin und horchte ängstlich an der Thür. Kein Laut ließ sich jedoch hören, die Wohnung

schien von allen Andern verlassen zu sein; er hielt wieder inne und war unschlüssig, suchte aber unterdessen das Mehl, welches sein Gesicht und Haar sowohl wie seine Kleider bedeckte, abzustäuben. Doch unterließ er es plötzlich wieder, brummte wie in einem abgebrochenen Selbstgespräche vor sich hin:

„Es wäre vielleicht am besten, wenn ich, so wie ich gehe und stehe, oben hinaufschliche; wenn von den Teufeln, welche den Willen unserer engelgleichen Königin (ich sage niemals etwas Schlechtes von der Königin!) vollziehen, noch Einer oder der Andere irgendwo in dem Hause steckt, so werden sie mich sicherlich für ein Gespenst halten, und alle die blutgierigen Maulhelden werden eben so zu Puder an Leib und Seele, wie ich jetzt mit meinem Anzuge paradire, wo es sich um ein Gespenst handelt. Nun, ich will mich die Treppe hinauf wagen; wenn der arme Willoughton etwa herkommen sollte, so wäre es gut, wenn er vor dem Hause gewarnt würde.“

Bei diesen Worten blickte der Erlöste nach seinem eben verlassenen Versteck hin und machte dann folgende philosophische Bemerkungen darüber:

„Wie falsch pflegt doch der Mensch über das, was er von der Natur empfangen hat, zu urtheilen; wie oft habe ich mich gegrämt, wenn ich manchen vierschrötigen Schlagetodt mit seiner Größe

prahlen hörte; und doch würde mich ein langer Leib und dicker Bauch in vergangener Nacht in große Gefahr gebracht haben, und wenn mich meine kleine Statur nicht gerettet hätte, so würde ich hoch hinauf befördert sein frank und frei an den lichten Galgen. Hat je ein Ton einem Menschen so lieblich ins Ohr geklungen, wie die Stimme jenes felsenhohen, rindfleischmastigen Bramarbas von Gerichtsdiener, welcher seine Kameraden auslachte, als sie ihn baten, in den Mehlkasten zu gucken, und sie versicherte, daß keine menschliche Gestalt möglicher Weise in einen so engen Raum zusammengequetscht werden könnte? Wahrhaftig, als ich durch ein Loch in dem Kasten nach ihm hinsah, schien er mir wie die Ewigkeit, gar kein Ende zu haben. Jetzt aber, Williams, nimm allen Deinen Muth zusammen, denn Du mußt spornstreichs nach Hause eilen."

Mit diesen Worten schlich der Schneider aus der Speisekammer und begab sich in das obere Stock von Johann Hardings Hause. Es schien hier Alles still und verlassen zu sein, nicht einmal von der Dienerschaft ließ sich Jemand sehen. Als der kleine Mensch sich am Ende dem Zimmer näherte, das gewöhnlich von Gertrud als Wohnstube benutzt wurde, hörte er einen Laut, wie wenn ein Frauenzimmer weinte, und eine tiefere, aber offenbar

gedämpfte Männerstimme leise murmeln. Williams stand sogleich still, und als er sein Auge an eine Spalte in der Thür hielt, erblickte er die alte Mabel, welche sich, die Schürze über den Kopf geworfen, in Angst und Unruhe auf ihrem Stuhle hin- und herwarf, und einen jungen Mann mit bleicher Gesichtsfarbe, in einem dunkeln Wamms und mit einer langen schwarzen Feder, die ihm von dem Hute herunterhing, über einen Tisch neben der alten Frau gelehnt, die er augenscheinlich zu trösten suchte.

„Das ist gewiß Junker Willoughton!“ sagte Williams vor sich hin. „Aber langsam und vorsichtig, wie ich zu dem unbesonnenen Eduard Wood sagte, — ich will ihn erst genauer darauf ansehen, ehe ich mich in das Zimmer hineinwage.“

Eine leichte Bewegung des jungen Mannes setzte Herrn Williams in den Stand, seinen Vorsatz auszuführen, und darauf trat er ohne Zögern hinein.

„O, Junker Heinrich,“ sagte der alte Mann, während sich gutmüthige und aufrichtige Theilnahme in seinen Zügen ausdrückte, „ist die Alte verrückt, daß sie Euch hier nur einen Augenblick zurückhält? Weiß sie denn nicht, daß, als ich gestern Abend hierher kam, die Untergebenen des

Staatsgeheimschreibers, nachdem sie sich der Person meines ehrlichen Freundes Johann Harding versichert hatten, auch nach Euch suchten?"

„Allerdings, Meister Williams," erwiederte Willoughton, „hat mir die Alte Alles gesagt, und ich weiß nicht, was ich thun soll; das Herz blutet mir, meinen lieben Freund seinem Schicksale zu überlassen; dadurch jedoch, daß ich mich ebenfalls den Händen der Menschen überlieferte, bei denen er so ungerechter Weise im Verdacht steht, würde ich seiner Sache nichts nützen. Ach Gott, erst gestern war ich von der Wunde, die ich von dem nichtswürdigen Rudolph Adams empfing, so weit wieder hergestellt, daß ich nach meiner eigenen zerstörten Wohnung in Charing gehen konnte, — und jetzt, anstatt muthig hervorzutreten, um meine verlorene Lucie aufzusuchen, muß ich mich in einem feigen Schlupfwinkel verborgen halten!"

„Habet Geduld, Junker Heinrich," entgegnete darauf Williams, „Ihr müsset Euren Glücksstern preisen, daß Ihr nicht zugegen waret, als die Häscher hierher kamen und Johann Harding und seinen Schwager Ferton mit allen ihren männlichen Domestiken in Verhaft nahmen. Nebenbei bitte ich Euch, Alte, mir zu sagen," fuhr der alte Mann fort, „was aus den Mädchen geworden ist,

denn sie kreischten und schrieen vorige Nacht so kläglich um ihren Herrn.“

„Wahrlich, erst vor einer Stunde,“ antwortete Mabel, konnte ich die armen Dinger bewegen, sich zu Bett zu legen, indem ich ihnen sagte, daß ich allein aufbleiben wollte, wenn etwa Junker Heinrich käme; der aber, sollte ich denken, thäte jetzt wohl daran, wenn er Euren Rath befolgte und aus einem Hause wegginge, das jetzt so gefährlich für ihn geworden ist. Ach Gott, ach Gott, in was für Zeiten leben wir, o mein armer Herr, und meine Gertrud, mein Liebling!“ Und dabei brach die Alte in neue Klagen aus.

Der Schneider fragte jetzt, ob Heinrich sich nicht auf irgend eine Weise in seinem eigenen Hause in Charing versteckt halten könnte, wobei er dem jungen Manne das Versprechen gab, daß er selbst den Abend dorthin kommen und ihm von Allem Nachricht geben wollte, was er im Stande sein würde, entweder von Johann Harding oder seiner Tochter zu erfahren. Auf diese Versicherung hin beschrieb ihm Heinrich den Weg nach einem unter dem ehemaligen Bibliothekzimmer in seinem Hause verborgenen Gemache, wohin er sich durch Schutt und Trümmer doch wohl würde finden können.

Ungeachtet ihrer Betrübniß ließ ihn die gute Alte doch nicht ohne einen kleinen Vorrath von

Lebensmitteln für den Tag, und nachdem sie verabredet hatten, auf welche Weise sie ferner mit einander verkehren wollten, verließen der kleine Schneider und Heinrich Willoughton zusammen Johann Hardings Haus, ein Jeder in einen Mantel gehüllt, damit man die mit Mehl überzogene Kleidung des Einen und die Gesichtszüge des Andern nicht entdecken sollte.

Siebentes Kapitel.

Als eine Stunde nach der andern verging, und Lord Dacre noch immer in seinem Gefängniß in den Erdgewölben des Schlosses Tutbury eingesperrt war, kehrten jene Zweifel an Julius' Ehrlichkeit, welche, sobald er ihn die Thür zuschließen hörte, in ihm aufgestiegen waren, mit vermehrter Stärke zurück. Von der Hoffnung geblendet, welche die Menschen auch in der verzweifeltsten Lage nicht verläßt, tappte er sich nach der Thür hin; da sie aber von Eisen war, so verursachten seine Bemühungen, sie einzustoßen, nur ein Geräusch, welches, wie er wohl einsah, Aufmerksamkeit erregen mußte, wenn eine von den Schildwachen wieder in die Erdgewölbe neben ihm herunterkäme, während er es ganz unmöglich fand, die Thür, um zu entrinnen, einzustoßen. Außer der furchtbaren Angst und Beklommenheit, welche eine solche Lage natürlich mit sich brachte, fand er die fortwährende Einsperrung in dem Kerker ganz unerträglich. Der widrige, aus dem Boden aufsteigende Dunst, wel=

cher ihm bei seinem ersten Eintreten aufgefallen war, wurde fast erstickend, nachdem er ihn eine Zeitlang eingeathmet hatte; wenn er mit seiner Hand an den Wänden hinfuhr, fühlte er, daß sie mit einer kleberigen Feuchtigkeit bedeckt waren, und verschiedene Male, als er die engen Gränzen seines Gefängnisses mit seinen Schritten ausmaß, glitt sein Fuß auf den giftigen, schleimigen Gewürmen aus, welche an dem Boden hinkrochen. Als er sich in Verzweiflung von der Thür des Kerkers abwandte und rasch und ungeduldig durch denselben hinschritt, stieß er mit der Hand an einen Gegenstand, welcher an der entgegengesetzten Wand befestigt oder angelehnt war. Da klirrte es plötzlich, wie das Rasseln von Kettenringen; Lord Dacre streckte natürlich seine Hand wieder aus, um nach der Kette zu fühlen, und berührte dann etwas, worin er sogleich ein moderndes Skelett erkannte, welches noch immer mit der Kette an der Wand angeschlossen war. Von Entsetzen durchbebt, trat er zurück; denn er hatte die feuchten Gebeine und die Fetzen der zerfallenden Kleider deutlich gefühlt. Hierin lag ein Stoff zum schauerlichsten Nachdenken: hatte man diesen traurigen und ekelhaften Resten ein christliches Begräbniß versagt, waren es die irgend eines unglücklichen Gefangenen, den man gerade, wie ihn selbst in diesen schrecklichen Aufenthalt gelockt hatte? Bei

der furchtbaren Aufregung seiner Phantasie, in wie reißend schneller Folge gingen da alle Leiden und Drangsale jenes Bedauernswürdigen vor seiner Seele vorüber! Was für ein edler Geist hatte vielleicht seine Todesangst vor diesen leblosen Mauern ausgeschüttet! Auf Hungertod deuteten vielleicht die Ketten, als das Loos jenes Leidenden — und was für lang dauernde Martern mußte er dann ausgestanden haben, den heißen, austrocknenden Durst, den wüthenden Hunger, die Erdrückung des Geistes, vereint mit den Qualen des Körpers. Fast glaubte Lord Dacre, das wahnsinnige Schreien, das vergebliche Flehen um Nahrung zu hören und den gierig geöffneten Mund und die ausgemergelte Gestalt des Elenden vor Augen zu sehen. War der Unglückselige ein Märtyrer des Fanatismus gewesen, war er unter dem eisernen Scepter der Elisabeth gefallen, oder als Opfer der Religionsschwärmerei ihrer fast eben so unbarmherzigen Schwester?

Wie stand es aber um Lord Dacre selbst? die Tiefe und die Stille der Erdgewölbe hatte den durch das Schloß dröhnenden Glockenschlägen einen dumpferen und feierlicheren Klang gegeben, als er sie die zehnte und elfte Stunde anzeigen hörte. Er war nun seit sieben Uhr Abends eingeschlossen und gab fast die Hoffnung auf, daß Julius noch wiederkommen würde, als er, durch die hohlen

Kerkergewölbe wiederhallend, einen sich nähernden Fußtritt vernahm. In demselben Augenblicke schien ein Licht unter der Thür durch, die Riegel wurden zurückgezogen und der Jüngling trat herein, mit einer Lampe in der Hand; sein Blick, worin sich eine Mischung von heiterer Stimmung und von Angst ausdrückte, vertrieb sogleich die Zweifel, welche Lord Dacre an seiner Treue gehegt hatte.

„Kommet, edler Herr, ich beschwöre Euch, von diesem Orte weg,“ sagte er, indem er die Lampe in die Höhe hielt und einen Blick des Schreckens in dem Kerker umher warf. Bei diesem blassen Lichte erblickte Dacre das Skelett, dessen Berührung ihn mit solchem Schauder und Abscheu erfüllt hatte. Die Kette war auf eine solche Weise um die Hüfte befestigt gewesen, daß sie das unglückliche Opfer beständig in einer aufrechten Stellung erhielt; nichts konnte gräßlicher sein als dieser Kerker, wie er sich in dem blassen Lichte der Lampe, welche Julius hielt, darstellte, — mit den grün ausgeschlagenen Wänden, die mit pesthauchender Feuchtigkeit bedeckt waren, dem ungepflasterten Fußboden, über welchen Kröten und Eidechsen ihre widrigen Gestalten hinschleiften, und den leeren Augenhöhlen und weit aufgähnenden Kinnbacken des Gerippes, indem die verrostete Kette um den Leib, welche dasselbe noch immer an die Mauer

anschloß, die wenigen Ueberreste der verfaulenden Kleider zusammenhielt, während sich unten die nackten grauen Knochen der Beine und Füße zeigten.

„Kommet, kommet, Herr, von diesem schauderhaften Orte weg," wiederholte Julius, als er seine Augen von dem Skelett abwandte und hart an dem Eingange des Kerkers stand. „Ich kann Euch versichern, der bloße Gedanke hat mich geängstigt, daß Ihr hier so lange zurückbleiben mußtet; aber es war wirklich nicht meine Schuld. Sir Amias wollte mich in dem Bedientensaale bei sich haben, während er den betrunkenen Hodge verhörte, welchen er zu dreitägigem Gefängniß verurtheilt hat; und dann kam ein Mensch aus der Stadt mit einer Sendung an Euren Freund Giffard, welcher diese Nacht in dem Schlosse zubringt. Ich konnte mich nicht davonschleichen, außerdem mußte ich lange Zeit in den Zimmern der Königin bleiben und — wie Ihr gehört haben werdet — zuerst mit den Wachen hier herunterkommen und ihnen suchen helfen, obgleich ich ihnen sagte, daß ich allein in Ihro Hoheit Gemache gewesen wäre. Jetzt jedoch ist Alles im Schlosse ruhig, und so können wir es wagen, über den Hof zu gehen. Als Euer Freund, Herr Giffard, sich nach seinem Schlafzimmer begeben wollte, sagte ich ihm, in welcher traurigen Lage ich Euch hätte zurücklassen müssen. Hier aber, Herr," setzte der Jüngling hinzu, „ist ein

Brief von Ihrer Hoheit, welchen Euch zu übergeben Fräulein Curle mich beauftragt hat. Ich darf es nicht einmal wagen, Euch morgen früh in die Zimmer der Königin zu führen; jedoch kann ich jede Botschaft, die Euch beliebt, hinbesorgen."

„Ich danke Euch, ehrlicher Jüngling," sagte Lord Dacre, indem er den Brief in seinen Busen schob; und darauf, als sie das Gefängniß verließen, fragte er Julius, ob er nicht etwas von der Geschichte des Unglückseligen wüßte, dessen Ueberreste dort in der Verwesung begriffen wären.

„Viel nicht, Herr," antwortete Julius, während sie durch die Gewölbe gingen, „das Skelett ist, so lange ich denken kann, immer in jenem Kerker gewesen, und der Ort ist — wie ich Euch sagte, als ich Euch herführte — nur mir bekannt. Mein Vater war viele Jahre lang Schloßverwalter und kannte jeden Winkel und jede Mauerspalte darin, und unter anderen zeigte er mir auch eines Tages dies Gewölbe, — wenn ich mich recht erinnere, so sagte er, jener arme Gefangene sei hier in den Tagen König Eduards eingesperrt gewesen, aber welches Vergehens wegen, wußte er nicht. Ich sollte Euch eigentlich um Verzeihung bitten, gnädiger Herr, daß ich Euch in einem so furchtbaren Kerker versteckte, aber ich kannte ihn als einen sichern Platz, und in meiner Hast und Schrecken

vergaß ich es ganz, Euch von dem Gerippe zu sagen."

Mit dieser Erklärung geleitete der Jüngling den Lord Dacre durch die Souterrains und führte ihn dann über den Schloßhof hinüber nach dem von Sir Amias und seinem Haushalte eingenommenen Theile des Gebäudes. Sodann brachte er ihn in ein recht hübsch eingerichtetes Zimmer, wo er seinen Freund Giffard fand; durch eine offene Thür in demselben konnte man ein kleines Cabinet, worin ein schlechtes Bett stand, sehen.

„Willkommen, hochedler Lord," sagte Giffard, indem er aufstand, „gefällt es Euch, für diese Nacht mit einer so schlechten Ausstattung, wie sie in dem Cabinet da zu finden ist, fürlieb zu nehmen? Ihr müsset Euch dazu bequemen, mir, als für den Augenblick über Euch stehend, das bessere Gemach zu überlassen."

„Lieber Giffard," antwortete Lord Dacre, „es würde mir weit angenehmer gewesen sein, wenn Ihr im Stande gewesen wäret, mir für die Nacht einen Zufluchtsort außerhalb des Schlosses zu verschaffen."

„Das war in der That nicht möglich," erwiederte Giffard trocken. „Aber ich verspreche, Euch mit Anbruch des Tages fortzubringen."

Nachdem sie noch einige Zeit mit einander gesprochen hatten, wobei sich Giffard viel Mühe

gab, die genauen Einzelheiten seiner Unterredung mit der Königin von Lord Dacre herauszubringen, zog sich der Letztere in das Cabinet zurück, wo er sich, ohne sich auszukleiden, auf das Lager warf, nachdem er die Vorsicht beobachtet hatte, den Brief der Königin auf eine solche Weise zu verstecken, daß er, wenn er einschliefe, nicht aus seinem Busen gezogen werden könnte, ohne ihn aufzuwecken. Indessen trotz seines Vorsatzes, die ganze Nacht hindurch wach bleiben zu wollen, wurde er auf einige Zeit von seiner großen Müdigkeit überwältigt; da sein Gemüth aber von Sorge und Bekümmerniß erfüllt war, so war sein Schlummer leise und konnte leicht unterbrochen werden. Daher kam es denn, daß er, nachdem er etwa eine halbe Stunde lang geschlafen hatte, durch ein unverständliches Flüstern in dem von Giffard bewohnten Zimmer aufgeschreckt wurde; darauf hörte er leise Tritte nach dem Gemache, worin er selbst lag, hinschleichen, und sogleich blitzte ihm das Licht einer Lampe in die Augen, welche er die Vorsicht hatte, zu schließen, sobald er das Geräusch der Tritte vernahm. Die Person, welche die Lampe trug, kam bis dicht an sein Lager und stand hier still, als wenn sie das Gesicht des vermeintlich Schlafenden untersuchen wollte; es gehörten die starken Nerven Lord Dacre's dazu, um die Probe dieses Augenblicks auszuhalten, und wir können

nicht umhin zu gestehen, daß er sich erleichtert fühlte, als jene Person sich ruhig davonschlich und sachte die Thür zwischen den beiden Zimmern zumachte.

„Es geht Alles gut, er schläft,“ sagte eine Stimme, welche, so gedämpft sie auch war, Leonhard doch augenblicklich für die seines verrätherischen Freundes erkannte.

„Wisset Ihr das gewiß?“ fragte eine andere Stimme, welche ihm, obgleich er nicht im Stande war, sogleich zu bestimmen, wer der Redende sei, doch bekannt vorkam.

„O ja, ganz gewiß,“ antwortete Giffard, „aber ich sehe den Brief der Königin nicht. Indessen ist mein geliebter Freund Dacre für einen so hohen Herrn ganz gewaltig schlau; ich wette mein Leben gegen eine Stecknadel, er hat ihn im Busen seines Wammses sicher verwahrt. und man könnte es eben so gut wagen, einen schlafenden Löwen an der Mähne zu zupfen, als den Schlummer des feurigen Leonhard Dacre zu stören. Der Teufel hole ihn mit seiner Ehrlichkeit, den unbegreiflichen Dummkopf Julius, welcher mir in aller Einfalt sagte, daß er meinem Freunde einen Brief von der Königin übergeben hätte und mich anstarrte, als ob ich von ihm verlangte, daß er Gift verschlucken sollte, als ich ihn fragte, warum er ihn mir nicht zuerst gezeigt hätte.“

Lord Dacre wagte es nun wieder, seine Augen aufzuthun, wo er dann bemerkte, daß Giffard die Thür des Cabinets ein wenig offen gelassen hatte, und indem ein schwacher Lichtstrahl durch die Spalte hindurchdrang, konnte er, während er auf seiner Streu lag, einen Blick in Giffards Zimmer werfen. Der Letztere drehete seinen Rücken dem Cabinet zu, und saß an einem kleinen Tische; wie groß aber war Lord Dacre's Unwille und Entsetzen, als er in einem Menschen, der Giffard gegenüber auf einem Stuhle der Ruhe pflegte, den Räuber Miles erkannte.

„Warum," sagte der Letztere, noch immer flüsternd, indem er auf Giffards Bemerkung über Julius antwortete, „warum bedienet Ihr Euch eines Menschen, der eine so unbrauchbare Waare führt, wie die Ehrlichkeit, die Niemand kaufen mag?"

„In der That, mein guter Miles, weil ich keine andere Wahl habe," erwiederte Giffard. „Es giebt keinen anderen Bedienten im Schlosse, der nicht Alles, was ich thue und treibe, an Sir Amias verrathen würde, und Ihr wisset wohl, mein Theurer, daß ich nicht gern alle meine kleinen Verhandlungen dem Erzmucker hinterbringen lassen möchte, welcher trotz seiner Muckerei gleichfalls mit einer ungebührlichen Portion dieser widerwärtigen Ehrlichkeit behaftet ist."

„So hol' es der Teufel!“ sagte Miles. „Schicket mich nicht nach London zurück mit meinem Sack nur halb voll von Nachrichten, da Ihr mich einmal mit dem Schreiben versehen habet, das Euch heute Morgen von dem tollkühnen Burschen überbracht wurde, der auf seine Schaffot- und Galgenmission auszieht, als ob er sich zu einer Lustbarkeit herausgeputzt hätte, und das gewiß — ehe es in die Hände der Königin gelangt — erst von Sir Francis Walsingham durchgelesen wird. Wäre es nicht eine Kleinigkeit für mich und zwei oder drei von meinen Kameraden, diesen Dacre zu überfallen und ihm den Brief, den er bei sich führt, wegzunehmen? Und was schadete es,“ fuhr der Schurke barsch, wenngleich leise fort, „wenn wir ihm dabei die Gurgel abschnitten?“

„Nicht so hastig, nicht so hastig, Freund Miles!“ entgegnete Giffard, „langsam und bedächtig geht man sicher. Ich hätte auch gar zu gern den Brief, welchen Lord Dacre bei sich hat, gelesen, was aber Sir Francis betrifft, der kann wohl zufrieden sein, — ei was! er hat Opfer genug in seinen Netzen! Ich fürchte nur, daß, ehe die Königin in den verrückten Plan dieser rasenden jungen Leute, welche Walsingham so sicher in seiner Gewalt hat, ordentlich hineingegangen ist, — daß, ehe es dahin kommt, solch ein unruhiger Geist, wie Dacre, mit irgend einem anderen Anschlage zu ihrer

Befreiung hervorbricht, und alle die Donnerkeile ihrer Feinde auf ihre eigenen Köpfe zurückwirft."

„Nun warum machen wir's denn nicht, wie ich eben sagte?" fiel Miles ein, und Lord Dacre gewahrte, wie er mit der Hand über seine Gurgel fuhr.

„Nein, nein," antwortete Giffard, „nichts da, nichts da; dazu ist keine Nothwendigkeit vorhanden; außerdem habe ich Leonhard Dacre viel zu verdanken, solch ein Loos möchte ich ihm nicht bereiten. Mache Dich nur, guter Miles, mit der ersten Morgendämmerung auf den Weg nach London; Sir Francis wird, denke ich, eben nicht ungehalten darüber sein, wenn Du nicht allzuviel erfahren hast."

„Es würde mir ein erstaunliches Vergnügen machen, wenn ich diesem Freunde von Euch Eins versetzen könnte," sagte Miles. „Als wir in Willoughtons Hause den Strauß mit ihm hatten, wovon ich Euch sagte, da gelang es ihm, mit den tollen Burschen, die ihm zu Hülfe kamen, meinen Freund Richard — einen so vortrefflichen Kerl, wie jemals einer sein Brot auf der Heerstraße verdient hat — zum Krüppel zu machen. Jedoch es mag sein; die alte Hexe Fortuna verhilft uns oft zur Rache, zu einer Zeit, wo wir es am wenigsten erwarten."

„Du bist ein guter Philosoph, Miles," erwie-

derte Giffard. „Und da nun mein lustiger Ritter mit der orangegelben Feder seinen Weg sorgenlos nach London zieht, in dem frohen Glauben, daß sein Brief sich jetzt schon in den Händen der Königin Maria befindet, und Du ihn glücklich erwischt hast, um ihn — zugleich mit meinen eigenen und Sir Amias' Rathschlägen — wohlbehalten an den Staatsgeheimschreiber abzuliefern, so wäre es gut, wenn Du Dich jetzt auf Dein Rollbett verfügtest; denn Du mußt früh Morgens auf dem Wege nach London sein und mit der größten Eile hieher zurückkehren, sobald Sir Francis den Brief durchgelesen und abgeschrieben hat, worauf er dann ganz ehrlich der Königin von Schottland eingehändigt werden soll."

„Seid unbesorgt, seid unbesorgt, Herr Giffard," entgegnete der Räuber, indem er aufstand und, Giffard zunickend, sacht aus dem Zimmer schlüpfte. Der Letztere schlich sich dann wieder in das Cabinet, welches er Lord Dacre angewiesen hatte, kam an sein Lager heran und versuchte, sein Wamms vorn zu öffnen. Er ging dabei mit großer Vorsicht zu Werke; da aber Lord Dacre eine Bewegung machte, als ob er unruhig schliefe, so zog sich Giffard augenblicklich zurück und ging, nachdem er noch einige Minuten gezögert hatte, wieder in sein Zimmer, wo ihn Lord Dacre sich zu Bett legen hörte. Die unerwartete Entdeckung

der Niederträchtigkeit dieses Menschen erfüllte Leonhards Gemüth mit tausend Besorgnissen, auch war ohne Zweifel irgend ein Complot auf dem Tapete, womit der hinterlistige Walsingham die unglückliche Königin von Schottland zu umstricken hoffte; und in dieses Complot hatte sich der hochherzige, aber unbedachte junge Mann, mit dem er den Morgen zusammengetroffen war, hineinziehen lassen, denn auf ihn bezog sich ohne Zweifel Giffards spöttisches Beiwort: „der Ritter mit der orangegelben Feder.“ An der Ehrlichkeit des guten Julius konnte jedoch kein Zweifel obwalten, und Lord Dacre beschloß, ehe er das Schloß verließe — sollte sich eine zweite Unterredung mit Maria nicht bewerkstelligen lassen — noch einige Worte in Chiffern in seine Brieftasche zu schreiben, worin er sie vor einem geheimen Anschlage von Seiten Walsinghams warnte und sie dringend ersuchte, auf keinen Entwurf einzugehen, der zu ihrer Befreiung in Vorschlag gebracht werden möchte, bis sie wieder von ihm und den beiden Grafen Nachricht erhalten hätte. Man kann sich leicht vorstellen, daß so peinliche Gedanken, wie sie Lord Dacre beunruhigten, keinen Schlaf weiter zuließen. Es wurde ihm in der That leichter ums Herz, als er die schwachen Strahlen der Wintersonne das Zimmer erleuchten sah, denn er konnte kaum die Zeit erwarten, seine Reise nach Raby Castle, dem Haupt-

wohnsitze der Nevils, anzutreten, wo er mit den beiden Grafen und ihren Anhängern zusammentreffen sollte. Wie augenscheinlich die Gefahr, welche der Königin drohete, war, hatte er aus dem leisen Gespräche zwischen Miles und Giffard abgenommen. Was für Unheil mußte ihrer nicht täglich warten, da ihr die erfinderische Schlauheit eines Cecil und eines Walsingham eine solche Falle bereitet hatte! Wie begierig Lord Dacre nach dem Namen des armen Jünglings gehorcht hatte, welcher sich, wie es schien, wirklich für die Sache der Königin Maria aufopfern wollte, brauchen wir nicht zu erwähnen; unglücklicher Weise aber fügte es sich so, daß bei ihren spöttischen Reden über seinen Putz und Kleiderstaat und sein Benehmen sein Name weder von Miles noch Giffard genannt wurde, und der Letztere hatte die Bemerkung gemacht, daß er glücklich wieder auf dem Wege nach London wäre. Es wäre also vergeblich gewesen, wenn ihn Lord Dacre in der Stadt Tutbury hätte aufsuchen wollen; indessen beschloß er, in dem Wirthshause nach ihm zu fragen, wo er den jungen Mann, um sich zu erfrischen, hatte anhalten sehen, und die Königin vor der Gefahr zu warnen.

Unterdessen zeigte verschiedenes Geräusch im Schlosse die Rückkehr der Bewohner desselben zu den Beschäftigungen des Tages an. Lord Dacre stand nun auf und wollte seine Reise nicht gern

um eine einzige Stunde verspäten; allein das Gespräch, was er mit angehört hatte, machte es nothwendig, sich wo möglich noch eine Unterredung mit der Königin, oder wenigstens eine Gelegenheit zu verschaffen, dem ehrlichen Julius seine Brieftasche einzuhändigen, mit einem Auftrage, sie ohne Verzug der Königin zu bringen. Er hatte bereits einige Worte in Chiffern hineingeschrieben, worin er sie dringend ersuchte, sich ruhig zu verhalten, bis sie wieder von ihm hörte, und sie sich wohl vorzusehen bat, ihre Briefe nicht mehr in gewohnter Weise befördern zu lassen. Indem er diese Brieftasche bereit hielt, um sie Julius gleich in die Hand schieben zu können, begab sich Lord Dacre nun in das Gemach seines falschen Freundes.

Als er den wackern Herrn Giffard aus seinem Schlummer weckte, erschrak dieser, den Lord Dacre neben seinem Bett stehen zu sehen, als ob er glaubte, daß er vielleicht seine verderblichen Geheimnisse im Schlafe verrathen hätte. Auf Dacre's Anfrage, wann er das Schloß zu verlassen dächte, antwortete er in einem etwas mürrischen Tone, daß er in der That nicht wüßte, ob es rathsam wäre, zu einer so frühen Stunde Sir Amias zu bitten, ihn herauszulassen.

„Und wirklich," fügte er lachend hinzu, „muß man gestehen, daß der fromme Herr das vorzüglichste Wildpret aus dem luftigen Needwood auf

seiner Tafel hat, wobei denn noch eine Flasche edlen Canariensects hingesetzt wird. Es wäre am Gescheidtesten, mein lieber Dacre, wenn wir unser Frühstück in dem guten Schlosse Tutbury einnähmen; wenn Du aber Deine Reise durchaus mit so eiliger Hast fortsetzen mußt, ja so muß ich Sir Amias im Bette beschicken und vorgeben, daß mir plötzlich etwas eingefallen wäre, was mein Diener in meinem Hause zu besorgen hätte, worauf er Dir dann wohl gestatten wird, zu dieser frühen Stunde die Zugbrücke zu passiren. Wenn ich aber für mich selbst einen so frühzeitigen Abzug in Vorschlag bringen wollte, so würde das ohne Zweifel Verdacht erregen; Sir Amias weiß, daß ich nicht gewohnt bin, seine Gastfreundschaft mit solcher Geringschätzung zu behandeln."

In diesem Augenblicke ließ sich Julius' Stimme, um Einlaß bittend, an der Stubenthür hören. Als er eintrat, benachrichtigte er Giffard, daß Sir Amias ihn in einer Stunde zum Frühstück in seinem Zimmer erwartete.

„Du siehst, mein lieber Freund," sagte Giffard, indem er sich mit einem höhnischen Lächeln gegen Lord Dacre wandte, „wie viel Werth man auf meine Gesellschaft in Tutbury legt; da es mir aber doch leid wäre, Deine Abreise zu verzögern, oder den edlen Lord von Gilsland noch länger zu einer so gemeinen Verkleidung, wie bisher, zu

nöthigen, so will ich die Bitte an Sir Amias stellen, wovon ich eben sagte."

Diese Worte wurden, obgleich mit höhnischer Miene, doch leise gesprochen, damit sie Julius nicht hörte, und nachdem er schnell einen Theil seiner Kleidung angelegt hatte, verließ Giffard das Zimmer, mit dem Befehl an Julius, bis zu seiner Rückkehr bei seinem Freunde zu bleiben. Da richtete nun Lord Dacre begierig die Frage an Julius, ob er ihm nicht noch zu einer Unterredung mit der Königin verhelfen könnte.

„Ach Gott, gnädiger Herr," antwortete der junge Mann mit Thränen in den Augen, „das ist unmöglich. Ob sie gleich diese Nacht in ihren Zimmern keinen Menschen haben entdecken können, so ist doch heute Morgen die Wache verdoppelt, und Sir Amias hat mich so scharf ins Verhör genommen, daß ich daran zweifle, ob ich in Zukunft wieder so leicht Zutritt zu Ihrer Majestät erhalten werde wie bisher."

„O Himmel, das ist in der That ein großes Unglück!" sagte Lord Dacre. „Melde der Königin —." Hier brach er aber ab, denn, da Maria so sehr von Verrätherei umgeben war, selbst unter denen, welche scheinbar zu ihren treuesten Anhängern gehörten, so ahnte er, daß sie leicht in eine mündliche Botschaft Mißtrauen setzen könnte. Deshalb legte er dem Jüngling schnell die Brieftasche

in die Hand, indem er ihn aufs Ernstlichste beschwur, sie bei der ersten Gelegenheit der Königin zu übergeben. Es bedurfte nicht der Börse voll Rosenobel, womit Lord Dacre seine Bitte begleitete, um sich der Erfüllung derselben von Seiten dieses wackern jungen Mannes zu versichern.

„Ach, gnädiger Herr,“ sagte er, „es wird mir nach gerade unheimlich bei den Scenen, die mich hier umgeben, und wenn ich nicht der armen Königin noch von Nutzen sein könnte, so würde ich das Schloß schon heute verlassen.“

„Bedenke zu Deiner Beruhigung, mein Lieber,“ entgegnete Lord Dacre. „Es giebt Viele, die um der Sache der Königin Maria willen selbst Schmach und Verfolgung dulden; und die, in deren Macht es stehet — wenn auch in geringem Maße — die Leiden, welche sie selbst darniederbeugen, zu mildern, dürfen nicht engherzig und kleinmüthig vor der Erfüllung ihrer Pflicht zurückbeben.“

„Ganz gewiß nicht,“ sagte eine andere als Julius' Stimme, und Lord Dacre erstarrte fast vor Schreck, als er, sich umwendend, Giffard dicht neben sich stehen sah. Eine offene Thür neben dem Kopfende des Bettes, eine andere, als die, durch welche er hinausgegangen war, zeigte, auf welchem Wege er seine plötzliche Rückkehr bewerkstelligt hatte. Lord Dacre und Julius wagten nicht einmal, sich

einen Blick zuzuwerfen, aber der Grund ihrer Beängstigung lag in der Ungewißheit, ob nicht vielleicht Giffard — was bei seinem geräuschlosen Zurückkommen in das Zimmer wohl möglich war — in dem Augenblicke, als Lord Dacre die Brieftasche hingab, zugegen gewesen sei.

Giffard ergriff nun mit einer sehr aufrichtigen und freundschaftlichen Miene des Lords Hand und bat ihn, ihm zu sagen, ob er nicht, wenn er das Schloß verlassen hätte, für den Rest des Tages sich in sein Haus in der Stadt Tutbury begeben wollte.

„Du könntest doch gewiß, lieber Dacre,“ dies waren seine letzten Worte, „Deine Abreise noch eine so kurze Zeit aufschieben?“ Als aber Lord Dacre diesen Vorschlag mit Dank ablehnte, sagte ihm Giffard, daß er von Sir Amias, unter der Voraussetzung, daß er sein Bediente sei, für ihn die Erlaubniß ausgewirkt habe, die Schloßthore zu passiren. „Wenn Du also, mein lieber Dacre,“ fügte er hinzu, „durchaus so halsstarrig sein und einem alten Freunde nicht einmal einen einzigen Tag Deine Gesellschaft schenken willst, nun, so will ich Dich nicht länger aufhalten; Du kannst Dich jetzt, ohne bemerkt zu werden, entfernen; denn es ist noch früh, und nur wenige von den Bewohnern des Schlosses sind auf den Beinen. Lebe wohl, Dacre, lebe wohl!“

Und der verrätherische Giffard nahm, scheinbar mit einer solchen Redlichkeit und warmen Freundschaft, von Lord Dacre Abschied, daß nur eine so sichere Kenntniß von seiner Niederträchtigkeit, wie sie der Letztere erlangt hatte, den furchtbaren Abscheu rechtfertigen konnte, mit dem ihn jetzt der Mann, an welchen er jene glühenden Betheuerungen gerichtet hatte, betrachtete. Nachdem er von Giffard, welcher zu einer nochmaligen Visite bei Sir Amias seinen Anzug wieder vorzurichten begann, Abschied genommen, ging Lord Dacre, von Julius begleitet, in den Schloßhof hinunter.

„Gnädiger Herr,“ begann der Letztere, „laßt uns geradeswegs nach den Gemächern der Königin gehen und zusehen, ob es möglich ist, Euch eine Unterredung mit einer ihrer Damen zu verschaffen.“

Diesem Vorhaben gemäß führte Julius den Lord Dacre rasch über den Schloßhof hinüber; der Morgen war dem vorhergehenden, an welchem sein Weg durch den Wald von Needwood von den hellen Sonnenstrahlen beleuchtet wurde, durchaus unähnlich. Ein scharfer Novemberwind wehete, und die Dunkelheit des Morgens wurde noch durch den bläulichen Nebel vermehrt, welcher sich langsam von der feuchten Erde erhob. Das Gesträuch, welches zwischen den Steinen auf dem Hofe hervorgeschossen war, tropfte von diesem Nebel, und das alte Schloß sah noch düsterer als gewöhnlich

aus, indem die grauen Dünste es überall einhüllten und die untern Theile des Gebäudes in ein trübes Dunkel kleideten, während die mit Epheu bewachsenen Zinnen in düsterer Schauerlichkeit über der Finsterniß unter ihnen hervorragten. — Beide hatten nun die Zimmer der Königin erreicht, und da sich Niemand von den Wachen gerade blicken ließ, so wollte Julius eben mit Lord Dacre zu der Thür hineingehen, durch welche sie am Abend vorher hineingekommen waren, als er — da sein Blick zufälliger Weise auf die dem Fenster der Königin gerade gegenüberstehende Seite des Hauses fiel — mit matter Stimme einen Schrei des Entsetzens ausstieß und, mit dem Finger nach der Mauer hinzeigend, zurücktaumelte. Als er hinblickte, erkannte Lord Dacre die Ursache des Schreckens, welcher sich in den bleichen Zügen seines Begleiters malte. An einem starken eisernen Haken in der Mauer hing, mit dem Halse befestigt, der Körper eines Menschen, welchen Dacre bei näherem Hinzutreten als den des unglücklichen Geistlichen erkannte, welchen er am Abend vorher gesehen hatte. Eine scheußliche Schwärze, in Folge der Erdrosselung, war über sein Gesicht verbreitet, und seine weit geöffneten Augen und Mund vermehrten noch das Gräßliche des Anblicks.

„Gnädiger Herr,“ sagte Julius athemlos, „sie müssen ihn da in der Nacht aufgehängt haben,

damit die Königin ihn gleich sieht, wenn sie an ihr Fenster tritt.“

Daß diese Vermuthung des jungen Mannes richtig sei, bezweifelte Lord Dacre nicht, und schloß daraus, daß jetzt strengere Maßregeln gegen die Königin ergriffen werden sollten, als sich ihre Feinde bisher erlaubt hatten. Indessen bat Julius, der darüber in Todesangst gerathen war, Lord Dacre dringend, daß er sich aus diesem gefährlichen Hofe entfernen möchte, wobei er sein Versprechen erneuerte, die Brieftasche, sobald sich eine Gelegenheit dazu darbieten würde, der Königin zu übergeben. Die große Wahrscheinlichkeit, daß selbst das Leben des armen Jünglings in Gefahr kommen könnte, wenn irgend ein Verdacht auf ihn fiele, war für Lord Dacre ein hinreichender Grund, sich in sein Verlangen zu fügen, und sie gingen rasch nach dem äußeren Schloßhofe, wo sie den Hauptmann der Wachen antrafen, welcher von Sir Amias den Befehl erhalten hatte, Herrn Giffard's Diener hinaus zu lassen. Dieser würdige Herr war verdrießlich über ihr langes Ausbleiben, befahl aber sogleich, daß die Zugbrücke heruntergelassen würde, und Lord Dacre sah sich bald außerhalb der gefahrvollen Mauern des Schlosses Tutbury. Nachdem ihm sein Pferd, welches er Giffard's Dienern übergeben hatte, gebracht war, ritt er, ehe er die Stadt verließ, erst nach dem Gasthause hin, wo der Ritter

mit der orangegelben Feder am vergangenen Morgen abgestiegen war. Alles, was er jedoch in Bezug auf ihn erfahren konnte, war, daß er sich Layton nannte, oft mit Giffard in Geschäften nach der Stadt kam, und daß er am Tage vorher — wenige Stunden nach seiner Ankunft zu Tutbury — nach London abgereist war. Mit diesen sehr ungenügenden Nachrichten mußte Lord Dacre die Stadt verlassen und setzte seine Reise nach Raby unter den schrecklichsten Besorgnissen fort. Die durch den Mord des Geistlichen der Königin zugefügte freche und grausame Beleidigung erweckten in ihm die größten Befürchtungen für sie selbst, während das Schicksal des armen jungen Layton, wenn er in Walsingham's Netze gefallen sein sollte, bereits entschieden war.

Bei seiner Rückkehr nach dem Schlosse wurde Julius auf Giffard's Zimmer gerufen; der Letztere war, obwohl von kleiner Statur, ein sehr starker Mann, und nachdem er zuvor die Stubenthür abgeschlossen hatte, stieß er den schmächtigen Jüngling in einen Sessel und fuhr dann, indem er ihn ganz kaltblütig mit der einen Hand beim Kragen faßte, mit der andern vorn in sein Wamms und zog die Brieftasche des Lord Dacre heraus. Dann lachte er über Julius' erschrockene Miene und sagte ihm, daß er seine Wege gehen könne, sich aber in Acht nehmen sollte, in Zukunft keinen Betrug wieder

zu spielen. „Du weißt, Bursche,“ sagte er mit bitterem Hohnlächeln, „daß Dein Leben in meiner Hand stehet, trotz der geringen Dienste, welche Du mir geleistet hast. Aber ich will Dich verschonen, ich könnte Dich vielleicht noch einmal gebrauchen, — allein nimm Dich in Acht, daß Du mich nicht wieder hintergehest.“

Mit diesen Worten entließ Giffard den von Schrecken betäubten Jüngling.

Achtes Kapitel.

Der Abend desselben Tages, an welchem Lord Leicester frech genug gewesen war, eine so lose Drohung gegen Gertrud Harding auszustoßen, war von der Königin Elisabeth zu einer ungewöhnlichen Festlichkeit bestimmt. Sie gab einen Ball in ihrem Pallaste zu Whitehall, und man sagte, daß einige von den jüngeren Herren am Hofe dazu einen Aufzug von außerordentlichem Glanze verabredet hätten.

Obwohl ihre niedere Geburt es ihr nicht gestattete, an solchen Festabenden sich dem Hofzirkel anzuschließen, so war es doch Gertrud durch die besondere Gunst der Königin erlaubt worden, während ihres Aufenthalts in dem Pallaste immer als bevorzugte Zuschauerin — wenn auch nicht als ein willkommener und geehrter Gast — dabei zugegen zu sein. Gertrud erinnerte sich mit Schrecken des furchtbaren Ausdrucks in dem Gesichte der Königin, wie sie es in dem Garten erblickt hatte, und doch erhielt sie, zu ihrem größten Erstaunen, während

der letzten Hälfte des Tages den Befehl, in Elisabeth's Cabinet zu kommen, um zu ihrer Belustigung auf der Laute zu spielen und dazu zu singen. Es war sogar eine ungewöhnliche Huld in dem Benehmen der Königin, sie spielte auf die heroische Handlung Gertrud's an, welche ihr vielleicht das Leben gerettet habe, und drückte in erhabenen Worten die Freude aus, welche sie darüber empfände, daß sie den Herzen ihrer Unterthanen so über Alles theuer sei. Sie ertheilte ihr feierliche Zusagen zukünftiger Gnade und fernern Schutzes, schenkte Gertrud ein schönes Perlen-Halsband und beschwur die schrecklichste Rache des Himmels gegen sich selbst, wenn sie jemals den Dienst ihrer lieben, getreuen Gertrud vergessen könnte. Während dies vorging, meldete ein Kammerdiener den Lord Burleigh an; bei seinem Eintreten warf er einen verstohlenen Blick auf Gertrud, und sie fuhr dabei zusammen; denn es lag Etwas in der Miene und dem Aeußeren dieses gefeierten Ministers, was — so sehr sie auch über das gewöhnliche Wesen ihres Geschlechts erhaben war — eine unerklärbare Aufwallung von Abscheu und Entsetzen in ihr hervorbrachte.

„Der Marquis Vitelli," sagte Cecil, „bittet um die Ehre, Ew. Majestät seine Aufwartung zu machen."

„Lasset den Menschen warten oder saget ihm, daß wir andere Geschäfte haben," sagte Elisabeth

mit einer Donnerstimme, und indem die ganze Wuth einer Tudor in ihren Augen funkelte. „Und gehet Ihr nicht zu ihm, Cecil," fuhr sie fort, „lasset einen unserer Bedienten ihm unsere Willensmeinung anzeigen, daß wir jetzt gleich mehr mit ihm zu sprechen haben werden."

Der aufwartende Kammerdiener wurde dann herbeigerufen und überbrachte dem entrüsteten Gesandten die Antwort der Königin.

„Und nun, Mylord," begann Elisabeth von Neuem, „mit welcher neuen Hochverrathsgeschichte wollet Ihr uns heute einen Ohrenschmaus bereiten?" — „Halt, Mädchen," sagte sie dann in ernstem Tone zu Gertrud gewandt, welche eben im Begriffe war, das Zimmer zu verlassen, „erst, wenn wir es Dir sagen, ist es Zeit, Dich von uns zu entfernen; bleibe hier, und erschrick nicht vor dem Worte: „Hochverrath," Mädchen; daß Du damit Nichts zu thun haben kannst — das wissen wir," und Elisabeth stieß ein boshaftes Gelächter aus. Sodann ergriff sie das junge Mädchen ungestüm und plump beim Arme und stieß sie zu Lord Burleigh hin. „Sehet das arme blasse Kind an, Mylord," sagte sie, „solltet Ihr jetzt nicht der Meinung sein, daß tausend Anschläge gegen unsere geheiligte Person und Regierung, hinter dem Grauen dieser bleichen Lippen und der Verwirrung, von der diese niedergeschlagenen Augen zeugen, ver-

borgen sein könnten. Wäre dem aber wirklich so, Mylord, dann wäre es wahrlich spaßhaft, daß ein solches Jüngferchen, ein solches Kind, ein solches Püppchen, mit scharfen Schwertern, die sie selbst verletzen können, spielen und sein Bischen Verstand mit Eurer Klugheit messen sollte. Geh, armes Kind, wir können keinen Verrath bei der argwöhnen, die bei dem bloßen Worte zittert und bebt. Geh, für jetzt bedürfen wir Deiner nicht, — höre aber, Mädchen, laß uns heute Abend Dein holdes Antlitz bei unserer Festlichkeit sehen, wir wollen Dir selbst einen passenden Anzug schicken, und jetzt kannst Du gehen, wir entlassen Dich."

Nachdem das junge Mädchen sich entfernt hatte, blieb Elisabeth noch einen Augenblick sitzen und sah ihr mit einer schwer zu beschreibenden Miene nach; sie war gemischt aus feiner Verschlagenheit und bitterer Rachgier, auch schimmerte etwas Mitleid, Furcht, ja wohl gar böses Gewissen hindurch. Was aber auch von Letzterem ein Weilchen in Elisabeth's hartem Herzen erwacht sein mochte, so unterdrückte sie doch schnell die ungewöhnliche Regung, und ihr Blick wurde fast wild, als sie, gegen Lord Burleigh gewandt, in heftigem Tone von ihm zu wissen verlangte, „ob er Sir Francis Walsingham angewiesen hätte, die Befehle zur Verhaftung jener Verräther zu erlassen?"

„Ew. Majestät zu dienen," antwortete Bur-

leigh, „die verdächtigen Personen werden alle noch heute Abend, mit dem Ausländer Rudolphi zusammen, in strenge Haft gebracht und von Eurem hohen Staatsrathe morgen verhört werden. Wenn ich es wagen darf, ein Gutachten anheimzugeben, so möchte ich bemerken, daß es vielleicht gut wäre, wenn das junge Mädchen, welches so eben Ew. Majestät Zimmer verlassen hat, sogleich in Verhaft genommen würde. Die Aussage jener Frau, Bertha Allen, begründet eine schwere Anklage gegen sie, besonders, wenn ich dazu nehme, was ich selbst von ihrem Besuche bei Vitelli weiß.“

„Laßt das gut sein, Mylord,“ erwiederte Elisabeth, „es ist meine Absicht nicht, daß sie entrinnen soll, aber das Mädchen ist schlau, und wir müssen sie an einer schlaffen Seite halten und sie noch etwas gewähren lassen, sonst reißt sie sich los und geht mit unserem eignen Gebiß im Munde davon.“

„Kennt der Graf Leicester Ew. Majestät Absichten?“ fragte Cecil behutsam.

Das Blut stieg Elisabeth in's Gesicht, und sie antwortete in scharfem Tone: „Nein, er weiß Nichts davon. Denket Ihr etwa, daß er, der Alles nur durch uns ist — wenn er darum wüßte — es wagen würde, uns und unserem gerechten Zorne zu widersprechen? Glaubet Ihr, Mylord, daß Leicester von den Reizen des schönen Mädchens so bezaubert ist?“

„Das sage ich nicht, gnädigste Königin,“ ant-

wortete Burleigh. „Das Mädchen mag wirklich hübsch sein, aber es steht täglich eine Jungfrau vor Leicester's Augen, deren glänzende Vorzüge alles gewöhnliche Maaß weiblicher Schönheit weit überstrahlen, und Leicester ist nicht blind.“

Elisabeth lächelte; es war weniger Sitte bei dem ernsten Lord Schatzmeister ihren „glänzenden Vorzügen“ zu schmeicheln, als bei ihren anderen Hofleuten, und dieser seltene Fall, daß er gerade ihrer Eitelkeit huldigte, goß Balsam in ihr Herz, wobei sie sich jedoch mit Schmerzen jener leidenschaftlichen Sprache erinnerte, worin Leicester die schöne Gertrud angeredet hatte. Leicester, jener Stein des Anstoßes in Elisabeth's großem Lebenslaufe, für den sie ihren guten Namen aufopferte und die Wohlfahrt ihres Königreichs auf's Spiel setzte, — er, welcher nur geboren zu sein schien, um der Welt an ihr einen Beweis zu geben, daß ein noch so thatkräftiger Charakter ein Weib doch nicht vor den überwiegenden Schwächen ihres Geschlechts zu schützen vermag.

„Es thut uns leid, Euch sobald wieder zu entlassen, lieber Cecil,“ sagte Elisabeth, indem sie aufstand, „allein wir müssen jetzt Anstalten treffen zu jenen Thorheiten, welche zugleich dazu dienen, unsere guten Unterthanen zu belustigen und sie uns ergeben zu machen.“ Mit diesen Worten war die Königin im Begriff, sich in ihr Cabinet zu begeben,

als sie, wie wenn ihr plötzlich noch etwas einfiele, sich rasch wieder umwandte und in strengem Tone dem Lord zurief: „Sehet zu, daß Ihr jenem verwegenen Ausländer Vitelligehörigen Schimpf anthut, und schicket den Verhaftsbefehl, von welchem wir heute sprachen, an Sussex ab. So wahr ein Gott lebt, wir wollen es dem Verräther Northumberland und seinen Genossen zeigen, wie man mit den Befehlen unseres Gouverneurs seinen Spaß treibt. Ihre Köpfe sollen uns auf einer Schüssel gebracht werden, wie der Kopf Johannes des Täufers.“

„Es soll geschehen, wie Ew. Majestät befehlen,“ antwortete Burleigh; und Elisabeth begab sich in ihr Zimmer, um über den Geschmack ihres Anzuges mit solchem Eifer nachzudenken, wie es möglicherweise von den jüngsten und thörichtsten Mädchen an ihrem Hofe hätte erwartet werden können.

Unterdessen war Gertrud, mit angstvollem Herzen, aus dem Audienzsaale in Hast nach ihrem eignen Zimmer gegangen. Es lag etwas in der von der Königin ausgesprochenen, ungewöhnlichen Zuversicht auf ihre Treue, was sie mit gerechter Besorgniß erfüllte. Diese war in der That ganz natürlich, da diesem Vertrauen ihre angstvolle Erinnerung an die aufgebrachte Miene Elisabeth's in dem Park und Gertrud's Ueberzeugung von dem bittern Unwillen widersprach, welchen die Königin schon als Weib empfinden mußte, falls sie die

glühenden Betheuerungen seiner Liebe, womit Lord Leicester sie bestürmte, gehört hatte; denn Elisabeth's thörichte Verblendung in Allem, was diesen Edelmann betraf, war weder ihrem Hofe noch dem Publikum überhaupt ein Geheimniß. Gertrud zitterte bei dem bloßen Gedanken daran, von welcher Art die Wirkungen ihres Neides und ihrer Eifersucht sein könnten, aber sie wußte, daß sie, wenn Elisabeth wirklich ihre Unterredung mit dem Grafen belauscht hatte, die kleinliche Eifersucht des Weibes, gesteigert noch durch ihren Scharfblick und eine fast dämonische Wuth, bei ihr in vollem Maaße zu befürchten hatte. Auch vergaß Gertrud nicht den Ton und die Miene, womit die Königin ihre letzten Worte in dem Geheimrathszimmer begleitet hatte; es war ihr vorgekommen, als ob sich in diesem Tone und dieser Miene alle Elemente der Wuth und Bosheit vereinigt hätten.

Von solchen Besorgnissen geängstigt, und ungewiß, ob es nicht vielleicht eine Nothwendigkeit für sie werden könnte, vom Hofe zu entfliehen, nahm Gertrud das wenige Geld, das sie vorräthig hatte, und diejenigen Schmucksachen, welche ursprünglich ihr Eigenthum gewesen waren, zusammen. Denn in einem solchen äußersten Falle wie der, an welchen sie jetzt dachte, würde sie es verschmäht haben, von Elisabeth's Geschenken irgend etwas zu behalten. Ihr Herz war voll von ängstlichen und

peinlichen Gedanken: ihr Vater hatte ohne Zweifel, seit Lord Dacre's Abreise von London, Nichts von ihr gehört, ihre Muhme war nirgends aufzufinden, und Willoughton jetzt erst im Stande, sein Krankenbett zu verlassen. Sie hätte gern ihrem Vater einige Kunde von ihren Befürchtungen zukommen lassen, aber sie wußte leider, daß die Hofdienerschaft eigentlich nichts Anderes war als eine Bande von Spionen, um den Gesellschaftskreis am Hofe auszukundschaften, und es war keiner darunter, dem sie in einem solchen Nothfalle hätte trauen mögen. Und wenn sie zu einer so späten Tageszeit um Erlaubniß hätte nachsuchen wollen, nach der Grasstraße zu gehen, so würde sie, wie sie wohl wußte, gewiß nur eine abschlägige Antwort erhalten, wo nicht gar einen sehr gefährlichen Argwohn erweckt haben. Während sie noch immer in diese qualvollen Gedanken versunken war, ließ sich ein leises Klopfen an ihrer Stubenthür hören, und als sie dieselbe öffnete, erblickte sie eine von den Kammerfrauen der Königin, mit einem Bündel in den Händen, welches, wie sie sagte, einen Anzug enthielte, den die Königin ihrer jungen Favoritin zuzuschicken geruhete, um ihn den Abend zu tragen. Der Anzug war sehr kostbar, das Unterkleid von weißer Seide, mit Silber gestickt, und darüber sollte ein Ueberwurf von meergrüner Plaisance, einer Art von Gaze mit Silber gestreift, welcher

durch silberne Schleifen, die Meergras und Perlen vorstellten, befestigt war, getragen werden. Der zu diesem glänzenden Costüme bestimmte Kopfputz war zugleich einfach und schön: ein Reif von Smaragden hielt Gertrud's goldene Locken über ihrer schönen Stirn zurück, und eine wie eine Muschel geformte Verzierung von Perlen faßte sie hinten am Kopfe zusammen. Eine liebenswürdigere Meernymphe hat es nie gegeben als Gertrud in dieser prächtigen Kleidung, welche sie, auf dringendes Verlangen der Kammerfrau, sogleich anziehen mußte. Eine leichte Maske, wie sie von den Damen zu der Zeit getragen wurden, gehörte auch noch zu dem Anzuge. Es war jedoch noch nicht an der Zeit, in den für die Aufzüge bestimmten Saal hinunter zu gehen, und als die Kammerfrau weggegangen war, saß sie auf einem niedrigen Stuhle und war auf einige Zeit ganz in ihre peinlichen Gedanken verloren.

Die Abendschatten lagerten sich jetzt immer dichter um sie her, und erleuchtet wurde das Zimmer nur von der Flamme des reichlichen Holz-Feuers, das auf dem weiten Heerde brannte, neben welchem der mit einem Teppich behangene Stuhl stand, auf dem Gertrud saß. Das in dem Whitehall-Pallast ihr überwiesene Zimmer war geräumig und schön. Die Wände waren mit Tapeten bekleidet, das Bett in Form eines Zeltes hatte

Vorhänge von purpurfarbenem, mit silbernen Streifen versehenen Atlas, und über demselben erhob sich ein ungeheurer Federbusch von purpurrothen und weißen Federn. Ungeachtet der reichen Ausstattung gewährte das Zimmer aber doch einen düstern Anblick, besonders, wie es jetzt in dem frühen Dämmerlichte des November-Abends erschien, während sich die röthliche Flamme vom Heerde her nur in Zwischenräumen auf den kunstvollen Verzierungen der hohen Fenster tanzend abspiegelte, oder irgend eine riesige Gestalt auf den Tapeten scharf hervorhob, wo die Kämpfe der Griechen und Trojaner, in lächerlichem Wirrwarr, mit dem zwischen David und Goliath zusammengestellt waren. Das Bett, welches im Hintergrunde stand, erhielt durch seine dunkle Farbe — trotz der nickenden Federn und der Streifen von Silberlitze — eine grabesähnliche Düsterheit. Gertrud hatte eine Zeit lang, ihre Augen auf den Haufen glühender Asche geheftet, da gesessen, während ihre Gedanken bei Lord Dacre in den Gebirgsgegenden des Nordens waren, — mit einem tiefen Seufzer erinnerte sie sich am Ende wieder ihrer augenblicklichen Bedrängniß, und es kam ihr fast vor, als ob dieser Seufzer von irgend Jemandem innerhalb des Gemaches wiederholt wurde; und als sie sich umsah, erschrak sie fast über die Entdeckung, daß der Abend schon eingebrochen war. Gertrud besaß Geistes-

stärke, aber ihre Geistesstärke war diejenige, die nämlich in einem gewissen Enthusiasmus ihren Grund hat, und solche Charactere neigen sich zuweilen ebenso leicht zu der Schwäche eines momentanen Aberglaubens hin, wie es ein Geist von der niedrigsten Art nur thun könnte. Jedoch darf man nicht vergessen, daß bei starken Seelen der Aberglaube nur auf einen Augenblick einen unwiderstehlichen Einfluß übt, bei Personen von untergeordnetem Verstande aber ist er eine fortdauernde und vorherrschende Schwäche. Indessen war es ohne Zweifel Wirkung des Aberglaubens, daß Gertrud vor Schreck zusammenfuhr, als sie fand, daß der Abend schon eingebrochen, und sie ganz allein war. Die Flamme eines Kamin-Feuers ist an sich etwas recht Gemüthliches, allein jenem gewaltig großen Zimmer verlieh sie doch wenig Gemüthlichkeit und schien vielmehr die dichte Finsterniß in demselben erst recht zu zeigen, indem sie den Fußboden in ihrer Nähe beleuchtete und es der Phantasie überließ, tausend seltsame Winkel und Phantome in dem Dunkel dahinter herauf zu beschwören. Gertrud dachte, daß ihre Augen — durch die starke Gluth der Kohlen, in welche sie so lange hineingesehen hatte, geblendet — sie getäuscht haben könnten, und sie blickte noch einmal nach der gigantischen Gestalt des ungestümen Helden Achilles, um sich zu versichern, daß sie nicht

wirklich den Arm, mit seiner wuchtigen Streitaxt, in die Höhe gehoben sähe, um den niedergesunkenen Hector zu zerschmettern. Er bewegte sich, davon hielt sie sich überzeugt; in dem Augenblicke aber sank die hohe Flamme, welche von dem Feuer aufgelodert und so rasch an der Gestalt hin und her gefahren war, wieder zusammen, und dieser Theil der Tapete wurde in Dunkel gehüllt. Noch immer glaubte Gertrud es undeutlich bemerken zu können, daß die Person des Achilles sich bewegte; und das nicht allein, der gefallene Hector schien eben aufzuspringen und seinem unbarmherzigen Feinde wieder Trotz bieten zu wollen. Gertrud blieb, die Augen unbeweglich auf die geheimnißvolle Tapete gerichtet, festgebannt auf ihrem Stuhle, als sie eine dunkle Gestalt gewahrte, welche, wie es ihr vorkam, aus der Achilles und Hector umgebenden Gruppe auftauchte und auf sie zuging. Die Gluth des Feuers, indem sie Gertrud's prachtvollen Anzug und ihre schönen Züge beleuchtete, gab diesen Zügen eine so warme Färbung, wie sie sonst in diesem Augenblicke nicht gehabt haben würden; denn ungeachtet ihres Muthes schlug ihr Herz doch rascher bei diesem sonderbaren Vorfalle, und ein zäher Thau bedeckte ihre Hände und Stirn. Die Gestalt trat dicht auf sie zu; es war die eines Frauenzimmers, und indem sie, eine Stütze suchend, an die Lehne ihres Stuhles zurücksank, bemerkte sie bei

dem Scheine des Feuers ein Paar große und glänzende schwarze Augen, die mit einem sehr neugierigen Blicke auf ihr Gesicht gerichtet waren. Ihr seltsamer Gast sprach dann in folgender Weise:

„Wollet Ihr mich morgen, Gertrud Harding, auf dem Platze in der Nähe des Hauses von Heinrich Willoughton zu Charing erwarten, so werdet Ihr von Eurer Muhme, der unglücklichen Lucie, etwas Neues erfahren.“

„Ach, meine theure Muhme!“ rief Gertrud aus, deren Angst vor dem Uebernatürlichen verschwunden war; „saget mir, Unbekannte, was Ihr in Bezug auf sie wisset.“

„Morgen, Gertrud, morgen, zur neunten Stunde, ich kann Euch jetzt nichts weiter sagen; wenn Ihr aber Eure Muhme lieb habet, so erwartet mich um die Zeit und an der Stelle, welche ich genannt habe.“

„Halt!“ sagte Gertrud in einem befehlenden Tone, als ihr Gast sich zurückziehen wollte. „Was soll dies geheimnißvolle Wesen, wenn Ihr eine gute Absicht und mir über meine Muhme etwas mitzutheilen habet, warum wollet Ihr es nicht offen und jetzt gleich aussprechen? Es bedarf der Heimlichkeit nicht, wenn es einer so geringfügigen Person gilt, wie meiner armen Lucie.“

„Wohl bedarf es der Heimlichkeit,“ antwortete

ihr Gast, „falls das Mädchen einen Widersacher hat, der mächtiger ist als ihre Freunde.“

„Dem ist aber nicht so,“ erwiederte Gertrud, „der stolzeste Mensch an Elisabeths Hofe, ja selbst die allmächtige Tudor ist gewiß willig und geneigt, die Unbilden der armen Lucie zu rächen; die müssen in der That sehr viel vermögen, welche es mit dem Zorne der Königin aufnehmen können.“

„Hartherziges Mädchen,“ sagte die Unbekannte, „Ihr wollet also nichts wagen zum Besten derjenigen, der Ihr so oft geschworen habet, daß Ihr sie liebtet wie eine Schwester. Ich bin durch einen Eid gebunden, und ob ich ihn halte oder nicht, davon hängt die Wohlfahrt Aller, die mir auf Erden theuer sind, ab; mehr kann ich Euch heute Abend nicht entdecken, aber erwartet mich dort, und ich werde Jemand mitbringen, der sowohl den Willen als die Macht besitzt, Lucie ihren Freunden zurückzugeben.“

„Das werde ich nicht thun,“ antwortete Gertrud, „innig liebe ich meine Muhme, aber ich würde sie dadurch nicht retten und nur mich selbst in Gefahr bringen. Was hat diese namenlose Mittheilung und diese vertraute Bekanntschaft mit den geheimen Gängen in dem königlichen Palaste von Whitehall zu bedeuten?“

„Es bedeutet, Gertrud, daß in den Umgebungen des Schlosses Personen verborgen sein könn-

ten, die sich nicht offen darin zu zeigen wagen. Armes Mädchen, verschmähet nicht den Rath einer Freundin; Ihr seid in Walsinghams Schlingen gefangen und habet Cecils Argwohn erregt; erwartet mich morgen und rettet zugleich Eure Muhme und Euch selbst."

„Und wenn ich ein so thörichtes Versprechen geben wollte," sagte Gertrud, „wie könntet Ihr dann erwarten, daß ich es halten würde?"

„Ja, wenn Ihr nicht aus frohem Herzen und freiwillig diesem Vorschlage zu Eurem eigenen Besten Folge leisten wollet," entgegnete das Frauenzimmer, „so habe ich den Befehl erhalten, schönes Kind, Euch keinen Aufschub zu gestatten."

Mit diesen Worten schlang die Unbekannte ihren Arm um Gertrud's Hüfte und strengte sich an, sie mit Gewalt nach der Tapete hinzuziehen. Das Mädchen leistete jedoch heftigen Widerstand und stieß einen lauten Schrei aus, — und in diesem Augenblicke erfolgte ein Klopfen an der Stubenthür, worein sich die Stimme der Kammerfrau mischte; mit einem Ausdruck der Erbitterung über das Mißlingen ließ die Unbekannte sogleich ihre Beute fahren und entfloh. Gertrud taumelte zurück und fiel zitternd auf ihren Stuhl nieder; sie sah den Arm des Achilles, wie vorhin, sich regen, die Tapete bewegte sich, und dann war ihr geheimnißvoller Gast verschwunden. Der Kammerfrau,

welche kam, um ihr anzuzeigen, daß die Gesellschaft sich jetzt versammelte, erzählte sie das eben Vorgefallene und erklärte ihr, daß sie keine Nacht ferner in diesem Gemache schlafen würde. An Elisabeths Hofe war ein jeder Vorfall, wenn auch an sich unbedeutend, in Verdacht gehüllt, und eine beständige Besorgniß, eine beständige Furcht für die eigene Person war vorherrschend. Gertrud war daher gar nicht überrascht, als die Frau durch das in sie gesetzte Vertrauen in Verlegenheit gebracht zu sein schien und — weil sie hauptsächlich mit der Bedienung der jungen Dame beauftragt worden — mit großem Nachdruck zu erklären begann, daß sie von diesem geheimnißvollen Eingange in ihr Zimmer, oder von der eben eingedrungenen Person nichts wüßte.

Mit einem durch diese Begebenheit noch mehr beängstigten Gemüthe ging Gertrud in die glänzend erleuchteten Säle hinunter, in welchen die Gäste empfangen wurden. Es war eine Scene aus dem Feenlande, da Elisabeths Hof bei solchen Gelegenheiten eine wahrhaft orientalische Pracht zeigte. Eine sanfte Musik schwebte an den Wänden hinunter von Gallerien herab, die mit prachtvollen Teppichen bekleidet und mit Musikanten angefüllt waren, welche kostbare, in Scharlachroth und Gold strahlende Livreen trugen. Vornehme Damen, Ritter und Lords wogten in bunten — buchstäblich von Juwelen strahlenden — Anzügen

in allen Farben des Regenbogens hin und her. An dem obern Ende des Hauptsaales war ein ausgezeichnet schöner Prachthimmel von hellblauem Atlas, mit goldenen Sternen besäet und reich mit goldenen Fransen und Tressen geziert, errichtet, unter demselben stand ein gleichfalls mit blauem Atlas bekleideter Thron, und auf diesem Throne saß Elisabeth. Sie trug einen Anzug von Silberstoff, ihr Brustlatz war von Diamanten, einen funkelnden Reif von Diamanten trug sie um die Stirn, mit einem Gürtel und Armbändern von Rubinen; und Schleifen von Rubinen und Diamanten hatte man angebracht, um einen Besatz von Silberstoff am Saume ihres Kleides zu befestigen. Mehrere der Herren sowohl als der Damen trugen Masken, und die Königin selbst hielt eine in der Hand, um sich ihrer nach Gefallen zu bedienen. Kaum hatte Gertrud, nachdem sie ihr Gesicht mit der Maske bedeckt, sich unter das Gewühl der Gäste beim Eingang in den Hauptsaal gemischt, als sie dicht neben sich eine Stimme hörte, welche sie als die des Lord Leicester erkannte.

„Schöne Sonne, dieser Wolke gelingt es nicht, Deinen Glanz zu verhüllen.“

Unwillkührlich wandte Gertrud sich um, der Graf war prachtvoll gekleidet in purpurrothes Tuch mit Gold durchwirkt, der Griff seines Degens war

mit Juwelen besetzt, und eine Agraffe von Diamanten umschloß die weiße Feder an der kleinen Mütze, welche er in der Hand hielt. Gertrud hätte sich gern aus der Menge herausgezogen, denn ein Zusammentreffen mit Lord Leicester war am allerwenigsten ihr Wunsch; aber das Gedränge hatte sich zu dicht um sie geschlossen, und der Graf flüsterte, indem er sie beim Arme faßte — da der erhöhete Stand von Elisabeths Thron sie von allen Seiten des Saales deutlich sichtbar machte: —

„Blicket dorthin, Gertrud, sehet Ihr jenen Cavalier, der, in Silberstoff gekleidet, mit dem Werthe einer spanischen Gallione in den Juwelen seines Anzugs funkelt; das ist Sir Walter Raleigh, der kühnste, der beste und glücklichste aller Abenteurer; jedoch verdankt er die Gunst unserer weisen Königin vielleicht eben so sehr seinen gewandten Schmeicheleien als seinen großen Talenten. Sehet, wie er lächelt; ich will darauf schwören, daß er jetzt die Schönheit der Venus gegen die ihrige heruntersetzt, und sie wegen ihrer Weisheit höher stellt als Minerva selbst. Sehet, dort kommt auch Hatton und wird gnädig empfangen; welchen noch nie gehörten Lobspruch mag er den Zügen der Königin ertheilt haben? Es ist spaßhaft, Walsingham und Cecil mit einem mürrischen Gesichte vorbeigehen zu sehen, wie sie ihren höhnischen

Spott über die Tänzer und Ballritter vor sich hin murmeln."

„Und warum vertändelt Ihr hier die Zeit, Mylord?" fragte Gertrud in bitterem Tone. „Eilet hin und bezeuget Eure Ergebenheit an demselben Altare."

„Freilich werde ich das thun, wenn es mir beliebt," antwortete Leicester. „Raleigh und Hatton mögen schmeicheln, wenn die Gelegenheit sich darbietet, ich thue es, wenn ich Lust habe." Dann sagte er, einen andern Ton annehmend: „Ihr werdet nicht so schlecht von mir denken, schöne Gertrud, daß Ihr glauben könntet, ich würde den Altar Eurer unvergleichlichen Liebenswürdigkeit verlassen, um Elisabeths welkender Schönheit meine Huldigungen darzubringen."

In diesem Augenblicke wurde er, da jetzt gerade die Menge an der Stelle, wo Leicester stand, sich öffnete, von dem raschen Blick der Königin entdeckt, und sein galantes Vorhaben, sich während des Abends nur an den Reizen der schönen Gertrud zu ergötzen, wurde zu ihrer großen Freude und seinem unendlichen Verdruß sogleich vereitelt. Auch Gertrud's Gestalt war Elisabeth in dem lustigen Gewühle nicht entgangen; da aber ihr vorzüglichstes Streben in diesem Augenblick dahin ging, alles Verkehren des Grafen mit dem jungen Mädchen zu verhindern, so entging diese hiedurch einer

Aufforderung, zum Sitze der Königin hinzutreten, denn bei mehr als einer Gelegenheit hatte es Elisabeth Vergnügen gemacht, ihre liebenswürdige Retterin vor den Augen ihres ganzen Hofes zur Schau zu stellen. Von wie großer Wichtigkeit dieser scheinbar ganz unbedeutende Umstand jetzt gerade für ihr eigenes Bestes war, davon hatte Gertrud nicht die geringste Ahnung.

Unterdessen kündigte ein Beckengeklirr und ein Trompetenstoß die Annäherung des Aufzuges an. Eine ungeheure Maschine, welche einen mit Bäumen und Gesträuch bedeckten Berg vorstellte, rollte in den Saal hinein. Aus der einen Seite dieses Berges traten sechs wilde Männer hervor, welche mit Keulen bewaffnet und mit Epheu bedeckt waren; sie führten als Gefangene eben so viele schöne junge Mädchen bei sich, welche scharlachrothe indianische Anzüge und Schleier von Goldplaisance trugen; und die jungen Mädchen und wilden Männer tanzten vor der Königin. Als sie ihren Tanz beendigt hatten, öffnete sich der Berg in der Mitte, und sechs Ritter wie zu einem Tournier in einer mit Silber eingelegten Rüstung von Stahl erschienen. Ein Jeder von ihnen hatte über seinem Bruststück eine Schärpe von braungelber Farbe mit Silber, und einen braungelben Federbusch auf seinem Helme; ihr Anführer hielt in seiner Hand eine Lanze mit einem Fähnchen von derselben Farbe.

Sodann griffen die sechs Ritter die Wilden an, und mehre seltsame Evolutionen wurden aufgeführt; am Ende aber trieben die Ritter die Wilden in den Berg zurück und nahmen die Damen in Besitz. Darauf sang das schönste der jungen Mädchen einige Strophen zur Verherrlichung der Königin, worauf die Ritter und Damen einen abgemessenen steifen Tanz vollführten, und auf einen neuen Tusch des Orchesters gingen sie alle zusammen in den Berg zurück.

Schwermüthig gestimmt, wie Gertrud war, entfernte sie sich mit dem Aufzuge zugleich aus dem Saale; jedoch war das Gedränge beim Eingange sehr arg, und sie nahm ihre Maske ab, um den Luftstrom, welcher durch ein offenes Fenster in dem äußern Gemache hereinkam, freier genießen zu können.

Indessen konnte die riesenhafte und plumpe Maschine nicht leicht durch die Menge gebracht werden, welche sich an der Saalthür drängte, und die Ritter und wilden Männer waren genöthigt, herauszusteigen und bei dem Wegschaffen derselben zu helfen. Während des allgemeinen Gewirres bei dem mühsamen Durchschieben der Maschine fühlte Gertrud plötzlich ihre Hand gedrückt, und einer der Wilden flüsterte mit einer Stimme, woran sie den Lord Morden erkannte:

„Wenn Ihr Euer Leben lieb habt, schöne Ger-

trud, folget mir, doch so, daß man Euch nicht bemerkt."

Ueberrascht sowohl, als in Schrecken gesetzt durch dieses Verlangen, zögerte Gertrud keinen Augenblick, demselben nachzukommen. Die Gelegenheit, sich zu entfernen, war günstig, denn während ein Theil des umher versammelten Haufens damit beschäftigt war, die Maschine des Prachtaufzugs durch die Saalthür hindurchzubringen, versuchten die Uebrigen mit gleicher Ungeduld und Beharrlichkeit, sich mit Gewalt sogleich einen Weg in den Saal zu bahnen, um die Königin mit Sir Christoph Hatton einen Hopser tanzen zu sehen. Von dem Saale ab, worin der Prachtaufzug vor sich gegangen war, erstreckte sich eine lange Reihe von Zimmern, welche alle bei Gelegenheit dieses Festes geöffnet waren. Durch den Haufen Menschen in diesen Gemächern ging Gertrud unbemerkt hindurch, wobei es ihr schwer wurde, Lord Morden immer im Auge zu behalten; da er von ihr etwas entfernt und sie mit dem Palast nicht so vollkommen bekannt war, so hätte sie ihn beinahe verfehlt, als er plötzlich in einen langen und schmalen Gang einbog, welcher von dem letzten in dieser langen Zimmerreihe zur Seite abführte. Am Ende dieses Ganges befand sich ein kleines, unansehnlich möblirtes Gemach, welches gelegentlich als ein Wartezimmer für geringere Leute, die bei Hofe

etwas zu suchen hatten, oder vorgestellt zu werden wünschten, benutzt wurde; eine einzige von der Decke herabhängende bronzene Lampe erleuchtete nur schwach die mit Paneelen von Eichenholz bekleideten Wände desselben. Als sie hier angelangt waren, schloß Lord Morden zuerst vorsichtig die Thür ab, faßte dann, nachdem er seine Maske abgenommen hatte, Gertruds Hände zwischen die seinigen und redete sie in einem Tone voll Mitgefühl an:

„Ich habe nur wenig Zeit, holdes Kind, Euch die Einzelheiten der unangenehmen Nachrichten, deren Ueberbringer ich unglücklicher Weise sein muß, mitzutheilen. Lasset mich aber das Widerwärtige, dem Ihr selbst, wie ich hoffe, noch werdet entgehen können, in wenigen Worten zusammenfassen. Jedoch seid stark, schöne Gertrud, um derer willen, die Ihr liebet, lasset bei der übeln Botschaft den Muth nicht sinken.“

„Ich lebe in täglicher Besorgniß vor tödtlichen Gefahren,“ erwiedete Gertrud; „glaubt Ihr, daß ich bei der Annäherung derselben keine Kraft zeigen werde? Sprechet es aus, theurer Lord, ich bitte Euch, lasset mich nicht länger in Ungewißheit. Redet also, mein Vater, oder Lord Dacre, sind sie auf irgend eine Weise bei Euren übeln Nachrichten betheiligt?“

„Ach Gott, holde Gertrud,“ sagte der junge

Edelmann, „Alles ist entdeckt, der Marquis Vitelli ist aufs Schmählichste behandelt worden; ein Befehl zur Verhaftung des edlen Dacre und der beiden Grafen von Northumberland und Westmooreland wird morgen an den Grafen von Sussex, den Statthalter der Königin zu York, abgeschickt werden; und Euer Vater —"

„Ist im Gefängniß, wie ich vermuthe," fiel Gertrud ein, in einem Tone, dessen ruhige Festigkeit gerade, im Vergleich mit der tödtlichen Blässe auf ihrem Antlitze, etwas Schauerliches hatte.

„Seid stark, holde Gertrud," sagte Lord Morden weiter; „ich möchte, ich hätte mich auf die Zeit verlassen können, daß sie für Euch diese traurigen Nachrichten verbessern würde."

„Fürchtet nichts von mir, Mylord," erwiederte Gertrud, „ich bin ruhig, ja noch mehr, ich bin entschlossen; mein geliebter Vater lehrte mich von meinen Kinderjahren an, mich auf die Möglichkeit solcher Ereignisse gefaßt zu halten; die Zeit wird es nun zeigen, daß seine Ermahnungen nicht umsonst waren. Saget mir jetzt, Lord Morden, so wahr Ihr einst selig zu werden wünschet, haltet Ihr es für möglich, daß ich meinem Vater irgend von Nutzen sein kann, wenn ich hier bleibe?"

„Ach Gott, theure Jungfrau, es würde unnütz sein, Euch die Wahrheit zu verhehlen, Ihr werdet selbst ins Gefängniß gesetzt werden, wenn Ihr

Euch nicht noch in dieser Nacht durch die Flucht vom Hofe entfernt. Aber ein alter treuer Diener meiner Familie wohnt in Guildford; ich bitte Euch, dort einige Zeit unter seinem Schutze zu verweilen; für Eure Sicherheit würde dann nichts zu besorgen sein; es ist kein weiter Weg, und ich will Euch behülflich sein, daß Ihr auf der Stelle Eure Flucht bewerkstelligt."

„Ich danke Euch, edelmüthiger Lord, danke Euch recht sehr," antwortete Gertrud. „Glaubet, daß ich den edeln Muth zu schätzen weiß, der es wagen kann, mir in diesem Augenblicke seine Hülfe anzubieten. Aber ich darf nicht, lieber Lord, nur auf mich selbst bedacht, für meine eigne Rettung sorgen; nach dem Norden, nach Raby muß ich hin, wohin Lord Dacre, wie ich weiß, gegangen ist, dorthin muß ich ebenfalls eilen, um die edlen Grafen vor der ihnen drohenden Gefahr zu warnen."

„Ihr, ein zartes und sanftes Mädchen, wolltet es wagen, nach dem Norden zu reisen!" rief Lord Morden aus.

„Das will ich," entgegnete Gertrud. „Haltet mich nicht auf, Mylord."

„Wartet einen Augenblick," erwiederte Lord Morden, „denket, ich bitte Euch, holde Jungfrau, an die Gefahren, denen Ihr entgegengehet."

Allein Gertrud widerstand allen Gründen, welche Lord Morden gegen ihr Vorhaben geltend zu

machen vermochte, und der freundschaftliche Streit wurde dann auch schnell durch die Dringlichkeit der nahenden Gefahr zu Ende gebracht. Der nächste Tag war, wie Lord Morden in Erfahrung gebracht hatte, von dem geheimen Rathe dazu bestimmt, sowohl den Verhaftsbefehl nach York abzusenden, als Gertrud selbst festzunehmen. Kein Augenblick war zu verlieren; wenn sie unwiderruflich zu einer Reise nach dem Norden entschlossen war, so war es nothwendig, daß sie so viel als möglich vor ihren Feinden einen Vorsprung erhielte; denn obgleich, bei der Entdeckung ihrer Flucht, die Sendlinge des Hofes wohl zuerst in der Stadt London nach ihr suchen würden, so war es doch sehr wahrscheinlich, daß sich ihr Verdacht, nachdem sie sie dort nicht gefunden hätten, nach der Straße hinwenden würde, die nach dem Norden führte. Als er sie so fest entschlossen fand, so übernahm es Lord Morden, sie den Abend bis nach dem Dorfe St. Giles zu begleiten, wo er ein Pferd für sie kaufen und dafür sorgen könnte, daß sie ihre gefährliche Reise glücklich begönne. Gertrud wollte anfangs diesem Plane widersprechen, aus Besorgniß, daß der hochherzige junge Edelmann dadurch, daß er ihre Flucht unterstützte, selbst den Verdacht des Hofes auf sich ziehen könnte, allein von solchen Einwürfen wollte Lord Morden nichts wissen. Und am Ende wurde in wenig

Worten verabredet, daß Gertrud sogleich auf ihr Zimmer gehen und, nachdem sie ihren glänzenden Anzug abgelegt hätte, sich in eine zum Reisen geeignete Verkleidung werfen sollte. Es war nicht zu erwarten, daß die Königin, einzig mit ihrem Lieblingsvergnügen, dem Tanze, beschäftigt, ihre Abwesenheit bemerken würde, und die Tafel sollte binnen Kurzem servirt werden, von welcher sie doch wegen ihrer niedern Geburt ausgeschlossen bleiben mußte; keine Gelegenheit konnte deshalb zum Entkommen günstiger sein, welches unter der Menge von Gästen und fremden Domestiken, wovon der Palast angefüllt war, wohl leicht ausgeführt werden konnte.

Lord Morden, da er Gertrud's Entfernung vom Schlosse noch an demselben Abende erwartet hatte, war auch seiner Seits wegen einer Verkleidung nicht unvorbereitet. Die junge Dame und ihr edeldenkender Freund trennten sich nun, nachdem sie übereingekommen waren, sich auf einer gewissen Stelle an der linken Seite des Schloßhofes zu treffen, und Beide eilten, sich umzukleiden. Das Herzklopfen, mit welchem Gertrud sich schnell nach ihrem Zimmer begab, kann man sich leicht vorstellen, und doch vergaß sie über diese neue, dringende Gefahr den seltsamen Gast nicht, welcher sich in den frühern Abendstunden bei ihr eingedrängt hatte. Mit weniger Verachtung und Mißtrauen wurde

das Frauenzimmer jetzt von Gertrud betrachtet, da ihre Versicherungen von dem Verdachte, worin die Jungfrau bei Elisabeth's Ministern stände, sich auf so schreckliche Weise bestätigt hatten. Jedoch war noch immer etwas Furcht in dem Blicke, welchen Gertrud bei ihrem Eintreten in dem Gemache umherwarf, und während sie ihre Juwelen und ihr Geld in ein kleines Bündel, welches sie in ihrem Busen verbergen wollte, zusammenpackte, sah sie mehr als einmal ängstlich nach der Gestalt des Achilles an der Tapete hin.

Sie sah wohl ein, daß sie von dem seltsamen Eindringlinge wenigstens eben so viel zu fürchten, als zu hoffen gehabt haben müßte; ein so geheimnißvolles Verfahren konnte nothwendigerweise auf nichts Gutes abgesehen sein, und hatte sie nicht, als die Erwähnung Luciens, wodurch sie sie verlocken wollte, seinen Zweck verfehlt hatte, sie mit Gewalt aus dem Zimmer zu bringen versucht? Also Gefahren, davon war Gertrud noch überzeugt, mußten ihr in den Absichten des verkleideten Frauenzimmers gedrohet haben, welche wegen ihrer Kenntniß des Pallastes offenbar im Dienste irgend eines Hofmannes, vielleicht gar des Lords Leicester, stehen mußte. Dieser Gedanke, in Verbindung mit der traurigen Kenntniß von der ihren Vater bedrohenden Gefahr, erregte in Gertrud eine noch größere fieberhafte Angst; wenn die Sendlinge jenes sitten-

losen Edelmannes ihr wirklich nachstellten, so hätten sie gerade jetzt hervorbrechen und alle die unerschrockenen Seelen, welche an die Sache der Königin Marie gefesselt waren, mit in ihr Verderben hineinziehen können. Durch diese Betrachtung zu noch größerer Thatkraft angefeuert, legte sie schnell das reiche Kleid ab, das sie unter den Gästen getragen hatte, und bekleidete sich mit einem einfachen Gewande von grünem Zeuge, welches um die Hüfte durch einen Gürtel von rothem spanischen Saffian zusammengehalten wurde; eine Haube von Linon, mit schmalen Spitzen eingefaßt, trat an die Stelle der Perlen und Smaragden, welche noch eben ihr schönes Haar geziert hatten, und sie trug einen Mantel und eine Kappe von feinem dunkelbraunen Tuch, und Schuhe, wie ihr Gürtel, von spanischem Saffian. So schnell als möglich band sie dann Leinzeug und andere nothwendige Bedürfnisse in ein kleines Päckchen zusammen und ging, nachdem sie ihr Geld und ihre Juwelen in den Busen gesteckt hatte und das Päckchen unter dem Mantel verbergend, in den Schloßhof hinunter. Hier wurde sie von dem Haufen der Lakaien und Dienstboten, welche zu den zahlreichen Gästen gehörten, mit plumper Rohheit hin und her gestoßen, und ein handfester, breitschulteriger Kerl faßte sie beim Arme, als sie sich bemühete, an ihm vorbei zu schlüpfen, schwur, daß so leichte Füßchen auf ein

hübsches Gesicht deuten müßten, und versuchte ihre Kappe zurückzuschlagen. „Lasset das Mädchen gehen,“ sagte eine durchdringende Weiberstimme, und Gertrud, welche bei dem Tone zusammenschrak, wandte sich rasch nach der Redenden um und erkannte ihren seltsamen Gast in Gestalt einer Frau, die viel größer war, als sie selbst, und deren glühende schwarze Augen — unter den Falten einer dunkelfarbigen Kappe hervor — sie buchstäblich anzuglotzen schienen. Eine Angst, daß dies Wiedererkennen gegenseitig sein könnte, erfaßte Gertrud's Herz, jedoch bemerkte sie, wie die Frau, allem Anscheine nach darauf bedacht, den Menschen, welcher jene Worte gesprochen hatte, zur Rede zu stellen, ohne auf sie zu achten, weiter ging; und indem ihr dieser Umstand die Gewißheit gab, daß sie unerkannt geblieben wäre, schritt sie rasch nach der Stelle zu, wo Lord Morden sie treffen sollte. Seinem Versprechen getreu war der junge Edelmann bereits dort und hielt ein weißes Tuch in der Hand, über welches Zeichen er mit Gertrud übereingekommen war. Ein weiter, gelber Mantel und ein tief in's Gesicht gedrückter Filzhut schützten seine Gestalt und Züge vor Erkennung. Nachdem er der Jungfrau schweigend seinen Arm gereicht und ihr einige Worte der Hoffnung und des Trostes zugeflüstert hatte, führte er sie nun so schnell über den Hof, als es das darin befindliche Gedränge

erlaubte; Gertrud's Herz schien um die Hälfte seiner Last leichter geworden zu sein, als sie unter dem gewölbten und mit erhabener Arbeit gezierten Thorwege durchgegangen waren, und der Schall der Musik und der Festlichkeit im Schlosse nur noch schwach ihr Ohr erreichte.

An den äußern Thoren war eine Menge von Dienern versammelt, von denen einige Fackeln trugen, andere die Pferde derjenigen unter den Herren hielten, welche sich frühzeitig von der Lustbarkeit zu entfernen gedachten. Und noch leichter ward es Gertrud ums Herz, als das laute Geschrei dieser Menschen, welches sie beim Ausstoßen eines rohen Scherzes oder beim Streiten um das Vorrecht, auf dem innern Hofe zu stehen, erhoben, ebenfalls in der Entfernung sich verlor, und sie sich wohlbehalten auf ihrem Wege nach der Martinsgasse befand, während der Himmel über ihr dicht mit Sternen besäet war, welche mit einem funkelnden Glanze durch die scharfe, frostige Luft hindurchschimmerten. Das Schloß war in der Entfernung nur noch in dunkeln Umrissen zu sehen, und die Trümmer des Kreuzes der Königin Eleonore, in Charing, erhob sich vor ihr in einem düstern Lichte. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo Lord Morden einige Worte zu sprechen wagte; er sagte zu Gertrud, daß sie, einmal entschlossen, sich den Gefahren einer solchen Reise auszusetzen, auch

bereit sein müßte, diesen Gefahren nicht bloß Entschlossenheit, sondern auch Widerstand entgegen zu setzen; daß, wenn sie unbewaffnet reisete, sie sich ohne Hülfe Schrecknissen blosstellen würde, welche sie wohl noch schlimmer finden könnte, als Gefangenschaft oder Tod. Darauf gab er ihr ein Paar kleine Pistolen und einen Dolch, welche er ihr dringend empfahl, in ihren Gürtel zu stecken, und wenn unglücklicherweise eine Gelegenheit dazu sich darbieten sollte, sagte er, sollte sie sich in keinem Falle durch irgend eine weibliche Schwachheit oder durch Mitleid von dem Gebrauche derselben abhalten lassen. Auch bat er sie noch einmal inständigst, ihren Plan aufzugeben und sich nach dem sichern Zufluchtsorte zurückzuziehen, welchen er vorgeschlagen hatte. Gertrud nahm die Waffen dankbar an, denn sie fürchtete in der That, es möchte nur zu wahrscheinlich sein, daß sich Gelegenheit fände, sich derselben zur Nothwehr zu bedienen. Allein dem erneuerten Vorschlage, sich nach Guidford zu begeben, setzte sie eine bestimmte Weigerung entgegen. Sie hatten jetzt die Höhe der Martinsgasse erreicht, welche damals ein bloßer Landweg, mit einem Zaune an beiden Seiten war und die Felder, die zwischen den Dörfern Charing und St. Giles lagen, durchschnitt. Die alte Martinskirche lag zu dieser Zeit in Trümmern und war in dem Halbdunkel einer Mondnacht nur in düsterm Lichte zu

erkennen. Gertrud und ihr Gefährte gingen eine Zeit lang schweigend, Beide mit ängstlichen Gedanken beschäftigt, die stille und finstere Gasse hinunter. Zuweilen fuhr ein heftiger Windstoß über die Felder hin und schüttelte das wenige noch zögernde Laub von den Weißdornhecken, während hier und dort die lange widrige Gestalt einer Weidenulme, mit einer Spitze verkrüppelter, blätterloser Aeste, ihren kahlen Stamm in die Höhe streckte.

„Es ist gar zu schrecklich!" sagte Lord Morden nach einem langen Stillschweigen. „Ich bitte Euch, liebliche Gertrud, denket nicht daran, nach dem Norden zu reisen."

„Habet Ihr vergessen, lieber Freund," antwortete Gertrud in einer von Thränen erstickten Stimme, „daß ich meinen armen Vater als Gefangenen in Elisabeths Händen zurücklasse; glaubet Ihr, daß, wenn ich nicht aus Angst für ihn von dieser Reise ablasse, eine selbstische Furcht für meine eigene Person die Wirkung haben könnte, mich davon abzuhalten?"

„Es könnte sein, Jungfrau," sagte darauf Lord Morden mit ein wenig Bitterkeit im Tone, „daß ich, indem ich Euch diese tolle Reise unternehmen lasse, eine Großmuth ausübe, von der Ihr keine Ahnung habet."

„Was wollet Ihr damit sagen, Mylord?“ fragte Gertrud.

„Was sollte ich damit sagen wollen!“ antwortete Lord Morden. „Ach, schöne Gertrud, ist es möglich, Euch zu sehen und nicht zu lieben! Ich bitte Euch, gebet dies wahnsinnige Vorhaben auf, in kurzer Zeit kann ich vielleicht durch meinen Einfluß auf Cecil Eurem Vater die Freiheit wieder verschaffen, und unser Glück wäre entschieden. Süße Gertrud, gestattet mir, daß ich Euch nach Guildford führe; glaubet mir, daß ich mich sehr stolz, sehr beglückt fühlen würde, wenn ich die Hand eines Mädchens erlangte, dessen Adel, wie der Eurige, ein Seelenadel ist.“

„Ihr bekümmert mich, Mylord,“ erwiederte Gertrud, „seid versichert, daß ich gegen den Edelmuth nicht unempfindlich bin, welcher über alle Rücksichten meines niederen Standes hinwegsiehet; aber dieser Edelmuth betrübt mich. Ach, zu den vielen Uebeln dieser traurigen Stunde habt Ihr jetzt noch den herzzerreißenden Gedanken hinzugefügt, daß ich Euer edelmüthiges Herz verletzt habe. Suchet Euch eine Braut unter den Vornehmen und den Glücklichen, und überlasset die niedriggeborene Gertrud ihrem widerwärtigen Schicksale.“

„Mehr ist nicht nöthig,“ sagte darauf Lord Morden, „ich sehe, daß Ihr mich nicht lieben könnet. Haltet Euch jedoch überzeugt, süße Gertrud,

daß ich es verschmähen würde, Euch mit meinen Anträgen zu belästigen; das Asyl zu Guildford sollte noch immer für Euch bereit stehen; wenn Ihr es nur annehmen wolltet, so würdet Ihr an mir den zärtlichsten, getreuesten Bruder finden."

„Theurer Lord, habe ich nicht bereits meinen Entschluß erklärt?" erwiederte Gertrud. „Ich bitte Euch, betrübt mich nicht länger durch Eure Einsprache."

„Ich will nicht weiter davon sprechen, Gertrud," antwortete Lord Morden; „aber Ihr müsset Mitleid haben mit meiner Angst, meiner Besorgniß um Euch. Bedenket, was ich auszustehen haben werde, wenn ich nicht einmal weiß, ob Ihr in Sicherheit seid; würde ich nicht einen Verrath sowohl an meiner Regentin, wie an meinem Glauben begehen, so würde ich darauf bestehen, selbst während dieser schrecklichen und übel berathenen Reise Euer Beschützer zu sein."

Während Lord Morden so sprach, sah man die Lichter in den Fenstern der Hütten von St. Giles durch die kahlen Hecken schimmern, und eine Biegung in der Gasse brachte sie sogleich in das Dorf hinein. Es bestand bloß aus einem Klumpen Häuser, die von allen Seiten von Feldern umgeben waren, während nur einige einsam stehende Hütten — über die engern Grenzen des Weilers hinaus — an der Heerstraße hinunter zerstreut lagen.

Der Wind fuhr in melancholisch klagenden Tönen zwischen den hohen Bäumen auf dem Kirchhofe hin, als Lord Morden und seine schöne Begleiterin auf ihrem Wege nach dem einzigen Wirthshause, welches das Dorf besaß, daran vorbei kamen; und Gertrud empfand das Behagliche ihres schweren Mantels, als sie ihn noch dichter um ihre erstarrten Glieder zog.

Sie waren nicht ohne Besorgniß, daß zu dieser späten Stunde der Gasthof nicht mehr offen sein würde, wurden aber, als sie ihn erreicht hatten, sehr angenehm dadurch überrascht, daß sie den Wirth mit einer Fackel in der Hand in dem Hofe fanden, wo er auf zwei Jungen, von denen ein jeder damit beschäftigt war, ein Pferd zu striegeln, schmälte und sie derb ausschalt. Dieser würdige Herr war ein magerer, höhnisch aussehender Alter, mit keiner der lustigen Eigenthümlichkeiten, die man gewöhnlich seinen Collegen zuschreibt; er hatte weder einen runden Bauch, noch ein heiteres Auge, auch keine rothe Nase. Das Gasthaus sah bei weitem gemüthlicher aus als sein Eigenthümer, — es war eine saubere, mit Stroh gedeckte Wohnung, in der Nähe der Kirche, und hatte einen Eibenbaum zum Schilde; jedoch war nichts Trauriges und keine Erinnerung an den Kirchhof in der röthlichen Flamme, welche Gertrud auf den kleinen, schmalen, mit Epheu umrankten Fenstern

der Küche tanzen sah, wohin sie sich auf Lord Mordens Vorstellung begab, während er mit dem Wirthe wegen des Kaufes eines Pferdes einig wurde. Die Wirthin war gerade das Gegentheil ihres Ehemannes — eine muntere, gut gelaunte Frau, welche neben einem flackernden Feuer der Jungfrau ihren Sitz anwies und sie schnell mit einem Becher gewürzten Glühweines bediente. Indessen verursachte es Lord Morden einige Mühe, seinen Pferdehandel abzuschließen. Der Wirth verlangte eine Summe, welche ein Wucherer zu fordern sich geschämt haben würde, und als sie bewilligt war, machte er sich Vorwürfe wegen seiner Mäßigung und brach in einem sehr widerwärtigen Tone in Tausend Lobpreisungen des Thieres aus, welches er — wie er behauptete — mit Schaden hingäbe und in der That eigentlich nicht gut entbehren könnte. Diesem Menschen stellte Lord Morden Gertrud als ein Mädchen vor, das zu dem Sterbebette eines Vaters gerufen wäre, welcher etwas entfernt von London wohnte; und nachdem er endlich den Ungenügsamen befriedigt hatte, forderte er sie mit schwerem Herzen auf, ihre einsame Reise zu beginnen.

Als die junge Dame das Pferd bestiegen hatte, hielt er ihr selbst den Zügel und führte das Thier von dem Hofe des Wirthshauses hinunter, und noch eine kleine Strecke durch das Dorf. Aber

ein so langsamer Schritt war sowohl mit ihrer Sicherheit als mit der seinigen unverträglich, und es war nun nothwendig, Abschied zu nehmen. Allein Lord Morden fand, daß er ihr noch viele Rathschläge zu ertheilen hätte; er gab ihr eine frische Ladung zu den Pistolen, drang ihr eine von Gold schwere Börse auf, warnte sie, so viel als möglich die Heerstraße zu vermeiden, und stellte zuletzt noch die Frage, was er in London für sie thun könnte.

„Mein Vater!" war Gertruds einzige Antwort; denn sie war nicht allein durch das Bewußtsein ihrer Leiden, sondern auch durch die edelmüthige Herzensgüte des Lord Morden ganz daniedergedrückt.

„Ihr könnet versichert sein, daß ich ihn nicht vergessen werde," erwiederte der junge Edelmann; „und Ihr wisset, daß ich bei Cecil etwas vermag."

Gertrud konnte keine Worte des Dankes hervorbringen, aber sie reichte ihm ihre Hand, und als er sie an seine Lippen drückte, fühlte sie seine heißen Thränen darauf fallen. In diesem Augenblicke ließ sich der Schall von Pferdehufen hören, welche helltönend über den festgefrornen Weg trabten. Gertrud ergriff die Gelegenheit, dieser schmerzhaften Scene ein Ende zu machen. —

„Theurer Lord," flüsterte sie, „um Eures eigenen Besten willen, haltet mich nicht auf!"

Lord Morden ließ ihre Hand halb los, ergriff sie dann wieder und drückte sie dann noch einmal leidenschaftlich an seine Lippen; da aber das Geräusch von dem herankommenden Pferde sich immer mehr näherte, so entriß ihm Gertrud — mehr um ihren edelmüthigen Freund als um sich selbst besorgt — ihre Hand, und ritt, nachdem sie ihm ihre Dankbarkeit und ihr Lebewohl zugeflüstert hatte, in schnellem Schritte durch das Dorf.

Neuntes Kapitel.

Es war an einem kalten, nebeligen Novembermorgen, drei Tage nach Gertruds Abreise von London, als ein Trupp von etwa zwölf Reitern nach der Thür des ersten Gasthofes in der Stadt Doncaster hinritt. Obgleich es noch früh am Tage war, zog doch das Erscheinen dieser Reiter einen Haufen derjenigen Bewohner der guten Stadt zusammen, welche gerade auf den Beinen waren. Als aber der Anführer derselben den Wirth herausrief und mit lauter Stimme und herrischer Miene seine besten Gelegenheiten für sich in Anspruch nahm, und als man sich außerdem sagte, daß dieser Rittersmann und seine Begleiter als Ueberbringer irgend eines wichtigen Befehles an den Grafen von Sussex, den königlichen Statthalter, auf dem Wege nach der Stadt York begriffen wären — da wurden die gestickten Mäntel, die rasselnden Schwerdter und die mit Federbüschen gezierten Mützen der Reiter von dem gaffenden Stadtvolke mit einer Mischung von Staunen und

Ehrfurcht angeschauet. Zur Seite des Befehlshabers der Reisigen ritt ein Mensch, welcher, obwohl er offenbar, nach seiner Kleidung und Bewaffnung zu schließen, zu den niedrigsten seines Gefolges zu rechnen war, doch ungeachtet dieser Unterordnung ganz besonders mit dem Vertrauen oder der Aufmerksamkeit seines Herrn beehrt zu werden schien. Nachdem er diesem Menschen leise einige Worte gesagt hatte, stieg der Herr ab und ging mit dem Wirthe in das Gasthaus. Indessen auch der vorzüglichste Gasthof einer Stadt, wie Doncaster, besaß in jenen Tagen keinen großen Ueberfluß an Gelegenheiten. Ein kleines Zimmer befand sich zur Linken von dem Eingange, welches auf seine Tapeten von dunkelm Stoffe und auf seine Stühle und Tische von polirtem Eichenholz stolz sein konnte; dies Zimmer war aber nur für seltene Kundschaft bestimmt, nicht unter dem Range des Cavaliers, welchen der Wirth jetzt mit der größten Ehrerbietung in dasselbe hineinführte.

Allein dieses gepriesene Gemach war zufälliger Weise ganz ungewöhnlich klein; wenn das Wirthshaus also voll besetzt war, so mußte die große Mehrzahl der Gäste — sowohl Vornehme als Gemeine, reiche Bürger und reisende Hausirer, furchtsame Mädchen und umherschweifende Soldaten — mit solchen Bequemlichkeiten fürlieb nehmen, als sie in der Küche finden konnten. Dorthin wies

der Wirth die neu angekommene Truppe, mit einziger Ausnahme des Ritters und seines Lieblingsdieners, welche er selbst mit einer Menge von Bücklingen in das vorhin erwähnte Gemach führte.

„Daß ein so garstiger Mensch bei einem so stattlichen Cavalier so sehr in Gunsten stehen kann!“ dachte der Wirth, als er dastand, um die Befehle seiner neuen Gäste zu empfangen. Und dieser Gedanke war gewiß keine Verleumdung des Dieners; denn einen Menschen mit rohern und widrigern Gesichtszügen hat man selten gesehen. Er war sehr lang und schlecht gewachsen, während sich in allen seinen Bewegungen ein außerordentlich linkisches Wesen kund that, — sein Gesicht war lang und von gelber Farbe, jeder Zug ein Uebermaß von Häßlichkeit und ein Bild der boshaftesten Tücke, und seine rechte Hand in einer Binde befestigt. Der Ritter, obgleich keineswegs mit großen persönlichen Reizen begabt, gewährte neben seinem Diener den Anblick eines vollkommen schönen Mannes, der in einem so hohen Grade geckenhaft gekleidet war, wie dies ein Reiseanzug nur zuließ. Auch schien er eben so lecker in seinem Geschmack wie prunksüchtig in seiner Kleidung zu sein; er fand an Allem, was des Gastwirths Speisekammer besaß, etwas zu tadeln, befahl aber doch am Ende, daß eine Probe von jedem Gerichte, welches jene liefern konnte, sogleich zu seinem

Frühstück aufgetragen werden sollte. Der Wirth begab sich nun in die Küche, einem langen Gemache mit niedriger Decke, worin Speckseiten, geräuchertes Geflügel und Fische von den Sparren herabhingen. Ein ungeheures Feuer von Holzscheiten brauste in dem weiten Kamine hinauf und diente zu gleicher Zeit zur Erwärmung und Erleuchtung des Zimmers, denn der Nebel und die Dunkelheit des Morgens nahmen noch zu. Ein breiter eichener Tisch ging fast vom einen Ende der Küche bis zum andern, Bänke standen zu beiden Seiten desselben, und auch einige hölzerne Stühle waren vorhanden, zum Gebrauch derjenigen unter den Gästen, welche neben dem Feuer zu sitzen wünschten. In diesem Gemache befanden sich jetzt zusammen drei Bürger, die nach der Stadt York wollten, Verschiedene von der Einwohnerschaft von Doncaster, die eben angekommenen Soldaten und die Wirthin nebst den weiblichen Domestiken des Gasthauses, welche jetzt eifrig beschäftigt waren, an dem gewaltigen Feuer Schinken und Geflügel zu rösten. Noch ein anderes Frauenzimmer war da, welche von der übrigen Gesellschaft ein wenig getrennt saß und durch den vorstehenden Pfeiler des Kamins vor Beobachtung geschützt war.

Das Frauenzimmer war in einen dunkeln Mantel gehüllt, dessen Kappe sie zum Theil über das Gesicht gezogen hatte; beim Eintreten der Solda-

ten zog sie sich noch weiter in den geheimen Winkel zurück, in welchem sie saß, und nach einigen Minuten winkte sie die Wirthin zu sich und flüsterte ihr in einem leisen aber eifrigen Tone einige Worte ins Ohr.

„Nein, armes Kind," gab ihr die Letztere zur Antwort, „ich bitte Dich, ruhe Dich noch eine Stunde lang aus; es taugt nicht für ein so hübsches Mädchen, wie Du bist, an einem so düstern Morgen allein eine Reise anzutreten, warte auf jeden Fall so lange, bis diese wilden Soldatenbuben fort sind."

Gertrud — denn sie war das vereinzelte junge Mädchen — konnte die Weisheit dieses Rathes nicht bestreiten, jedoch erfüllte sie die Unterhaltung der Leute mit Grausen, denn sie entdeckte bald, daß sie auf dem Wege nach York begriffen wären, und die Natur ihres Auftrages ließ sich nur zu leicht errathen. Sie waren ohne Zweifel die Ueberbringer des Befehles, auf welchen die edeln Grafen und Lord Dacre verhaftet werden sollten. Wenn sie ihre Reise nach Raby jetzt gleich und ohne Belästigung fortsetzen konnte, so war sie vielleicht noch im Stande, der Absicht der Königin und ihrer Minister zuvorzukommen; denn die Leute mußten sich erst damit aufhalten, daß sie mit dem Grafen von Sussex zu York, welcher von dieser Stadt nach Raby hinschicken mußte, verkehrten.

Indessen fühlte Gertrud, daß sie höchst wahrscheinlich auch die Vollmacht hatten, sie selbst zu verhaften, ja, daß es zu den Hauptzwecken ihrer Sendung gehörte, sich ihrer Person zu bemächtigen. Durch eine Art von Wunder war sie bisher den Gefahren entgangen, welche mit einem solchen Unternehmen eines jungen und schönen Frauenzimmers in den stürmischen Zeiten der Königin Elisabeth nothwendiger Weise verbunden sein mußten. In Barnet, wo sie, um auszuruhen und Erfrischungen einzunehmen, an dem ersten Tage ihrer Reise Halt machte, war sie zu ihrem großen Glücke mit einem alten Bürgersmanne und seiner Frau, welche auf dem Wege nach Grantham in Lincolnshire waren, zusammengetroffen. Dies redliche Ehepaar nahm sich des verlassenen Mädchens an, und unter ihrem Schutze war sie sicher und schnell bis zu ihrem Geburtsorte gelangt; und von dort hatte sie, obwohl allein, das Glück gehabt, ohne Belästigung nach Doncaster zu reisen. Hier jedoch schien, in Folge dieses höchst ungelegenen Zusammentreffens mit den Sendlingen der Regierung, ihr Glück sich zu wenden. Gertrud hatte, als sie sich auf den Weg machte, einen Vorsprung von mehren Stunden vor diesen Leuten; da diese indessen weit schneller reisten, als es einer zarten Jungfrau möglich war, so hatten sie dieselbe wieder eingeholt. Ein Augenblick Nachdenkens beru-

hitzte sie wieder etwas, denn es fiel ihr ein, daß die Soldaten, wenn York das Ziel ihrer Reise wäre, von Doncaster die Straße nach Portefract einschlagen würden, während der kürzeste Weg nach dem Schlosse Raby für sie durch Wakefield ging. Diese Betrachtung gab ihr neuen Muth, und sie saß da, indem sie auf eine gute Gelegenheit wartete, sich, ohne von den Gästen bemerkt zu werden, aus der Küche des Wirthshauses wegzuschleichen. Glücklicher Weise fand sie auch, daß dieses keine sehr schwierige Sache sein würde, denn die hungrigen Soldaten waren für den Augenblick zu viel mit ihrem Essen beschäftigt, um auf irgend einen andern Gegenstand zu achten. Allein während sie sich auf eine Entschuldigung besann, welche die freundlich redselige Wirthin, über den auffallenden Entschluß, ihre Reise trotz des Nebels wieder zu beginnen, zufrieden stellen könnte, trat ein Umstand ein, welcher sie dazu bestimmte, auf jede Gefahr hin auf der Stelle das Gasthaus zu verlassen.

Nachdem dem Herrn Ritter sein Frühstück in die Stube gebracht war, kam sein ungeschlachter Bediente in die Küche, um hier mit den Soldaten sein eigenes Mahl zu sich zu nehmen. Er fuhr zwischen den fremden Bürgern und den Leuten aus der Stadt mit einer Miene hindurch, womit er ihnen eine große Vorstellung von seiner Wichtigkeit beizubringen beabsichtigte, und nachdem er

sich eine Bank von Eichenholz dem Feuer gegenüber hingezogen hatte, verlangte er laut nach Speise und Trank. Sodann warf er seinen weiten Mantel und den tief ins Gesicht herabhängenden Hut, welchen er trug, weg und zeigte nun Gertruds schaudernden Blicke die unförmliche Gestalt und widrigen Gesichtszüge des treulosen Dieners ihres Oheims, Rudolph Adams. Der Zusammenhang, in welchem dieser Elende mit dem geheimnißvollen Verschwinden der armen Lucie stand, würde allein schon Gertruds Herz mit Schrecken über seine Ankunft erfüllt haben; aber er war in Gesellschaft der unzweifelhaften Ueberbringer von Elisabeths Befehlen, und noch mehr offenbarte seine Kleidung, daß er jetzt bei irgend einer Person von Rang in Dienst stehen mußte. Sein rothbrauner mit blauen Litzen besetzter Anzug war von feinem Tuche, und das Abzeichen des Hirschkopfes auf seinem linken Arme war in Silber gestickt. Noch tiefer zog Gertrud jetzt ihre Kappe über ihr Gesicht herunter, denn sie war mit dem böswilligen Charakter dieses Menschen so gut bekannt, daß sie, — angenommen, die Truppe, zu welcher er gehörte, wäre mit gar keinen Befehlen in Betreff ihrer Person versehen — dennoch wohl wußte, wie es diesem Rudolph, wenn er sie erkannte, aus bloßer Bosheit großes Vergnügen machen würde, sie entweder den Händen den Königin oder des

Mannes zu überliefern, welchem er früher ihre Muhme zugeführt hatte. Es entging Gertruds Beachtung nicht, daß der Bösewicht seinen rechten Arm in einer Binde trug, allein vor der Menge der Verbandstücke bemerkte sie es nicht, daß seine Hand am Gelenke abgehauen war und die Binde als Stütze des noch nicht vollkommen geheilten Stumpfes diente. Indessen war Rudolph, ebenso wie die Soldaten, sehr eifrig damit beschäftigt, sich eine ungeheure Schüssel voll Mundvorrath und einer Kanne Bier gut schmecken zu lassen; diesen günstigen Augenblick benutzend, schlüpfte Gertrud hinter dem Wirthe her, als er aus der Küche ging, bezahlte dann für ihre Bewirthung und kündigte ihm ihre Absicht an, auf der Stelle ihre Reise fortzusetzen.

Sie war am Abend vorher in Doncaster angelangt und hatte, von Ermüdung überwältigt, das Wagniß unternommen, die Nacht dort zuzubringen; der alte Bürgersmann, von dem sie sich in Grantham trennte, hatte während der ganzen Reise nur auf ein Paar Stunden sich auszuruhen Halt gemacht; und die arme Gertrud machte sich jetzt bittere Vorwürfe darüber, daß sie ihrer Müdigkeit nicht besser widerstanden hatte; denn, wäre sie schnell — sogleich nach ihrer Ankunft zu Doncaster — nach Wakefield weiter geeilt, so würde ihr der abscheuliche Rudolph nicht in den Weg

gekommen sein. Zum Glück für ihre Absicht, augenblicklich das Gasthaus zu verlassen, begann jetzt der schwache Strahl der Novembersonne den Nebel zu durchbrechen; und der Wirth, da er seine beredten Empfehlungen der in seinem Hause bereitstehenden Bewirthung nicht wirksam genug fand, um den Aufenthalt der jungen Dame zu verlängern, ließ wider Willen ihr Pferd aus dem Stalle herbeiführen, überließ es dann einem seiner Diener, ihr beim Aufsteigen zu helfen, und kehrte zu der Bedienung des Gastes in seinen besten Zimmern zurück, welcher Gast in der That kein anderer war, als der sehr tapfere und ehrenwerthe Ritter Sir Philipp Wynyard.

Was Gertrud betrifft, so schlug ihr das Herz damals nicht leichter, als sie sich aus dem Palast von Whitehall glücklich entronnen sah, als jetzt, da die Spitze des Kirchthurmes von Doncaster nur noch schwach und undeutlich durch die nebelige und trübe Morgenluft zu erkennen war, und sie war überzeugt, daß sie sich wirklich auf der Straße nach Wakefield befand. In ihrem Herzen faßte sie den Entschluß, wenn sie auch vor Ermüdung zusammensänke, es doch nie wieder zu wagen, während der Nacht auszuruhen, — die wenigen Stunden, deren das Thier, welches sie auf dieser mühseligen Reise trug, bedurfte, könnten auch wohl hinreichen, dachte sie, ihre eigenen Krafte wieder

zu stärken. Auch schien ihr die Hoffnung, daß sie wohl noch zeitig nach Raby gelangen könnte, um die Pläne der Regierung Elisabeths zu vereiteln, neue Kraft und neuen Muth zu geben. Es war allerdings der Mühe werth, wenn sie durch ihre Energie der Sache einen so großen Nutzen stiften konnte, für welche Leonhard Dacre alle seine schönsten Hoffnungen eingesetzt hatte. Ohne die betrübende Kenntniß von ihres Vaters Einkerkerung und ohne ihre Ungewißheit über das Schicksal ihrer Muhme, würde Gertrud sich jetzt — selbst unter allen den Gefahren und Beschwerden, von denen sie noch immer für ihre Person bedrohet war — höchst glücklich gefühlt haben. Unterdessen war die Sonne, welche, als sie Doncaster verließ, wie eine große kupferne Kugel am Himmel stand, an dem grauen Horizont heraufgestiegen und warf jetzt einen röthlichen Strahl durch die Dünste, welche noch immer wie ein dünner Schleier auf der umliegenden Landschaft lagen. Gertruds Ritt ging jetzt durch eine Strecke Unterholz, auf halbem Wege zwischen Doncaster und Wakefield; hinter ihr waren die Häuser und Kirchthürme von Doncaster wie durch einen Zauberschlag in völliges Dunkel zerflossen. Auch ermangelte die Waldung nicht der Schönheit, obgleich die grünen Blätter von den Zweigen abgestreift, und keine Vögelstimmen in den Gebüschen zu hören waren. Es war ein stei-

ler Pfad, auf welchem Gertrud ritt, welcher noch immer jäher nach der rechten Seite hin aufstieg und mit der Haselstaude, der Birke und dem Weißdorn besetzt war, während hier und dort eine alte Eiche ihre gespreizten, noch mit röthlichem Laube behangenen Aeste ausstreckte.

„Die Wälder sind selbst im Winter schön,“ dachte Gertrud; und wohl konnte sie es denken, neben der schönen Birke, welche ihren silberfarbigen Stamm und ihre schlanken schwarzrothen Aeste über ihr niederbeugte, während der braune Haselbusch daneben von den Ranken des Nachtschattens, welcher mit seinen scharlachrothen Beeren prangte, umwunden war. Jede Krümmung und Windung des Weges brachte irgend eine neue Schönheit vor Gertruds Augen. Zuweilen erhoben sich Hügel mit ihren fahlen und unscheinbaren Abhängen, deren Gipfel aber noch mit Unterholz bedeckt waren; ein andermal waren sie selbst bis zu ihrer höchsten Spitze von der eigenthümlichen Zierde Englands, dem wogenden federartigen Farnkraute, besetzt; während zur linken Seite der Boden sich allmählig immer mehr nach einer reichen Ebene hinabsenkte, welche von dem Calder bewässert und mit Dörfchen bestreuet war. Gerade der Nebel, welcher über den entfernteren Partien der Scene ausgebreitet war, schien derselben einen neuen Reiz zu geben; hier gaben die Sonnenstrahlen dem grü=

nen, um den Stamm einer alten Eiche sich schlingenden Moose eine dunklere Färbung, oder verliehen den bleichen Beeren der Mistel einen Glanz, der nicht ihr eigner war, — und dort ließen die in weißen halb durchsichtigen Massen sich um die Bäume lagernden dichten Dünste nur die kahlen, obern Zweige derselben sichtbar, welche über den unter ihnen wogenden Nebeln düster und gespensterhaft emporragten und es der Phantasie überließen, sich mitten in diesem Nebel tausende von seltsamen, abenteuerlichen Gestalten zu bilden. Auf Gertruds fernerem Wege zeigte immerfort die stets veränderte Scenerie alle die mannichfaltigen Schönheiten von dunklem Waldland, bedeckten Thälern und sanft anschwellenden Hügeln, — indem die blassen Sonnenstrahlen abwechselnd die Mauern eines freiherrlichen Wohnsitzes vergoldeten und gleich darauf über die niedrige von Holz errichtete Hütte hinflossen. Und nun erblickte Gertrud bei dem matten Glanze der schrägen Sonnenstrahlen den wohlbekannten hohen Kirchthurm von Wakefield, indem er weit über die Stadt hinschimmerte, welche in der Entfernung in ein Dunstmeer zerflossen war. Sie hatte jetzt eben die mit Unterholz bewachsene, hügelige Heerstraße, auf der sie so lange hingeritten war, verlassen und sich auf einen breiten Rasenpfad begeben, mit einer Hecke auf beiden Seiten, welche aus düstern Massen des wilden

Rosenstockes bestand, der — obgleich von Blättern entblößt — mit der rothen Hagebutte reichlich bestreuet und mit großen Büscheln des immergrünen Heidelbeerstrauches, der in den nördlichen Grafschaften so üppig wächst, untermischt war. Plötzlich vernahm sie das dumpfe Getöse von Pferdehufen auf dem Grase, und als sie nach der linken Seite, wo der Schall herkam, hinblickte, gewahrte sie einen breiten Pfad, welcher einen Seitenweg von dem, welchen sie selbst eingeschlagen hatte, bildete. Als der Schall der Pferdehufe immer näher kam, hörte sie — mit demselben vermischt — das Klirren von Sporen und das Rasseln von Schwertern in ihren stählernen Scheiden; auch bemerkte sie nur schwach, in dem immer mehr sich anhäufenden Nebel, über den Hecken das Hinundherwehen einer scharlachrothen Feder. Gertruds Herz fing an schneller zu schlagen; dieser Reitertrupp konnten Feinde sein, und es war kaum möglich, daß es Freunde waren; sie fing deshalb schneller zu reiten an, in der Hoffnung — ehe jene so weit gelangten — an dem Ende eines breiten Pfades, welchen sie jetzt hinunterritten, vorbeizukommen. Allein Nebel und Gras dämpften den Schall, und sie waren dem Ende des Pfades schon näher, als Gertrud vermuthet hatte; daher kam es, daß in dem Augenblicke, als sie daran vorbeikam, das Pferd der Hauptperson unter diesen Reitern so

plötzlich auf ihrem Wege vorsprengte, daß das Thier, auf dem sie ritt, dadurch in Schrecken gesetzt wurde; es bäumte sich sehr stark, und sie mußte all ihren Muth und ihre Kraft als eine unerschrockene Reiterin aufwenden, um sich im Sattel zu halten. Unterdessen schwang sich der Cavalier, sobald er das Unheil, welches er durch sein plötzliches Hervortreten angerichtet hatte, bemerkte, vom Pferde herunter, sprang vor und ergriff, nicht ohne Gefahr für sich selbst, das widerspenstige Thier, auf welchem Gertrud ritt, beim Zügel. Das müde Pferd zeigte sich — ob es ihm gleich anfangs nicht gefiel, so stark angepackt zu werden, in einigen Minuten gelehrig, und unterdessen kamen die übrigen Begleiter des Cavaliers heran. Sie bestanden aus vier Leuten, allem Anscheine nach Bedienten, und einer Dame, die auf einem weißen Zelter ritt; diese Dame sprengte schnell vor und fragte mit sanfter Stimme, ob dem jungen Mädchen irgend ein Unfall zugestoßen sei.

„Nein, ich glaube keiner, meine holde Blanka,“ antwortete der Cavalier; „und was den Schrecken betrifft, welchen ihr mein plötzliches Erscheinen verursacht haben mag, nun, wenn ihr Weg sie in dieser trüben Morgenstunde nach der Stadt Wakefield führt, so denke ich, wird sie sich durch unsere Gesellschaft, wie wenig Werth auch an sich darauf zu legen ist, dafür wohl entschädigt halten.“

„Vielen Dank, artiger Herr," erwiederte Gertrud, „allerdings geht mein Weg nach Wakefield, und ich werde Euch sehr verpflichtet sein, wenn Ihr die Güte habet, mir zu erlauben, daß ich mich mit Euch zusammen nach jener Stadt begebe."

„Ein so geringer Dienst, Jungfrau, verdient kaum Euren Dank," sagte Lady Blanca, indem sie ihre Kappe halb zurückschlug und ein ausgezeichnet schönes Antlitz enthüllte, welches von einem Paar dunkelblauen Augen belebt und von einer Menge blonder Locken umgeben war. Darauf winkte sie Gertrud freundlich an ihre Seite und sagte weiter: „komme nur her zu mir, schönes Mädchen, Deine angenehme Gesellschaft wird mich wirklich sehr erfreuen, denn mein Herr und Gemahl hat mich während unseres Rittes mit Nichts als Erzählungen von Schlachtfeldern und Kämpfen auf Tod und Leben, welche meinem gar nicht kriegerischen Geschmacke nur wenig zusagen, unterhalten."

Diese Einladung nahm Gertrud sehr gern an, als sie nun aber näher an die Leute herankam, bemerkte sie, daß die Augen Beider, sowohl des Cavaliers als der Dame, aufmerksam auf ihr Gesicht — von dem bei ihren Bemühungen, das unbändige Pferd zu beruhigen, ihre Kappe zurückgefallen war — gerichtet waren. Instinctmäßig zog sie die dunkle Verhüllung wieder darüber, worauf die Dame lachend ausrief:

„Nein, Mädchen, ein Gesicht, wie das Deinige, brauchst Du nicht so eilig zu verbergen; manche Grafen-Tochter würde in der That gern Rang und Reichthum für Deine Schönheit hingeben.“

Für dieses Compliment konnte Gertrud nur mit einer Verbeugung danken; und nachdem man sich in einen raschern Trab gesetzt hatte, blieb ihr Zeit, wenn das Gespräch pausirte, die Ausstattung ihrer Begleiter zu beobachten. Sie waren in der That für den Fall unangenehmer Ereignisse auf der Heerstraße vollkommen gerüstet; unter dem langen Reit-Mantel des Ritters sah man einen blanken Brust-Panzer, und seine scharlachrothe Feder, welche Gertrud von Weitem erblickt hatte, schwankte auf der Spitze eines Helmes von Stahl. Er trug Panzerhandschuhe und führte in einer Hand eine kurze, schön gearbeitete Lanze, während sein gewichtiges Schwerdt beim Reiten in seiner Scheide rasselte, und ein Paar Pistolen, wie der Schaft seiner Lanze von ausgezeichneter Arbeit, hingen an seinem Sattelbogen. Seine vier Begleiter trugen Stahl-Harnische über ihren Kollern von Büffelleder, auch hatten sie Panzerhandschuhe und Pickelhauben auf dem Kopfe. Ein jeder von diesen Leuten war mit Pistolen, einem Schwerdte und einer Lanze, die in der Hand getragen wurde, bewaffnet. Was die Dame betrifft, so konnte Gertrud nur bemerken, daß sie unter ihrem Mantel

ein Mieder von schwarzem Sammet trug, und dann und wann schimmerte ein großes, kunstreich gearbeitetes, goldenes Halsband hervor, das sie um den Nacken hatte.

Die Gesellschaft näherte sich nun in raschem Schritte der hübschen Stadt Wakefield; ein starker Wind, welcher sich aufgemacht hatte, zerstreuete den Nebel, als sie in die Nähe derselben kamen, und nach einander schienen alle Theile der Stadt aus den zerstreueten Dünsten, welche sie so lange in Dunkelheit gehüllt hatten, hervorzutauchen, während die letzten Strahlen des kurzen Winter-Tages um ihre Mauern einen schwachen, rothen Streif zogen und in einem langen, rubinfarbenen Lichte über die rauschenden Wellen des Calder hinglitten. Immer alles Andere überragend, der wahre Fürst der Scene, erhob sich der schöne Kirchthurm, indem die Sonnenstrahlen, während sie an jedem andern Gegenstande erblaßten, noch immer auf seiner vergoldeten Thurmfahne weilten und mit einem schwächern Glanze die reichen Verzierungen an der von Eduard dem vierten errichteten, Gothischen Capelle auf der Brücke berührten, worunter die Wellen immer dunkler hinrollten, je nachdem der Lichtstreif auf ihrer Oberfläche schmäler und bläßer wurde.

Der Cavalier und sein Gefolge richteten jetzt ihren Weg nach dem ersten Gasthofe hin; allein Gertrud, welche nicht wußte, in welcher Verbin-

dung sie mit der Königin und ihren Ministern stehen könnten, glaubte sich von ihnen trennen zu müssen; nachdem sie also von ihnen Abschied genommen und sich für die ihr erwiesene Güte bedankt hatte, wandte sie ihr Roß von der Hauptstraße nach einem abgelegeneren Theile der Stadt zu. Dort suchte und fand sie ein Quartier von untergeordnetem Range; denn durch die Erfahrung, die sie in Doncaster gemacht hatte, belehrt, hatte sie den Beschluß gefaßt, während des übrigen Theiles ihrer Reise nicht in den ersten Wirthshäusern einzukehren, weil dort ein Zusammentreffen mit den Sendlingen der Regierung zu befürchten war.

Das kleine Wirthshaus, in welches sie sich begab, fand Gertrud für ihre sehr bescheidenen Bedürfnisse hinreichend ausgestattet, und sie bestieg wieder ihr Pferd, in der Absicht, ihre Reise noch diesen Abend bis nach Leeds, welches nur neun Meilen von Wakefield entfernt ist, fortzusetzen. Der kurze Tag näherte sich rasch seinem Schlusse, als Gertrud die Stadt verließ; aber der Wind, welcher sich am Nachmittage aufgemacht hatte, wehete noch immer fort und trieb die Nebel-Massen vor sich her. So scharf dieser Wind auch war, so war er ihr doch willkommen; denn, wäre der Nebel dadurch nicht zerstreuet worden, so hätte sie wider Willen die Nacht über in Wakefield bleiben müssen. Indessen konnte sie sich bei seinem schauerlichen

Heulen einer trüben Stimmung nicht erwehren, auch bot das Land einen düstern Anblick dar; sie ritt über eine Strecke Moorland, worin zuweilen eine Gruppe hoher Bäume, welche — wenn der Wind durch die öde Gegend stürmte — hin und her wogten, die einzige Abwechselung bildeten.

Weit, weit hinter ihr lag die Stadt Wakefield, und ihre Lichter schimmerten in der Entfernung. Gertrud hatte viel mehr Muth und Entschlossenheit als ihrem Geschlechte eigen zu sein pflegt; jedoch müssen wir zugeben, daß ihr unwohl ward, wenn sie über die traurige Scene hinblickte, und daß ihre lebhafte Phantasie in einem ungewöhnlich hoch aufgeschossenen Gebüsche von Ginster und Dorngesträuch sich oft die Gestalt eines niedergeduckt lauernden Räubers vorstellte. Mehr als einmal war sie auf dem Punkte, für die Nacht nach Wakefield zurückzukehren, aber ein Gedanke an Rudolph Adams und seine Gesellen war hinreichend, ihren schwindenden Muth wieder zu beleben.

Indessen senkte sich die Heerstraße plötzlich von dem ebenen Boden in einen Hohlweg hinein, mit steilen Wänden, die mit Reisholz bedeckt waren, auf beiden Seiten, und dies sowohl, als das Brausen von Wellen, das sich, wenn das Geheul des Windes ruhete, hören ließ, kündigte Gertrud an, daß sie einer Bergschlucht nahe war, von welcher man ihr in dem Wirthshause sagte, und welche —

was man sie wohl zu beachten erwähnt hatte — an einer Stelle von einem reißenden Waldstrome durchkreuzt wurde. Während sie weiter ritt, schienen die Seitenwände noch immer höher und unzugänglicher zu werden, bis von dem stürmischen Himmel fast Nichts mehr zu sehen war; ein noch lauteres Brausen, und der weiße Schaum, welcher durch das Dunkel spritzte, zeigten die Nähe des Waldbaches an. Gertrud hatte gehört, daß eine Brücke über denselben führe, und in dem schwachen düstern Zwielichte konnte sie eben einige über den Bach gelegte Planken und eine Art von Geländer erkennen, welches — lose zusammengefügt — an der einen Seite stand; jedoch zögerte sie noch an dem Rande des Gewässers. Bei dem abnehmenden Lichte von einem fast grabesähnlichen Dunkel umgeben, tobte es seinen ungestümen Lauf fort, ausgenommen daß es zuweilen eins von den weißen Schaum-Gewinden in die Höhe warf, welche vorhin Gertruds Aufmerksamkeit erregt hatten. Hoch über dasselbe hinauf erhoben sich die schroffen Seitenwände, bis obenhin mit Reisig besetzt; zur Rechten der Brücke hatte eine alte Eiche von ungeheuerm Umfange ihre knorrigen Wurzeln durch die Risse im Boden getrieben, und die verschlungenen Aeste mit ihrem welken Laube, das der Sturm herabwehete, streckten sich wie die Arme eines hier waltenden Schutzgeistes über den Fluß hin. Auf

der linken Seite war das Reisig weniger üppig, die Anhöhen mehr kahl und nackt, deren vorragende Spitzen fast eine Decke über dem Waldstrome bildeten, welcher, indem er tobend über die zerspaltenen Steine und zersplitterten Bäume, woraus sein Bett bestand, hinrollte, sich unter jenen Anhöhen wie in den Vertiefungen einer finstern Höhle zu verlieren schien. Wir haben gesagt, daß Gertrud an dem Rande des Flusses stehen blieb; sie wurde schwindlich, als sie auf das schwarze, mit Schaum bedeckte Gewässer blickte, und sah ein, daß es unmöglich sein würde, diese elende Brücke zu Pferde zu überschreiten. Sie hatte den Rath des Lord Morden nicht vergessen, und wenn es jemals nothwendig war, die mehr als weibliche Entschlossenheit, worin sie allein — seinem Rathe nach — ihre Sicherheit suchen sollte, zu erproben, so mußte es an einer solchen Stelle wie diese sein. Sie warf einen flüchtigen Blick über die Schrecken der Scene um sie her, nach dem sich immer mehr verdunkelnden Himmel und nach der düstern und traurigen Erde hin, darauf nahm sie alle ihre Kraft zusammen, stieg vom Pferde ab, nahm die geladenen Pistolen vom Sattel herunter und befestigte sie an ihrem Gürtel; sie fühlte nach dem Dolche und dem Päckchen Juwelen, welches sie — während dieser gefahrvollen Reise — beständig in den Falten ihrer Kleidung verborgen gehalten hatte,

und, nachdem sie dann das Pferd beim Zügel gefaßt, stützte sie sich mit der andern Hand auf das Geländer und führte es so über die Brücke. Unmöglich läßt sich die demüthige Inbrunst schildern, womit sie dem Himmel dankte, als sie diese gebrechliche, schmale Brücke glücklich hinter sich hatte. Mit erneuetem Muthe stieg sie nun wieder auf, aber ach, die Beschwerlichkeiten sollten nur noch zunehmen, als sie weiter ritt: sie hatte Leeds bald nach Einbruch der Nacht zu erreichen gehofft, allein der müde Schritt ihres Rosses sagte ihr, daß sie seine Kräfte — wenn auch nicht ihre eigenen — überschätzt hatte. Sie war aus der Bergschlucht herausgekommen und hatte eine wüste unbebauete Strecke Landes, halb Moor- und halb Waldland, betreten, worin flache, mit Gras bekleidete Wiesen und Waldstreifen abwechselten. Eine fast undurchdringliche Finsterniß hatte sich jetzt noch um sie her verbreitet; denn der Mond, der in vollem Glanze war, und bei dessen Lichte sie den Rest ihrer Reise zurückzulegen gehofft hatte, wurde von jagenden Massen schwarzer Wolken verdunkelt. Ihr Ungemach noch zu vermehren, fingen diese Wolken in Hagel- und Regenschauer sich aufzulösen an, welche, mit Gewalt vor dem Winde hergetrieben, binnen Kurzem die Kleider der armen Reisenden zu durchdringen droheten. Sie zitterte vor Frost, und ihre Kräfte schwanden; die Schrecknisse der

Einsamkeit und die Finsterniß ringsumher erschütterten Gertruds heroischen Muth, und indem sie vor dem scharfen Winde, während er über ihrem schutzlosen Haupte hinbrauste, zusammenbebte, brach sie am Ende in einen Strom bitterer Thränen aus. Noch immer fuhr der Sturm, von Regengüssen und Schlossen begleitet, über die Oede hin; auch überzeugte sie der ermattende Gang ihres Pferdes, daß es bald nicht mehr im Stande sein würde, weiter zu kommen, — und außerdem, auf was für Gefahren mußte sie nicht in dieser schrecklichen Finsterniß gefaßt sein; sie konnte vielleicht in einen tiefen Abgrund oder in einen angeschwollenen Bach stürzen, denn das fortdauernde Geheul des Windes mußte selbst das Brausen der Wellen übertäuben. Mittlerweile sah Gertrud ein verfallenes Gebäude im Dunkel schillern, düsterer noch als die es umgebende Finsterniß; der Wind legte sich, und sie konnte nun das Plätschern des Regens und der Schlossen in irgend einer großen Wasser-Masse hören. In diesem Augenblicke rang sich der Mond durch die Wolken durch und warf einen blassen Schein über die mit Epheu bedeckten Außenwände eines bürgerlichen Hauses, welches an dem Rande einer der vorhin erwähnten Waldstreifen stand. Ein Graben, halb mit Wasserpflanzen überzogen, umgab das Gebäude, und wo diese Decke nicht so dicht lag, da war es, daß Gertrud das Plätschern

des Regens und der Schloßen gehört hatte; eine Zugbrücke, welche so aussah, als ob sie seit vielen Jahren nicht aufgegangen wäre, führte über den Graben. Gertrud war nun unschlüssig, sie scheuete sich, unter dieses traurige Obdach hineinzutreten. Es regnete und hagelte aber noch immer mit furchtbarer Heftigkeit, und die Wuth des Windes war so arg, daß sie sich nur mit Mühe in dem Sattel halten konnte. Noch weiter zu gehen, bis der Sturm einigermaßen aufgehört hätte, war unmöglich, ruhig und ihm ausgesetzt stehen zu bleiben, war sicherer Tod, — Gertrud's wankende Glieder warnten sie davor. Auf jede Gefahr hin mußte es also rathsam erscheinen, einen Versuch zu machen, ob sie nicht in dem Hause ein Unterkommen finden könnte. Aber ihr armer, stummer Freund, der Gaul, wie sollte sie über den verfügen, — und konnte nicht dieses verödete Gebäude ein Versammlungsort für eine von den in Verzweiflung umherstreifenden Räuberbanden sein, welche das Land unsicher machten? Gertrud's schon stockendes Blut erstarrte noch mehr bei dem Gedanken, und ihre Hand suchte unwillkürlich nach dem Dolche an ihrem Busen.

Darauf kam wieder eine Fluth von Schlossen, welche über ihr Gesicht strömte, ihr schwerer Mantel triefte bereits; von welcher Art das Obdach auch sein mochte, dort konnte sie es wagen, ihn auf einige Zeit abzulegen, — ja, es war selbst mög-

lich, daß sie Mittel entdeckte, ein Feuer anzuzünden. Der Mond war wieder von den Wetterwolken verfinstert; sobald sich aber sein blasses Licht über die bemoosten Thürmchen ergoß, leitete Gertrud ihr armes, müdes Roß über die Zugbrücke.

Verschlungene Gras-Klumpen waren zwischen den Steinen in dem Hofraume aufgeschossen; als sie dem Hause näher kam, entdeckte sie, daß der große Thorweg eingestürzt, aber ein gothisches Portal über demselben noch erhalten war, und unter diesem Portale band sie ihr Pferd an. Hierauf trat sie in die Halle hinein; es war ein ungeheuer großer finsterer Raum, nur schwach durch das Mondlicht erhellet, welches in die zerbrochenen Fenster hineinströmte, durch welche der Epheu sich geschlungen hatte und in langen Guirlanden an den feuchten Wänden herunterhing. Eine Reihe schlanker Säulen stützte auf beiden Seiten die Decke dieser Halle, welche die traurige Eule und die Fledermaus, mit ihren ledernen Fittigen, schon lange zu ihrem Aufenthalte gemacht hatten; mehr als einmal vollbrachte dieses schreckliche Geflügel, von der Wuth des Sturmes aufgescheucht, seinen düstern Flug quer durch die Halle, als Gertrud dieselbe durchschritt. An dem oberen Ende bemerkte sie eine kreisrunde Treppe, und angeregt von jener seltsamen, Alles durchdringenden Neugier, welche zuweilen stärker ist als der Antrieb einer naturgemäßen Furcht, stieg

sie dieselbe hinauf. Oben angelangt, sah sie sich in einem langen Corridor, dessen Fenster, wie die in der Halle unten, zertrümmert waren; ein Schein jedoch, röthlicher noch wie der des Mondes, strömte durch eine halb offene Thür von dem entfernten Ende dieses Ganges her. Gertrud war nun unschlüssig, ob sie noch weiter gehen oder umkehren sollte; jenes Feuer konnte vielleicht von irgend einem harmlosen Wanderer, wie sie selbst, angezündet sein, oder — und dies war die schrecklichere Möglichkeit — es konnte die Lauerstätte eines mitternächtlichen Meuchelmörders bescheinen. Sie lauschte mit großer Angst, aber kein Geräusch — außer dem ihres eigenen Athems — traf ihr Ohr. Mit leisen und vorsichtigen Schritten näherte sie sich nun dem Zimmer, von welchem der Schein herkam; denn weil die Thür zum Theil offen war hielt sie es für möglich, daß sie sich in völliger Sicherheit davon überzeugen könnte, ob sich Jemand darin befände. Als sie die Thür erreichte, erblickte sie ein geräumiges, verödetes Gemach, welches von einem verlöschenden Feuer und einer einzigen, auf einem Tische stehenden Lampe schwach erleuchtet wurde; keinen Schimmer jedoch von einem Bewohner dieses sehr unheimlich aussehenden Zimmers konnte Gertrud entdecken; leise wagte sie es nun, die Thür zurückzustoßen und hineinzutreten. Das Gemach war, wie schon gesagt, geräumig und ursprünglich

mit Tapeten bekleidet gewesen, welche sich jetzt aber in ihre Bestandtheile auflöseten und in zerrissenen Fetzen an den Wänden herabhingen. Zwei hohe, vergitterte Fenster gingen nach dem Graben hinaus und nach der jenseits desselben befindlichen Waldung; an dem andern Ende des Zimmers stand ein Bett mit einem Betthimmel von verschossenem grünen Stoffe und Vorhängen von demselben Zeuge, welche dicht um dasselbe gezogen waren; und dicht neben dem Kopfkissen war noch eine halb geöffnete Thür. Gertrud schlich sich leise an das Bett und horchte ängstlich, aber kein Athemholen kündigte an, daß es die Glieder eines Schlafenden enthielte. Der schwache Strahl der Lampe und der noch schwächere Schein des Feuers, indem sie ein zitterndes Licht durch das Gemach verbreiteten, dienten mehr dazu, die Dunkelheit in demselben zu zeigen als sie zu vertreiben. Das Feuer bestand aus weniger, kaum noch glimmender Asche auf dem Heerde, welcher von dem antiken, kunstreich gearbeiteten Kamine überragt war. Aufgeregt von demselben unwiderstehlichen Drange, welcher sie vorher zu dem zweifelhaften und gefährlichen Unternehmen, dies verfallene Gebäude zu untersuchen, angetrieben hatte, nahm Gertrud jetzt die Lampe in die Hand, trat wieder dicht an das Bett und zog mit einem schnellen, verzweiflungsvollen Griffe die Vorhänge zurück. Sie erblickte darin, in ihrer

ganzen Länge ausgestreckt, eine menschliche Gestalt — aber nur ihre Umrisse waren erkennbar — unter einer Bettdecke von derselben Farbe wie die Vorhänge, welche bis über das Gesicht in die Höhe gezogen war; sie blieb stehen und schauderte zurück; allein das schreckliche Gefühl der Ungewißheit, die unbestimmte Furcht vor dem, was vielleicht unter der dunkeln Hülle verborgen sein könnte, war ihr doch gräßlicher noch als der Anblick des Gegenstandes, dessen Vorstellung jenen Schauder erweckt hatte. Noch einmal streckte nun die kühne Gertrud ihre Hand aus, schob die Matratze herunter und entdeckte da — eingewickelt in sein Leichenhemd — den Körper einer alten Frau. Das Gesicht war grausig anzusehen, denn die Nacht des Todes hatte sich, in ihren gräulichsten Farben, über Züge verbreitet, die sich im Leben durch ihre Häßlichkeit auszeichneten; es war das Bild einer Hexe, indem die gelbe Hautfarbe des Leichnams sich bis zu völliger Schwärze verdunkelte, in den Ringen um die erloschenen Augen und um die dünnen Lippen, welche, nur wenig geöffnet, zwei oder drei Schneidezähne, wie die eines Wolfsrachens, in der oberen Kinnlade blicken ließen.

Als aber Gertruds Blicke mit einem regellosen an Wahnsinn grenzenden Ausdruck über die Leiche hinschweiften, wie wurde da ihr Entsetzen noch vermehrt, als sie in den Falten des Hemdes, welche

die linke Brust bedeckten, einen dunkeln Blutflecken bemerkte. Hierin lag die Bestätigung aller ihrer schlimmsten Befürchtungen; diese in Ruinen verfallene Wohnung diente also Mördern zum Aufenthaltsorte, und diese unglückliche Alte war wahrscheinlich das letzte ihrer Opfer gewesen. Gertrud sah sich rings in dem Gemache um und erwartete fast in diesem Augenblicke den Meuchelmörder mit gezogenem Dolche aus dem dunkeln Hintergrunde desselben hervorschlüpfen zu sehen; darauf ließ sie mit zitternder Hand die Bettdecke los, und da sich ihrer eine plötzliche Schwäche bemächtigte, so stellte sie hastig die Lampe auf den Tisch und lehnte sich, eine Stütze suchend, gegen die Wand. In diesem Augenblicke vernahm sie das Geräusch von Fußtritten und näher kommende Stimmen in dem Corridor; diese Töne brachten sie völlig wieder zur Besinnung, und indem sie nur daran dachte, sich zu verbergen, schlüpfte sie durch die halb offenstehende Thür an dem Kopfende des Bettes, welche sie beim Eintreten in das Zimmer bemerkt hatte. Durch die Thür gelangte sie in einen langen, finstern Gang, welcher augenscheinlich durch eine dicke Mauer hindurchführte; in dem Zimmer war diese Thür ursprünglich durch Tapeten verdeckt gewesen, die aber hier wie an andern Stellen des Gemaches vor Alter in Stücke zerfallen waren; und durch eine Ritze in den Bohlen, aus denen die schwere,

eichene Thür bestand, sah Gertrud zwei Menschen in das Zimmer kommen. Ihr Aussehen — so weit als das düstere Lampenlicht sie darüber zu urtheilen fähig machte — war roh und wild im höchsten Grade.

„Es wäre gut,“ sagte der eine von diesen Leuten in mürrischem Tone, „wenn die, welche die Seele der alten Frau in die andere Welt beförderten, auch ihren Körper in dieser Welt in ein Grab schaffen wollten; ich will mich hängen lassen, wenn ich Lust habe, sie anzurühren, — es ist ein starkes Stück von Meister Hugo, daß er uns herschickt, ein häßliches altes Weib in die feuchte kalte Gruft unter dem Schloßgraben zu versenken, während er mit dem feigen, widerlichen Kerl, welcher ihm die schöne Botschaft von seinen Freunden in London überbracht hat, säuft und schwelgt. Ein liebenswürdiger Geselle ist er, dieser neue Kamerad, ich knapste nur — aus Scherz — vor seinem Ohre eine Pistole ab, und er wurde gleich so blaß —“

„Wie Du bei dem Gedanken, die arme alte Barbara anzufassen!“ sagte sein Gefährte mit einem rohen Gelächter. „Wahrhaftig, es ist nur ein Schatten von Unterschied zwischen Dir und dem Gaste unseres Herrn. Er fürchtet sich vor den Lebendigen und Du vor den Todten, und ich frage, ob er nicht mehr Verstand in seiner Furcht

zeigt? Aber lege nur rasch mit Hand an, mein Junge — habe ich nicht das Grab mit eigner Hand gegraben und Dir alle Mühe erspart, die ausgenommen, daß Du mir hilfst, die Dame in ihr neues Quartier zu bringen; und Du weißt, daß sie nicht ohne fremden Beistand dorthin kommen kann.“

„Es war grausam und undankbar von Meister Hugo,“ bemerkte der, welcher zuerst gesprochen hatte, „daß er ihr wegen eines so geringen Versehens das Garaus machte; sie hat uns treu gedient.“

„Ei was, Kerl,“ erwiederte der Gefährte, „es war bloße Ausgelassenheit von ihm, als er betrunken war, und was ihren Dienst betrifft, so werden wir an ihrer Stelle ein junges Mädchen mit Rosenlippen bekommen. Aber Du willst von Undankbarkeit sprechen, und bist wahrhaftig selbst ein undankbarer Bursche; denn manchmal habe ich gesehen, wie die alte Schachtel pfiffiger Weise die Leckerbissen auf Deinen Teller häufte, und jetzt hälst Du es wirklich für zu beschwerlich, sie ruhig in ihr Grab zu legen.“

Mit diesen Worten ging der Mensch nach dem Bette hin, und sein Gefährte folgte ihm mit einer finstern Miene nach; sobald dieser jedoch näher kam und sah, daß die Decke halb von dem Körper heruntergezogen war — denn es hatte sich Ger=

trud in ihrer Bestürzung nicht die Zeit genommen, sie wieder in die vorige Lage zu bringen — fuhr er zurück und rief, der Teufel müßte sicherlich seinen Schabernack an dem Leichnam getrieben haben, weil die Todtenwache gefehlt hätte.

„An Dir mag der Teufel seinen Schabernack treiben, Du Narr,“ sagte sein verwegenerer Kamerad, „könnte nicht Meister Hugo und der Fremde hier gewesen sein?“

„Nein, nein,“ antwortete der Andere, „denn — um Dir die Wahrheit zu sagen, Holmes — unser Herr gab mir den Befehl, neben der alten Dame zu wachen, während Du das Grab zurecht machtest, allein der Wind blies so furchtbar, und der Feuerschein tanzte so gräßlich an dem Bette herum, daß ich es, obgleich ich die Vorhänge zugezogen hatte, doch in dem Zimmer nicht mehr aushalten konnte; und so schlich ich hinunter und habe eine ganze Stunde lang dort, wo Du mich trafest, am Eingange der Gruft gewartet.“

„Gesprochen wie ein Gelehrter,“ erwiederte Holmes. „Was? Du Faselhans, weil Du vor einem todten alten Weibe bange warest, folgt daraus, daß Hugo nicht einmal hierher gekommen ist, nachdem Du weggelaufen warest? Ich für mein Theil habe eine bessere Meinung von dem Geschmacke des Teufels, als daß ich annehmen sollte, er machte sich viel aus einem so garstigen Funde

wie die alte Barbara; also kein Zittern weiter, mein Freund, sondern hilf mir, sie fortzutragen, oder ich stehe Dir dafür, Meister Hugo wird Dir einen wirklichen Vorgeschmack vom Teufel geben."

Gertrud hatte unterdessen, hinter der Thür versteckt, diesem Gespräche mit solchem Entsetzen zugehört, daß sie darüber fast alle Besinnung verlor; es würde besser sein, dachte sie, sich trotz alles Wüthens des Sturmes in die Wälder zu vertiefen, als den Gefahren dieses schrecklichen Aufenthaltsortes entgegenzutreten. In einer furchtbaren Angst wartete sie also auf den Augenblick, wenn die Kerle den Leichnam fortbringen würden, mit dem Entschlusse, sich ihre Abwesenheit zu Nutze zu machen, um sich nach dem Portal hinunterzuschleichen, wo sie ihr Pferd zurückgelassen hatte.

Auch den Schrecken, mit welchem sie den Bemerkungen zugehört hatte, welche von dem zaghaftern der Unholde — in Bezug auf den Zustand der Leiche — gemacht wurden, kann man sich leicht denken. Daß diese Menschen Räuber sowohl als Mörder waren, daran konnte sie nicht zweifeln, und wenn unglücklicher Weise einer von der Bande in den Haupteingang kommen sollte, bevor sie ihre Flucht bewerkstelligt hätte, so würde das Pferd, welches sie dort angebunden hatte, es ihnen sogleich verrathen, daß ein Fremder in dem Gebäude Schutz gesucht hätte.

Die Beiden hatten nun die Leiche der alten Frau in die Decke eingewickelt, welche man über sie gelegt gehabt hatte, und waren im Begriff, sie aus dem Bette zu heben, als Holmes — indem er sich gegen seinen Gefährten wandte — mit einem Fluche ausrief, daß er es vergessen habe, aus Meister Hugo's Zimmer die Stricke herzubringen, womit sie sie in das Grab hinuntersenken sollten; er sagte dann, daß er sie holen wollte, fügte aber in einem höhnischen Tone hinzu:

„Nein, es wäre besser, wenn ich Dich hinschickte; Du könntest in meiner Abwesenheit vor Schrecken sterben.“ Während er dies sagte, hörte ihn Gertrud auf die Thür, hinter der sie verborgen war, zugehen, und mit Schritten, welche die Angst beflügelte, floh sie den dunkeln Gang hinunter; als sie die Hand ausstreckte, fühlte sie die scharfe Ecke einer Wand, von wo der Gang nach der linken Seite abwich, und diese Biegung hinunter lief sie mit gleicher Schnelligkeit. Als sie jedoch etwas weiter gekommen war, bemerkte sie, wie ein Licht durch eine Ritze in der Wand, durch welche auch der Schall von Stimmen hervorkam, hindurchschimmerte.

Nachdem sie gelauscht hatte, ohne irgend einen Schritt zu ihrer Verfolgung zu vernehmen, schlich sie mit größerer Vorsicht weiter; dies Licht, ganz unähnlich dem matten Lampenlichte, das in dem

Zimmer brannte, worin die Leiche der alten Frau lag, war hell und klar, und unter denen, die sich in dem Gemache, von wo es herkam, befanden, schien es gar lustig herzugehen. Mit leisen Schritten trat Gertrud jetzt näher hinzu; wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie durch die Ritze blickte und den berüchtigten Rudolph Adams zusammen mit einem düster und wild aussehenden Manne, welchen er als Meister Hugo bezeichnete, ohne Zweifel dem Mörder der unglückseligen alten Frau, an einem Tische sitzen sah. Der Tisch war mit Lebensmitteln und Wein besetzt, und das geröthete Gesicht Rudolphs ließ darauf schließen, daß er dem letztern wenigstens ziemlich zwanglos zugesprochen haben mußte. Die alte Bosheit und Hinterlist in seinen Mienen war noch immer so deutlich zu sehen wie früher, jedoch war damit ein starrer Blick verbunden, welchen Gertrud niemals vorher bemerkt hatte.

„O ja, Meister Hugo," sagte er mit einem einfältigen, selbstgefälligen Kichern, „Ihr habt es wohl Ursache, mich einen gescheidten Kerl zu nennen, und in der That glaube ich's selbst. Sehet nur, ich bin mit Sir Philipp nach dem Norden hergekommen, weil er mich gut bezahlt, und — ha, ha, ha — der arme junge Mann denkt, daß ich ganz und gar seinem Dienste ergeben bin; und dann ist da der große Lord, welcher die Papistere

so haßt, wie es alle Frommen thun sollten, und sein Gold ist eben so blank, wie das von Sir Philipp, und er hat mir wahrhaftig eine hübsche Summe gegeben, um hier im Norden seine Geschäfte zu besorgen. Denn höret Ihr wohl, Meister Hugo, er hat von der Gertrud, von der ich Euch sagte, etwas erfahren; und die Königin hat in London nach ihr gesucht, aber sie nicht gefunden, und ebenso wenig erfahren, wie sie entflohen ist, allein der große Lord weiß es besser — ha, ha, ha — er hat eine Vermuthung, wer dem Mädchen bei ihrer Flucht Beistand leistete."

„Und wird Dein großer Lord," fragte Hugo, „diejenigen, welche dem Mädchen so Beistand leisteten, selbst entfliehen lassen; dann haben sie nicht ihn sowohl als die Königin angeführt?"

„Versuche nicht, unsere Rathschlüsse zu ergründen, Du Thor!" antwortete Rudolph mit einer feierlichen Trunkenboldsmiene und fuhr dann in der pietistischen Sektensprache fort, welche die Abscheulichkeiten der Puritaner so besonders empörend machte. „Ich sage Dir, Freund, daß der große Lord und sein Diener Rudolph von der Einsicht der Heiligen erleuchtet sind. Nun liebt der große Lord das schöne Mädchen, und es ist durchaus seine Absicht nicht, sie den Händen der Königin überliefert zu sehen; deshalb schickt er mich hin, um sie ausfindig zu machen, und ich mache

die Reise mit Sir Philipp, welcher mich ansehnlich dafür bezahlt, daß ich für die Sache seines Freundes thätig bin. Jedoch lege ich alle mein Glück in die Hände dessen über uns, welcher in dem Herzen des Lords hienieden ein Vertrauen in die Redlichkeit des Rudolph Adams erweckt hat!“

„Du hast wahrhaftig eben so viel Glück als Verstand, Meister Rudolph,“ bemerkte Hugo.

„Ja, ja, das kannst Du, das kannst Du wohl sagen,“ entgegnete Rudolph, „aber Du weißt noch lange nicht, wie viel in meinem Hirn steckt. Bringe ich Dir nicht eine Nachricht von Deinem Freunde Miles, welche Dir ein besseres Spiel zusichert, wenn Du Dich den Heeren Ihrer Majestät der Königin in York anschließest, als Du möglicher Weise davon haben kannst, daß Du einigen erbärmlichen Bürgersleuten ihre Börsen abnimmst; wird es nicht besser sein, ihre eisernen Kasten in der Stadt zu plündern? Und dann, habe ich Dir nicht gesagt, daß Deine Brüder aus dem Needwooder Walde sich bereits nach York begeben haben; und sind diese Leute aus dem Norden nicht verstockte Papisten, welche zu verderben wahrlich ein Verdienst ist?“

„Aber wie hast Du denn Deinen hochedlen Herrn, Sir Philipp, dahin gebracht, daß er einen so schätzbaren Diener gehen ließ?“ fragte Hugo.

„Ja, ich sagte ihm, daß ich zu Leeds einen Bruder hätte, und bat um die Erlaubniß, ihn zu besuchen; auf diese Weise ritt ich heute Morgen frisch von Doncaster weg und machte nicht einmal in Wakefield Halt, um mein Pferd zu füttern, und deshalb muß ich wahrhaftig wieder meine eigene Einsicht beloben, daß ich hier vor Ausbruch des Unwetters hergekommen bin.“

Gertrud fühlte ihr Herz stärker klopfen, als sie den Worten dieses Schurken zuhörte, von dessen Reise ihre Verfolgung ein Hauptzweck zu sein schien. Das, was er gesagt hatte, ließ sie jedoch hoffen, daß der edle Lord Morden in Sicherheit wäre, eben wegen der tiefen Bosheit des Menschen, in dessen Dienst Rudolph war.

Gertrud erinnerte sich nun des geheimnißvollen Gastes in ihrem Zimmer zu Whitehall, und daß sie dieselbe Person an dem Abende ihrer Flucht im Schloßhofe gesehen hatte; sie fürchtete jetzt, daß man — ungeachtet der angenommenen Sorglosigkeit jenes Frauenzimmers — doch an sie gedacht haben möchte, und mit jenem Frauenzimmer und Rudolphs Großsprecherei verknüpfte sie den Namen des Lords Leicester. Unterdessen fuhr Rudolph fort:

„Aber Du hast noch nicht alle, nicht alle die Entwürfe meines anschlägigen Kopfes vernommen. Sieh her!“ und während er sprach, machte er die

um seinen Hals befestigte Binde los, löste den Verband von seinem Arme ab und hielt dann seinem Gefährten einen kaum geheilten, gräßlich aussehenden, der Hand beraubten Stumpf vor die Augen. „Höre," sagte er in einem tiefen Kehltone, „ich hasse die Dirne Gertrud und habe sie immer gehaßt, mit ihrem schönen Gesichte, ihrem stolzen Schritte und ihrem Mienenspiele, welches sie mit den großen Ladys im Lande auf eine Stufe stellte; ich hasse alle Gesichter, welche die Menschen schön nennen. Aber den Abend, als wir die Lucie Ferton abführten, da kam ein stark bewaffneter Unbekannter nach der Leihhausstraße, befreite die verhaßte Gertrud und brachte mich um meine gute rechte Hand. Jetzt habe ich, Meister Hugo, von unserm Freund Miles erfahren, daß es gerade der Satanskerl ist, gegen den der Statthalter von York seine Legionen führen soll; und ach, wenn ich ihn nur erst in Ketten und Banden sehen und der verliebten Kurzweil des großen Lords jenes stolze, hochmüthige Mädchen überliefern könnte! Ha, ha, ha, Meister Hugo, dann würde ich fast den Verlust meiner Hand verschmerzen.

Bei dieser Bemerkung setzte Rudolph einen Krug an seine Lippen und goß einen tüchtigen Schluck Wein herunter. Gertruds größte Besorgniß war nun, wie sie ihre Flucht bewerkstelligen sollte; während des Geschwätzes von Rudolph hatte

sie ängstlich auf die Schritte des Räubers Holmes gelauscht, da sie aber nichts davon hörte, so schloß sie daraus, daß er sich ohne die Stricke beholfen haben müßte, und daß sie sich jetzt vielleicht unbemerkt durch das Zimmer schleichen könnte, worin die Leiche gelegen hatte. In jedem Falle ruhete auf einem solchen Versuche die einzige Möglichkeit des Entkommens für sie, denn ihr Pferd konnte in dem Portal nicht lange unentdeckt bleiben.

Aus dem, was Rudolph gesagt hatte, ging hervor, daß er nur eine kurze Strecke auf ihrer heutigen Reise vor ihr gewesen war, und daß er während der Zeit durch Wakefield gekommen sein mußte, als sie dort, um sich auszuruhen und zu stärken, anhielt. Entschlossen, auf jeden Fall hin einen Versuch zu machen, zu entfliehen, und nachdem sie sich auf das Schrecklichste, was ihr etwa begegnen könnte, gefaßt gemacht hatte, erhob Gertrud sich jetzt aus der gebückten Stellung, worin sie Alles, was zwischen Rudolph und seinem Genossen vorgegangen war, mit angesehen und gehört hatte, und bemühte sich, leise von der Stelle wegzugehen. Aber o weh, noch ehe sie drei Schritte gethan hatte, glitt ihr Fuß auf einem großen Nagel aus, welcher aus dem schadhaft gewordenen Täfelwerk an den Seiten des Zimmers, worin Rudolph saß, herausgefallen war, und da sie auf dieses Täfelwerk stürzte, so wurden einige der verfaulten

Bohlen, welche die Räuber lose wieder aufgerichtet hatten, durch ihre wenn auch nicht schwere Last umgeworfen, und sie fiel in das von ihrem abscheulichen Feinde eingenommene Gemach. Glücklicher Weise entging sie jeder Verletzung durch die Trümmer der zerbrochenen Bohlen, welche über einander hinpolterten; Rudolph aber, der in dem Augenblicke vor Schrecken und Bestürzung aufgefahren war, erkannte jetzt sein Opfer und stürzte hervor, um sie zu ergreifen. Gertrud ließ es jedoch in diesem Nothfalle an sich selbst nicht fehlen; sie hatte sich auf den Beinen zu erhalten gewußt, und zog nun aus ihrem Gürtel eine von den geladenen Pistolen hervor, mit der Versicherung, daß sie losschießen würde, wenn er ihr näher zu kommen wagte. Rudolph, welcher ihren entschlossenen Charakter wohl kannte, fuhr zurück, allein der Räuber lachte über die Drohung und trat vor.

„Mensch," schrie Gertrud laut, „lade Deinen Tod nicht auf meine Seele!"

Da der wilde Ausdruck in ihren Mienen ihm seiner Seits jetzt keinen Zweifel ließ, so trat der Räuber zurück, zog aber beim Zurückgehen ebenfalls eine Pistole aus dem Gürtel.

„Nein, nein!" rief ihm Rudolph zu. „Thue ihr nichts zu Leide, lieber Hugo, thue ihr nichts zu Leide, sie darf nicht getödtet werden."

Jetzt aber erreichte ein lautes Klirren von

Schwerdtern Gertruds Ohr, die Thür sprang auf, und eine mit Blut bedeckte Gestalt, welche sie selbst in diesem schrecklichen Augenblicke als die von Holmes erkannte, taumelte in das Zimmer herein, verfolgt von dem Cavalier, welchen sie auf dem Wege nach Wakefield getroffen hatte, und von zweien seiner bewaffneten Dienstleute. Allein ihre Sinne wurden in eine Art von Betäubung versetzt, welche nur eine verworrene Vorstellung von den Schrecknissen und dem Gewühle um sie her zuließ. Sie war sich dessen bewußt, daß ihr eignes Leben in der schrecklichsten Gefahr schwebte, und sah, daß der nichtswürdige Hugo seine Waffe auf den Cavalier gerichtet hielt; auch hatte sie noch einiges Bewußtsein davon, daß sie dann die Pistole, welche sie in der Hand hielt, losdrückte und daß darauf der Räuber stöhnte und niederstürzte. Als dann der feigherzige Rudolph an ihr vorbeilief, wurde sie zu Boden geworfen, worauf jener den langen dunkeln Gang, durch welchen sie vorhin gekommen war, hinuntereilte. Allein der ganze Vorgang verschwamm undeutlich vor Gertruds erblindenden Augen, und seine Töne klangen in seltsamer Verwirrung in ihren Ohren; ein Schrei aus weiblicher Brust, mehr vor Freude als vor Betrübniß, tönte mit dem Gewinsel des verwundeten Hugo zusammen, und an die Stelle seiner finstern von Schmerz verzerrten Züge trat das

schöne Gesicht der edlen Blanca. Der Knall einer andern Pistole, dem ein wilder Angstruf von Hugo's Stimme folgte, weckte Gertrud für einen Augenblick aus ihrer tiefen Ohnmacht, und sie war sich sogar der Ueberraschung bewußt, das Symbol ihres eignen Glaubens, ein goldenes Crucifix zu erblicken, welches von dem schönen Halse des Frauenzimmers, die sich über sie hinbeugte, herabhing. Aber auch dies verschwand wieder vor ihren Augen, und mit einem schweren Seufzer sank sie in Bewußtlosigkeit zurück.

Zehntes Kapitel.

Ist das in Trümmer versinkende Schloß, dessen Herrlichkeit längst vergangen ist, dessen stolze Mauern — ebenso wie die Hand, von der sie errichtet wurden — in Staub zerfallen sind, ist es ein geeigneter Gegenstand für die düstern Betrachtungen „dumpfbrütender Melancholie?“ Ist dort Stoff zum Nachdenken in dem Bogen, der, längst zerbrochen, keine Schönheitslinie mehr darbeut, in der mit Epheu umrankten Säule, die mit ihrem frischen Laubgewinde mitten unter der Zerstörung einen lieblichen Anblick gewährt — und in der Verödung der stattlichen Halle, in der Majestät des einsamen Thurmes, welcher das Schicksal seiner Gefährten zu beklagen scheint? Ja, es weht eine sanfte, feierliche Schwermuth in dem allen, und manche heilige und heilsame Gedanken werden dadurch in uns erweckt, daß wir zwischen solchen Erinnerungen an die, welche vor uns lebten, umherwandeln. Und sinnige Gemüther finden wohl etwas zu denken bei der zerstörten Säule und dem einfallenden Bogen, den passenden Emblemen des eiteln, schnell vergehenden Wesens menschlicher

Herrlichkeit. Aber noch schwermüthiger werden wir, und noch tiefer kehrt unser Geist, in seinem Stolze gedemüthigt, in sich selbst ein, wenn wir durch die majestätischen Säle hinschreiten, die noch in ihrer ganzen ursprünglichen Glorie dastehen und durch die lange Reihe der Jahre nur noch ehrwürdiger geworden sind; während sie, die Edlen, die Tapfern, die einst so freien Schrittes durch diese Hallen wandelten, flüchtigern Daseins, als das Gebäude, das ihre Macht errichtete, längst dahin sind, welk, wie das letzte Herbstlaub, so im Augenblicke vorüberstrahlend, wie eine Sternschnuppe. „Und kamen sie auf dem Schlachtfelde um, oder in den Fluthen? oder, ein noch traurigeres Schicksal! — leerten sie in schmachtendem Kummer die bittern Hefen ihres irdischen Leidenskelches, weit, weit von der Wohnstätte ihres Ahnenruhmes entfernt, während diese Wohnstätte von dem Geschlechte, das lange in der Geschichte glänzte, auf den Fremden überging, seine neu erblühete Herrlichkeit mit ihrer Glorie zu zieren? Ach! nicht mehr so schmerzlich ergreifen uns unsere Betrachtungen unter den Trümmern der Vergangenheit selbst! Sei mir willkommen, Du eingestürzter Thurm, Du zerfallene Burg; ihr trotzt selbst nicht mehr der vertilgenden Macht der Zeit und verhöhnt die Spanne Leben nicht, die hienieden dem stolzen Menschen beschieden ist!"

Der Sturm einer Novembernacht blies scharf um die Thürme von Raby Schloß, die in fast königlicher Majestät prangten. Aber wenn das dumpfe Geheul des Windes, wenn das Tosen des Sturmes gehört ward, so weckte es die ritterlich tapfern, wie die schönen Gäste, die an dem Wohnorte des großen Nevil versammelt waren, nur zu lebendigerer Fröhlichkeit. Den großen Saal, dem seit undenklichen Zeiten die Feier freiherrlicher Feste gewidmet war, füllte jetzt eine lustige, stattliche Gesellschaft, schöne Frauen und edle Ritter. Manche Scene königlicher Pracht hatte dieses Zimmer gesehen; denn einmal waren hier nicht weniger, als siebenhundert Ritter, die ihre Güter als Lehnsträger der fürstlichen Nevils besaßen. Dieser Saal war jetzt mit prächtigen Tapeten ausgeschlagen und glänzend erleuchtet; westlich war eine steinerne Gallerie mit bunt angezogenen Musikanten besetzt, und unter dem Schalle ihrer Instrumente führten die Ritter und Edelfrauen in dem Saale die feierlich abgemessenen Tänze auf, welche damals Mode waren. Auf einer Estrade unter einem Baldachin saß am einen Ende des Zimmers die Gräfin von Westmooreland, umgeben von einer Schaar schöner, vornehmer Damen, der Blüthe nordischer Grafschaften. Neben der Gräfin saß eine stattliche Frau, begabt mit jener Großartigkeit des Anstandes, die wir einer königlichen Hal=

tung zuschreiben. Das Haar dieser Dame war in ein Netz zusammengefaßt, welches ein durchbrochenes Perlengeflecht bildete, und sie trug ein Kleid von schwarzem Sammet, mit einer Schleppe von Goldbrokat mit Hermelin besetzt. Diese Frau war die Gräfin von Northumberland. Spuren von Angst und Nachdenken waren auf ihrer hohen Stirn zu bemerken, als sie nach dem entfernten Ende des Saales hinsah, wo der Graf, ihr Gemahl, langsam auf- und niederschritt, in eifrigem Gespräche mit einem der Gäste, einem Cavalier, der sich den Tänzern nicht beigesellt hatte. Was die Gräfin von Westmooreland anbetrifft, die mit ihrer freundlichen Obsorge als Hausfrau im Schlosse beschäftigt war, so bewölkte kein Schatten von allzu ernsten Gedanken in diesem Augenblicke ihr schönes Antlitz; ihr Anzug war etwas lebhafter als der ihrer Freundin, und bestand aus Seidenzeug von blaßblauer Farbe mit Silber, nebst einer reichen Draperie von Spitzen und einem prächtigen Diademe von mannichfaltig gefärbten Juwelen auf ihrem Haupte.

„Warum so traurig, meine gute Schwester?“ sagte sie, indem sie sich an die Gräfin von Northumberland wandte, „es thut mir weh, einen so schönen und angesehenen Gast meine geringen Vorkehrungen zu seiner Bewirthung mit so ernster Stirne betrachten zu sehen.“

„Meine holde Freundin," antwortete die Gräfin von Northumberland, „glaubt mir, daß ich die gastfreundliche Aufnahme in den Hallen von Raby nach ihrem wahren Werthe zu schätzen weiß; aber ach, theuerste Freundin, wandeln wir nicht alle auf einem Flugsande, der sich plötzlich aufthun und uns in seinen Höhlen begraben kann."

„O, schämt Euch!" sagte die Gräfin von Westmooreland. „Seid Ihr die Frau eines ächten Ritters und treuen Standesherrn, und erbleicht doch vor einem hochherzigen Unternehmen, weil es sein kann, daß ein wenig Gefahr damit verbunden ist?"

„Versteht mich nicht so falsch," erwiederte die andere Gräfin mit einer gewissen aus verletztem Stolze entstandenen Würde in ihrer Miene und ihrem Tone. „Es ziemt der Gattin eines Percy nicht, ein Herz in ihrer Brust zu tragen, das vor jeder Anwandlung von Furcht erzittert; und meint Ihr, ich hätte kein Gefühl für die Sache, für welche unsre edlen Lords ihre Ehre und ihr ganzes Vermögen einzusetzen im Begriffe sind? Wisset, Lady Westmooreland, daß ich, wenn es das Schicksal gestattet hätte, das Gefängniß der Königin Maria an ihrer Statt bezogen haben würde; ich zweifle nur; aber ich fürchte mich nicht!"

„Haltet mir keine so strenge Strafpredigt," sagte die Gräfin von Westmooreland. „Wer kennt

nicht, liebe Freundin, den hochherzigen Plan, der Euch so unglücklich vereitelt ward — wer weiß es nicht, daß Ihr Euch in dem Gefängnisse der Königin Maria der ganzen Bosheit ihrer Feinde aussetzen wolltet? Darum seid gutes Muthes, Liebe, und verklärt unser anspruchloses Raby mit Eurem Lächeln; wenn Ihr Euch nicht fürchtet, warum wollt Ihr denn zweifeln?"

„Verzug erzeugt Zweifel!" sagte Lady Percy. „Kennen wir etwa nicht die Wachsamkeit Elisabeths und ihrer Minister! Die Botschaft, theure Lady, die eben erst vom Statthalter Sussex an Euren Gemahl und den meinigen eingelaufen ist, hat diesen Zweifel in meiner Seele zurückgelassen; denn ist daraus nicht ein heimlicher Argwohn zu schließen, den Cecil gegen ihre Unterthanentreue hegt? Dies ist es, theure Freundin, was es mir unmöglich macht, selbst unter diesen Lustbarkeiten eine sorgenlose Miene zu bewahren. Wozu dieser Verzug? — Warum erscheint man nicht gleich in Wehr und Waffen zur Vertheidigung des Glaubens, der durch Elisabeths eisernes Scepter darniedergeschmettert ist, und zugleich zu Ehren des ächten Blutes, das heiß durch unsere Adern wallt? Sollen sich die Edlen Englands immer von den Emporkömmlingen und Schmarotzern der Tyrannin Tudor herumhetzen lassen?"

„Nein, das wollen wir nicht hoffen," antwor-

tete die Gräfin von Westmooreland. „Die Zeit nahet schnell heran, in welcher die Erlauchten des Landes ihre Macht zugleich mit ihrem Rechte zu behaupten wissen werden. Seht, wie Euer Gemahl in eifrigem Gespräche auf- und niedergeht! — Wann hat der Mann, mit dem er redet, jemals gezagt oder in Unentschlossenheit seinen Plan verfehlt?“

„Nie,“ erwiederte Lady Percy, „nie; Leonhard Dacre ist treu wie Gold, wenn es seinem Glauben und der Ehre seiner Väter gilt. Aber ich will es Euch gestehen, liebe Freundin, eben sein ganzes Benehmen wie seine Worte verursachen und rechtfertigen im höchsten Grade einen Zweifel. Er, eben so einsichtsvoll als tapfer, ist, das kann ich deutlich merken, dieses Zögerns müde, die spanischen Streitkräfte langen nicht an, und erst heute sprach er von den Gefahren, die eben, wenn man allzuvorsichtig verfährt, im Verborgenen lauern, ja, ich wette dieses Diadem von Brillanten gegen einen einfachen, goldenen Ring, eben in diesem Augenblicke ist er bemüht, meinem Gemahle die Nothwendigkeit einer raschen Entscheidung an's Herz zu legen!“

Jetzt trat zu der Erhöhung, auf welcher die Damen saßen, ein bejahrter Herr hin, dessen silberweißes Haar seinem Gesichte ein sehr ehrwürdiges Ansehen gab, die Gräfin von Westmooreland reichte

ihm ihre Hand hin und sagte mit einem anmuthigen Lächeln:

„Mein guter Herr Norton, wir werden mit Eurem tapfern Sohne, Marmaduke, und seiner jungen Frau, der holden Blanca, zanken, wenn sie nicht zu rechter Zeit kommen, unserem Banket die Ehre zu geben; die unartigen Leutchen! — haben wir sie nicht schon diesen Morgen bei unserer Falkenjagd erwartet?“

„Hochedle Frau,“ sagte Herr Norton, indem die lichte Freude über die seinen geliebten Kindern gesagten Schmeicheleien in seinen noch immer hellen, scharf blickenden, blauen Augen glänzte, „eben jetzt wollte ich für die Unartigen um Verzeihung bitten; mögt Ihr immerhin eine kleine Buße über sie verhängen! aber sie sind doch jetzt eben angekommen und verziehen nur noch ein Weilchen, um ihre Reisekleidung zu wechseln, ehe sie in Eure huldreiche Nähe treten. Mein Sohn, Christoph, der ihnen nur eine Meile von Raby begegnete, sagt mir, daß sie durch ein zufälliges Ereigniß unterweges aufgehalten worden sind.“

„Nun, denn,“ antwortete die Gräfin, „müssen wir sie mit allen vorläufigen Pönitenzen verschonen und ihnen gleich unsre unbedingte, gänzliche Verzeihung angedeihen lassen.“

Als die Gräfin noch so sprach, ging eine Thür neben der Erhöhung auf und der Seneschall von

Raby meldete Junker Marmaduke Norton und seine junge Gemahlin, Lady Blanca, an.

Die Gräfin trat mit Lady Percy vor, sie zu empfangen; denn hoch wurde der persönliche Werth und die Vaterlandsliebe der Familie Nortons von den Häuptern der Sache geschätzt, der sie sich mit Leib und Seele gewidmet hatten. Alles, was im höheren Alter noch Herzen gewinnen kann, vereinigte sich in der Person Richard Nortons, des Vaters dieser tapfern Schaar, wie er da stand, die eine Hand auf den reich vergoldeten und mit künstlichem Schnitzwerke versehenen Stuhl der Gräfin gestützt, und seine acht wackern Söhne mit seinen Blicken musterte, alle zusammen in Schönheit und Stolz der männlichen Jahre strahlend, alle durchglühet von derselben edelmüthigen Begeisterung, die des Vaters ehrwürdiges Antlitz noch mit den Rosen der Jugend färbte.

Die Gräfin küßte die schöne, junge Frau auf die Stirn und streckte ihre Hand aus, den tapfern Marmaduke zu bewillkommen; aber die Augen des ältern Norton ruheten mit theilnehmender Aufmerksamkeit auf dem Antlitze einer schönen Jungfrau, die allem Anscheine nach vor dem glänzenden Kreise, von welchem sie sich plötzlich umringt sah, zurückbebte und sich gern hinter Marmaduke und seiner jungen Gattin verborgen hätte. Dies wollte die Letztere jedoch keineswegs zugeben, und

kaum hatte sie die Begrüßung der Gräfin erwiedert, als sie sich umdrehete und die Jungfrau aus der Zurückgezogenheit, welche sie so angelegentlich zu behaupten suchte, vorführte.

Es war ein eben so glänzender als vornehmer Kreis, der sich in dem Saale zu Raby versammelt hatte. Die Nortons, die Markenfields, die Tempets, der tapfere Egremont Ratcliffe, der Bruder des Grafen von Sussex; angezogen von der Schönheit dieses herrlichen Mädchens, sprang er herzu, der holden Blanca seine nicht erforderliche Hülfe anzubieten. Nie hatte eine lieblichere Gestalt als die der Fremden den Saal des Schlosses verherrlicht. Sie trug ein Leibchen von weißer Seide, mit goldenen Blumen besäet, aus den Brautanzügen Blanca's ausgesucht, die selbst darauf bestanden hatte, ihre schöne Freundin für den hochfreiherrlichen Kreis herauszuschmücken; und lange Perlenschnüre waren zwischen ihre goldenen Locken geflochten.

Blanca sah ihren Gemahl an, und indem sie sich dann zu der Gräfin wandte, stellte sie ihr das holde, liebliche Wesen vor, in deren Brust eins der treuesten und edelsten Weiber-Herzen schlüge, die es je auf Erden gegeben hätte. Diese Hand, sagte sie, hätte sich erhoben, ihrem Manne das Leben zu retten; die Standhaftigkeit und der Heldenmuth dieses jungen Frauenzimmers hätte sie

unter Drangsalen aufrecht erhalten, wie sie nie zuvor ein Weib erduldet hätte. Blanca gerieth bei ihrer Erzählung in einen solchen Enthusiasmus, daß sie die Heldin derselben gar nicht wollte zu Worte kommen lassen, sondern Alles, was Gertrud Harding auf ihrer gefährlichen Reise von London erduldet hatte, schilderte sie selbst mit den glühendsten Farben der Dankbarkeit und Liebe.

„Und dieses, theure Lady,“ sagte sie zum Schlusse, „hat sie für uns gethan; sie hat es gethan, Euren erlauchten Gemahl und den großen Percy davon zu benachrichtigen, daß die Bluthunde Elisabeths losgelassen sind! O! bedenkt, holde Frauen, bedenkt, edle Lords und Ritter, welch eine mehr als weibliche Kühnheit und Entschlossenheit in der Brust der Jungfrau wohnen muß, die sich so allein, bei ihrer Liebenswürdigkeit und Wehrlosigkeit, so großen Gefahren um der gerechten Sache willen aussetzen konnte.“

Es kann sein, daß die Liebenswürdigkeit, auf welche Blanca anspielte, den Muth der Jungfrau in den Augen der Cavaliere keineswegs weniger bewunderungswürdig machte. Ein Gesumme beifälliger Stimmen entstand rings um sie her, und sie bebte vor dem staunenden Blicke der gespanntesten Aufmerksamkeit zurück, dessen Ziel sie war. Es war ihr eine Erleichterung, sich über die ausgestreckte Hand der Gräfin hinzubeugen und sich so

mitten unter den Lobsprüchen der Letzteren vor den noch leidenschaftlicher ausgedrückten Schmeicheleien der Ritter und Edelleute zu bergen. Als sie aber diese Hand losließ, und ein Weilchen die klaren, hellbraunen Augen niedergesenkt und von dem Gefühle, der Mittelpunkt zu sein, wohin die Blicke des ganzen, strahlenden Kreises gerichtet waren, überwältigt dastand, drückte man ihr warm und innig beide Hände.

Unwillkürlich sah sie auf, und ihre linke Hand ruhete in der eines bejahrten Herrn, des Vaters des Jünglings, dem sie dadurch das Leben gerettet hatte, daß sie durch das Abfeuern ihrer eigenen Pistole den Schuß abwandte, womit der Räuber Hugo seine Brust durchbohren wollte, und die Dankesbezeugungen dieses Vaters glaubte sie ertragen zu können. Aber ihre rechte Hand war von Leonhard Dacre gefaßt; seine Augen strömten ihr Licht über ihr Antlitz, seine Lippen flüsterten Dankbarkeit und Lob.

Aber Gertruds Hand zitterte, von der seinigen ergriffen; sie fuhr zusammen, als ob ihr seine Worte wie seine Blicke unaussprechlich schmerzlich wären, und flüchtete sich gleichsam unter die väterlichen Danksagungen des ehrwürdigen Norton. Die beiden Grafen traten jetzt vor und begannen, die Jungfrau über Alles zu befragen, was ihr von den Maßregeln, die der Hof ergriffen hätte, be-

kannt wäre. Ihre gefährlichen Abenteuer in der verfallenen Burg hatten sie in Stand gesetzt, bestimmtere Mittheilungen zu machen; denn aus dem, was Rudolph gesagt hatte, ging als gewiß hervor, daß Sir Philipp jenen Verhaftsbefehl, wovon Lord Morden gegen sie gesprochen hatte, nach York überbracht haben mußte. Und hier können wir bemerken, daß der junge Marmaduke und seine Gattin, welche Raby in größter Geschwindigkeit zu erreichen wünschten, eben so wie Gertrud, nur einer kurzen Erfrischung wegen, zu Wakefield eingekehrt und eben so wie sie durch das Gewitter genöthigt worden waren, unter den Ruinen Schutz zu suchen. Dort war der Cavalier auf den Räuber Holmes und seinen Gefährten gestoßen, von welchen er angefallen worden war. Der Letztere floh augenblicklich; aber Holmes, nachdem er sich mit Entschlossenheit gewehrt hatte, war, wie wir gesehen haben, in das Zimmer zurückgegangen, wo der Hauptmann der Banditen mit Rudolph Adams zechte. Aber in demselben Augenblicke, da er hineintrat, empfing er seine tödtliche Wunde, und nur Gertruds Bestürzung verhinderte sie daran, zu bemerken, daß er entseelt zu Boden stürzte, da ihn einer von Marmaduke's Begleitern mit seinem Schwerdte durch's Herz gestochen hatte.

Der Räuber Hugo, durch einen Schuß in den Arm aus der Pistole, welche Gertrud fast unbe=

wußt abgefeuert hatte, gelähmt, versuchte es noch Rudolph zu folgen, der, beim ersten Erscheinen bewaffneter Leute, sein Entrinnen bewerkstelligt hatte, allein, von Marmaduke verfolgt, war er durch den Rücken geschossen worden, und sein Sterberuf hatte Gertrud, die einer Ohnmacht nahe war, halb aus ihrer Betäubung erweckt. Fast ohne Besinnung war sie von einem der Leute vor sich auf ein Pferd gehoben und auf diese Weise so lange von ihm fest gehalten worden, bis der Trupp Leeds erreichte; denn, nachdem er entdeckt hatte, von was für Menschen die verfallene Burg bewohnt war, hatte es Junker Norton für rathsamer gehalten, der Wuth des Ungewitters Trotz zu bieten, als sich den Gefahren preiszugeben, die in dem Falle zu erwarten waren, wenn noch Andere mit diesen Bösewichtern in Verbindung ständen, die vielleicht, wenn sie in die Burg zurückkehrten, seinen Leuten an Zahl überlegen sein möchten. Als sie Leeds erreicht hatten, wurde Gertrud jede Art von freundlicher Aufmerksamkeit von Seiten der liebreichen Blanca erwiesen, und als sie ihr behülflich war, sich ihrer Kleidung zu entledigen, fand sie, an einem Bande um ihren Hals hängend, den Rubinring des Lords Dacre, auf welchem sein Wappen, die Kammmuschel, eingegraben war. Dieser Umstand erweckte für Gertrud eine noch größere Theilnahme bei ihren Beschützern, und als sie völlig

wieder zu sich gekommen war, entlockte die Natur ihrer Fragen, die Erwähnung ihres eigenen Namens, der hocherfreuten Jungfrau ein offenes Geständniß über den Zweck ihrer Reise. Man kann sich leicht denken, daß diese Eröffnung die Eile, womit Marmaduke und seine junge Frau sich auf den Weg nach Raby begeben hatten, keineswegs verminderte, und Gertrud war dann unter ihrem Schutze eben so sicher als ehrenvoll, von Leeds ab dahin gelangt.

Die Nachrichten, welche die Jungfrau mitbrachte, waren für alle die hohen Personen, die sich im Schlosse Raby versammelt hatten, von größter Wichtigkeit. Es war daher keine Zeit zu verlieren, wenn Elisabeths Beamte bereits unterwegs waren, die beiden Grafen und Lord Dacre in Verhaft zu nehmen. Gesang und Tanz wurden ausgesetzt, aller Festjubel verstummte, und ehe sie zum Bankette gingen, wurde in einem Zimmer des Schlosses, welches tiefer im Innern lag als jener glänzende Saal, Rath gehalten.

Es war ein etwas dunkles Zimmer, mit Wandleisten von Eichenholz; Bilder von den Vorfahren des Grafen hingen an den Wänden, und Hirschgeweihe schmückten das Kamingesims; auch hingen große Stechpalmzweige, zum Zeichen, daß die lustige Weihnachtszeit herannahete, von den eichenen Wandleisten herab; aber weder ihre bunten Büschel von scharlachrothen Beeren, noch das Purpurtuch, das

die Divans und Stühle bedeckte, und die tiefen Nischen der mit gothischen Schnörkeln verzierten Fenster, noch selbst der Schein des lodernden Holzfeuers konnte diesem Zimmer ein fröhliches Ansehen geben. Die Portraits der Nevils machten die Schauerlichkeit, worin Gertrud den eigenthümlichen Charakter des Gemaches zu erkennen glaubte, nur noch düstrer, statt sie zu vermindern. Es waren griesgrämige Herrschaften, von Kopf bis zu Fuß in Stahl gekleidet, das Visir offen und den Sturmhut niedergezogen, ein Gesicht zu zeigen, das oft eben so stählern aussah, wie der stählerne Harnisch selbst. Vielleicht war es ein Spiel von Gertruds Einbildungskraft; aber, als sie sich über den Stuhl von Lady Nevil lehnte, glaubte sie das Antlitz eines Kriegers zu sehen, dessen Bild der Stelle, auf welcher sie stand, gegenüber hing, wie es sich mit fürchterlich gerunzelter Stirn verfinsterte; und gleich darauf stürzte es mit einem entsetzlichen Krachen von der Wand herunter, es war das Bild des Vaters des Grafen. Für den Augenblick wurde der Vorfall wenig beachtet; aber es fehlte nicht an Solchen, die nachher behaupteten, daß der Fall dieses Gemäldes eine böse Vorbedeutung gewesen sei.

Zu der Conferenz, die jetzt gehalten ward, war Gertrud als Zeuge zugezogen worden, in Erwägung der allgemeinen Kenntniß von den Vorkehrungen Cecils und seiner Gebieterin, die sie sich von ihrem

neulichen Aufenthalte am Hofe her verschafft haben müßte. Unterdessen zeigte sich der Graf von Northumberland noch immer jeder plötzlichen Eröffnung von Feindseligkeiten abgeneigt.

„Würdet Ihr uns denn rathen, Mylord," sagte die Gräfin Westmooreland bitter, „mehr Feigheit zu zeigen, als der arme Vogel, der in das Netz des Finklers gerathen ist? — Denn der strengt sich doch wenigstens an, zu entfliehen!"

„Feigheit, Lady!" sagte der Graf mit gleicher Heftigkeit, „ist nie zuvor mit dem Namen Percy vergesellschaftet gewesen!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Zimmers, und es trat ein Mann herein, aus dessen Tracht Gertrud sogleich schloß, daß er der Capellan des Grafen sein müßte. Sein langes schwarzes Gewand bildete einen düstern Contrast mit den reichen Anzügen des um den Berathungstisch versammelten Kreises.

„Guter Vater Cuthbert!" sagte Graf Nevil, „Ihr kommt zur rechten Zeit, um durch Eure Stimme voll Friedliebe und Weisheit die allzu schroff einander entgegentretenden Meinungen zu besänftigen, die im Begriffe zu sein scheinen, einen widrigen Mißton in unsere Berathschlagungen zu bringen."

„Ja, kommt her, theurer Vater!" sagte die Gräfin, „nehmt diesen leeren Sitz neben mir ein, und Ihr sollt mich zurechtweisen, wenn vielleicht

mein heißes Blut noch einmal aufsprudeln sollte, bei dieser geduldigen Hingebung, womit, wie es scheint, Graf von Northumberland die Tyrannei der Elisabeth Tudor über sich ergehen lassen will."

„Ich wünschte, hochedle Frau!" antwortete der Priester, „es gäbe unter den Kindern unseres Glaubens in diesem unglücklichen Lande eine solche Vereinbarung sittlicher Kraft, daß die Königin und ihre Minister dadurch zur Menschlichkeit und Gerechtigkeit genöthigt würden. Wenn sie unter den Katholiken einen ebenso einträchtigen als entschlossenen Geist wahrnähmen, so würden sie sich dadurch schon aus Beweggründen des Eigennutzes, der die einzige Richtschnur ihrer Handlungen ist, bestimmen lassen, vor Furcht für sich selbst das Joch zu erleichtern, unter welchem wir so lange geseufzt haben."

Als Vater Cuthbert so redete, nahm er den Platz ein, den ihm die Gräfin angewiesen hatte. Er war ein Mann von ungefähr vierzig bis funfzig Jahren; denn sein braunes Haar, welches auf seinem Scheitel, als Zeichen seiner geistlichen Würde, rund geschoren war, hatte eine leise Schattirung von Grau. Von Gestalt war er ziemlich hochgewachsen, sein Gesicht, obgleich etwas hager und bleich, zeichnete sich durch regelmäßige Züge, besonders scharfblickende, graue Augen und durch den nüchternen Ausdruck von Nachdenken, welcher von

einem zu ernsten Betrachtungen aufgelegten, vielleicht selbst schöpferischen Geiste zeugte.

„Guter Vater,“ sagte Lord Dacre, „es wäre wirklich ein Glück gewesen, wenn sich die sittliche Kraft, auf welche Ihr anspielt, früher unter den Söhnen unseres Glaubens geoffenbart hätte. Aber die Zeit, da diese Kraft gegen die Tyrannen des Hofes etwas helfen konnte, ist, fürchte ich, vorüber. Unsere Freunde, der edle Graf und die schöne Frau Gräfin, haben beide Recht und beide Unrecht. Wohl weiß ich, daß der gute Graf gern erst Beistand von unseren Bundesgenossen in Spanien abwarten will; denn es ist leider eine eben so sehr zu beklagende als gar nicht abzuläugnende Thatsache, daß wir bis jetzt weder mit Waffen noch mit Schießbedarf gehörig versehen sind. Die Lady fürchtet diese angedrohete Verhaftung, wovon uns die schöne Jungfrau Gertrud Nachricht gebracht hat. Meine theuren Freunde, wohin wir uns auch wenden mögen, werden Dornen und Stachelgesträuch unseren Pfad durchkreuzen; wir haben nur zwischen zwei Uebeln zu wählen, laßt uns erwägen und zusehen, welches das geringere ist; unthätig bleiben heißt sogleich Elisabeth zum Opfer werden, und zugleich mit uns selbst den Glauben unserer Väter mit Füßen treten und seine Kinder bis in den Tod verfolgen lassen. Und doch wäre es vergeblich, leugnen zu wollen, daß wir

für jetzt nur wenig in Stande sind, ihrer Macht zu trotzen; auch wissen wir nicht, in wie weit die Katholiken dieser Grafschaften unserem Aufrufe folgen werden; denn, wie unser guter Vater hier, bin ich fest davon überzeugt, daß sie selbst vor dem Aufbieten ihrer sittlichen Kraft zittern und zagen."

„Meinet Ihr denn, Mylord," sagte Richard Norton mit einer begeisterungsvollen Miene, „daß sie sich scheuen werden, zur Vertheidigung ihres Glaubens ihr Herzblut zu verspritzen? Nein, glaubt nur, daß sie sich Mann an Mann für die gute Sache erheben werden; Mann für Mann, sage ich, und werden nicht die Angriffe, die täglich auf diesen heiligen Glauben gemacht werden, sogar die Töchter desselben zu seiner Vertheidigung aufbieten? Glaubet es nur, daß für eine solche Sache die Jungfrau den Spinnrocken bei Seite werfen und das Schwerdt ergreifen und die furchtsame Matrone ihre Söhne und ihren Gemahl in's Feld heraustreiben würde! Sind wir denn uns selbst untreu geworden und soll es uns, den Söhnen des wahren Glaubens, an dem natürlichen und sittlichen Muthe fehlen, den in Frankreich doch die Anhänger des ketzerischen Calvin bewiesen haben? Mylord, ich bin ein alter Mann, achtzig Jahre sind über meinem Haupte hin gegangen, und gern möchte ich es in Frieden in's Grab legen können. Aber die Leiden meines Vaterlandes, die Leiden meines

Glaubens verwehren mir die Ruhe; und wenn ich, der ich bereits unter der Schwäche des Alters erliege, dem Rufe der Ehre entsprechen kann, sollen wir denn glauben, daß junge und gesunde Leute dagegen taub sein werden?"

„Edelmüthiger Greis!" sagte Lord Dacre, indem er Richard Nortons Hand ergriff, „könnten wir nur darauf rechnen, Euren tapfern, hochherzigen Sinn bei allen Jünglingen unseres Glaubens zu finden, dann wären wir des Ersatzes gewiß; aber, ach! seit meiner Rückkehr von London habe ich nur zu viel Ursache gehabt, zu besorgen, daß Manche, wenigstens unter den Katholiken, nur von dem engherzigen Erhaltungstriebe einer kleinlichen Furcht regiert werden und es vielleicht über sich erhalten können, das Elend ihrer Glaubensbrüder geduldig mit anzusehen, so lange ihnen nur selbst gestattet ist, ihr Leben ungefährdet hinzubringen."

„Mylord," sagte Vater Cuthberth, „ich kann es nicht unterdrücken, Euch zu erklären, daß Ihr mit diesen Euren Worten den Zweifeln, die schon lange auf meiner Seele lasteten, eine deutlich ausgeprägte Gestalt gegeben habt. Es gehört allerdings zu den heiligen Pflichten, die ich täglich zu erfüllen habe, in den Herzen der Menschen zu lesen; und nur zu oft thut die Kunde, die eine solche Erforschung der Herzen liefert, dem Stolze des Menschen weh. Bittern Kummer hat es mir

gemacht, bei mehr als einer Gelegenheit zu entdecken, daß eine unwürdige Demüthigung vor widerrechtlich angemaßter Gewalt das Schwerdt in der Scheide fest hält, welches keineswegs aus christlicher Barmherzigkeit und Friedensliebe ungezückt bleibt. Nur zu oft habe ich gefunden, daß derselbe Mensch, der seine Religion verheimlichen oder ihren Vorschriften nur, so weit seine Sicherheit dabei ungefährdet blieb, nachleben konnte, auch gleichgültig zusah, wenn die Hoheit dieser Religion in der Person seiner weniger unterwürfigen oder weniger glücklichen Brüder geschmäht und beschimpft ward."

„Dennoch aber, guter Vater!" sagte Lord Dacre, „laßt uns bessere Tage hoffen! Wir haben, wie ich schon gesagt habe, zwischen zwei Uebeln zu wählen, und besser wird es sein, auf dem Schlachtfelde in tapfrem Streite zu fallen, wie Männer, die ihrem Glauben und ihren angestammten Gesinnungen treu bleiben, als, in den Kerkern des Despotismus einer Elisabeth eingesperrt, eine schmachvolle Spanne Leben kümmerlich hinzufristen, oder uns auf das Schaffot schleppen zu lassen, wie Schafe zur Schlachtbank, und uns noch ohnmächtiger, wie der Wurm, der sich doch unter dem Fuße krümmt, der ihn zertritt, unter das Joch der Tudor zu beugen und ihr zu erlauben, daß sie Alles, was von Edelsinn und Rechtlichkeit in die-

sem schönen Lande noch übrig ist, aus seinem ganzen Gebiete hinwegtilgt!"

„Krieg also! augenblicklicher Krieg!" sagte der Graf von Westmooreland, „ist, wie wir hören, Leonhard Dacre's Rath!"

„Ja, mein edelmüthiger Freund!" antwortete Letzterer. „Ihr wißt es, wie gern ich die Streitkräfte Alba's abgewartet hätte; noch diesen Morgen rieth ich zu solchem Aufschub. Aber unsre schöne Botin hier meldet uns, daß Vitelli selbst von Elisabeths Ministern höhnisch behandelt worden ist; woher können wir wissen, was sich vielleicht ereignen kann, die Ankunft der Hülfstruppen, die er zu versprechen beauftragt war, so lange zu verspäten, bis selbst ihr Erscheinen nichts mehr nützen kann, während Cecil und seine Amtsgenossen unterdessen aus unserer Unthätigkeit entschiedenen Vortheil ziehen?"

„Das konnte ich mir denken!" sagte der Graf von Westmooreland. „Ich konnte mir's denken, daß sich Lord Dacre am Ende für das kühnste Verfahren, das auch immer das ehrenvollste ist, entscheiden würde. Morgen also, meine Freunde, morgen wollen wir unsre Fahne aufpflanzen, und der Himmel gebe der gerechten Sache den Sieg!"

„Gott sei mit Euch, meine Kinder!" sagte der Priester. „Es ist ein mißlicher und gefährlicher Weg, den Ihr einzuschlagen im Begriffe seid. Ach,

ich fürchte mich, meine Rathschläge anzubieten; meine Natur und mein Amt desgleichen empört sich gegen solche verzweifelte Auskunftsmittel, wie Ihr sie jetzt gebrauchen wollt. Aber ich bin mit dem edlen Dacre derselben Meinung, daß für Euch jetzt unthätig bleiben und zu Grunde gehen ein und dasselbe ist. Ich wage es nicht, Euch einen Rath zu ertheilen, der zu Eurem Verderben führt; ich kann nur für Euch beten, kann nur hoffen, daß es dem Himmel in seiner Weisheit gefallen möge, für die gerechte Sache zu entscheiden!"

„Amen!" antwortete Graf Percy; aber es war mehr ruhige Ergebung als zuversichtliche Hoffnung in seinem Tone, und ein Seher hätte sagen können, daß des Grafen künftiges Schicksal in diesem Augenblicke einen dunkeln Schatten auf seine Stirn warf.

„Amen!" antwortete mit froherer Stimme der ehrwürdige Norton und seine acht heldenmüthigen Söhne. Die Gräfin Percy hatte der Verhandlung stillschweigend zugehört, und ihr Herz trauerte bei dem Anblicke der Traurigkeit ihres Gemahls. Aber die Gräfin von Westmooreland, in der Fülle ihrer Begeisterung, weilte mit ihren Gedanken bei keiner andern Aussicht, als der eines glücklichen Erfolges; und indem sie sich an Gertrud wandte, die sich über die Armlehne ihres Stuhles bückte, faßte sie sie bei der Hand, und ihr goldnes Haar, wie man

es wohl bei einem geliebten Kinde zu thun pflegt, zurückstreichend, rief sie aus: „Wackres Mädchen! Du hättest aus ritterlichem Blute entsprossen sein sollen, da Dein edler Muth dem Zorne und Wahnsinne der herrischen Elisabeth trotzen und Dich stählen konnte, solche Gefahren zu erdulden, wie Du sie bestanden hast. Aber sei gutes Muthes; die vornehmste Jungfrau im Lande wird meinem Herzen nicht so theuer sein wie Du! Und wir wollen Triumphe erringen, Mädchen, deren selbst Dein kühner Geist mit frohem Jubel gedenken soll, wenn er sich daran erinnert, welchen Kampf es gekostet hat!"

Gertrud wurde jetzt nochmals genau nach den Quellen befragt, woraus sie ihre Nachrichten geschöpft hätte; aber der Name des Lords Morden bürgte hinlänglich für die Wahrheit derselben. Auch erweckte die Unterredung zwischen Rudolph und dem Räuber, die sie in den Ruinen mit angehört hatte, bei Lord Dacre neue Besorgnisse für die Königin von Schottland und bestärkten ihn in der Ueberzeugung, daß er und seine Gefährten sogleich zu den Waffen greifen müßten. Darum hatte Rudolph auf die Räuber angespielt, die im Walde von Needwood lauerten; von Miles hatte er die Kunde an die Banditen überbracht, die die verfallene Burg bewohnten, und daß Miles mit

dem Verräther Giffard in der engsten Verbindung stand, war Lord Dacre bekannt.

Es ward also beschlossen, daß am folgenden Tage eine Proklamation im Namen der beiden Grafen erlassen werden sollte, wodurch die Nation an das Unterdrückungssystem erinnert würde, welches so schwer auf ihnen lastete, als den Anhängern des alten Glaubens; denn ihre wahre Absicht, Maria zu befreien, offen zu erkennen zu geben, wußten sie wohl, würde nur dazu geführt haben, geradezu zur Ermordung der Königin zu reizen. Sie bestanden zugleich auf der Behauptung, daß beiden, der Krone und der Nation, Unbill angethan sei, „durch mehrere neuerdings erst emporgekommene Edelleute, die nicht allein damit umgehen, den alten Adel des Königreichs zu stürzen und zu vernichten, sondern auch der Königin Majestät persönlich verunglimpft, und seit einer Reihe von Jahren eine neue Religion und Ketzerei aufgebracht und eingeführt haben, die gegen Gottes Wahrheit ist.“ Und darauf forderten sie zum Schlusse alle wahren Engländer auf, mit ihnen das Schwerdt zu ziehen und für die Religionsfreiheit und die rechte Regierung zu streiten. Aber ehe diese Proklamation entworfen ward, war bereits beschlossen, daß Lord Dacre mit Tagesanbruch mit einer wohlgerüsteten Reiterschaar nach dem Schlosse Tutbury hinziehen und die Königin von Schott-

land aus ihrer peinlichen und höchst ungerechten Gefangenschaft befreien sollte. Nachdem diese vorläufigen Anstalten getroffen waren, begab sich die hohe Gesellschaft in den Saal, in welchem das so lange aufgeschobene Bankett aufgetragen ward. Um dabei das Gebet zu sprechen, begleitete sie der gute Priester ebenfalls dahin und, während man nach dem Saale hinging, wo das Mahl aufgetragen ward, fand er Zeit, mit der Jungfrau, deren Heldenmuth so vielen Gefahren Trotz geboten hatte, ein frommes und liebreiches Wort zu reden.

In dem Speisesaale wurde ihr ein niedrigerer Sitz dicht neben der Hausfrau vom Schlosse huldreichst angewiesen; eine Auszeichnung, die, indem sie ihr bewilligt ward, Gertrud zugleich an ihren untergeordneten Rang erinnerte, hätte der Jungfrau zu einer andern Zeit mehr Kummer als Vergnügen gemacht; aber ihr schwärmender Geist war ganz in den glänzenden Träumen verloren, welche die Stimme der Gräfin in ihr erweckt hatte; und indem Gertruds Augen von Antlitz zu Antlitz in dem Kreise umherblickten, der diese glänzende Tafel umgab, vergaß sie alle verletzenden Unterscheidungen und hörte den ihrem Herzen so theuern Ideen zu, die von hundert beredten Zungen ausgesprochen wurden. Die schöne Blanca Norton hatte es vorgezogen, ihren eigenen Platz an dem Gastmahle zu verlassen, um ihrer jugendlichen

Schutzgenossin auf ihrem entfernteren Sitze Gesellschaft zu leisten, und ohne Zweifel geschah es bloß aus hochachtungsvoller Rücksicht für diese Dame, daß die jüngern Cavaliere so eifrig zu sein schienen, ihr und der Kaufmannstochter alle ritterlichen Höflichkeiten zu beweisen. Unter diesen Cavalieren waren die Nortons nicht die am wenigsten Bemerkbaren; aber ihre Artigkeiten gegen die niedriggeborene Jungfrau waren freilich nicht zu verwundern, wenn man den Dienst erwägt, den sie ihrem Bruder und seiner jungen Frau geleistet hatte, und außerdem ging ihnen auch ihr ehrwürdiger Vater mit gutem Beispiele vor, indem er erklärte, wenn er um funfzig Jahre jünger wäre, würde er sich von der schönen Gertrud ein Ehrenband ausbitten; denn eine Schleife, von der Hand eines so geistvollen und beherzten Mädchens verabreicht, könnte nicht fehlen, einem tapfern Ritter in jeglicher Noth zu einem Amulete zu dienen. Darauf bat denn auch Junker Christoph Norton die Jungfrau, ihm ein Andenken zu verleihen, dessen Werth sein Vater als so ehrenvoll anerkennte; aber seine Brüder stellten dasselbe Ansuchen, und Gertrud zog sich aus der Verlegenheit, in welche sie durch ihre Galanterie versetzt ward, dadurch heraus, daß sie erklärte, unmöglich einem Cavalier eine Bandschleife bewilligen und den Andern verweigern zu können, da sie alle mit glei-

cher Bereitwilligkeit für eine Sache kämpfen wollten, die ihrem Herzen so theuer wäre. Sie versprach in der That, daß, so lange sie im Felde wären, ihre Finger nie müde werden sollten, Schleifen zu binden, um sie alle bei ihrer Rückkehr damit zu schmücken; und so lehnte sie lachend ihre Bitte ab. In dem nächsten Augenblicke jedoch fiel ihr der Gedanke an ihren Vater schwer aufs Herz, wie er so allein im Gefängnisse schmachtete, allen den Grausamkeiten preisgegeben, welche Elisabeths Wuth und vereitelte Hoffnung über ihn verhängen könnte. Darum blickten denn Gertruds Augen kummervoll über die festliche Tafel hin, und schwermuthig stützte sie das Haupt auf ihre Hand.

„Warum so traurig, meine holde Freundin?“ fragte Blanca; denn sie hatte die plötzliche Veränderung auf Gertruds Antlitze bemerkt.

„Seid gutes Muthes! schöne Gertrud!“ sagte eine tiefere Stimme, die Stimme eines Mannes, der es wohl errieth, warum dieser Schatten von Betrübniß so plötzlich ihre Stirn umwölkte. „Fürchtet nichts für Euren Vater; der edelmüthige Morden wird ihn nicht verlassen, und Elisabeth ist schlau genug, glaubt es mir, daß ihm kein Leid geschehen wird, so lange Ihr den Händen der Königin entgeht; trotz alles ihres Stolzes legt sie doch einen großen Werth auf das beifällige Urtheil des Volkes, besonders innerhalb des Kreises,

der sie zunächst umgiebt. Gewiß, Gertrud, sie wird Eurem Vater Gnade angedeihen lassen, um so mehr, da ihr durch Euer Dazwischentreten das Leben gerettet ist, ein Umstand, der ihr zur Entschuldigung dienen wird, von einer andern Seite ihrer Bosheit desto freieren Lauf zu lassen. Glaubt mir, daß dem also ist; also seid guten Muths, Gertrud; laßt mich nicht glauben, daß dieser Eifer für eine Sache, der mein Herz geweihet ist, Eure Brust mit einem Schmerz erfüllt, bitterer als alle die Angst, die Euch in den bereits von Euch bestandenen Gefahren beunruhigt hat."

„Gnädigster Lord!" antwortete Gertrud mit gebrochener Stimme, „meine Furcht für meinen Vater konnte mich allein in diesem Augenblicke so traurig machen, wo die frohe Hoffnung, die Königin Maria befreit zu sehen, mein Herz erfüllt. Aber sagt mir auf Ehre und Pflicht, seid Ihr wirklich überzeugt, daß sein Leben, wie Ihr vermuthet, ungefährdet ist?"

„Ja, bei meiner Ehre, das glaube ich gewiß!" antwortete Leonhard Dacre. „Liebe Gertrud, Euch wenigstens würde ich nie eine Hoffnung einflüstern, die ich nicht selbst theile; nur gegen diejenigen, deren Wohlergehen uns gleichgültig ist, können wir unwahr sein. Und welche absichtliche Täuschung wäre grausamer als die, ein armes Herz

in Träumen einzuwiegen, welche die Zukunft nicht in Erfüllung gehen läßt?“

Gertruds Herz klopfte hoch auf, als ihr fröhliches Ohr diese Worte vernahm. Lord Dacre also, der Held aller ihrer Träume, der edle, hochherzige, vornehme Mann war — er hatte es ja selbst gesagt — gegen ihr Wohl und Wehe nicht gleichgültig. Wenn ihre Rede schon vorher stammelte, als sie mit ihm sprach, wie matt und unbehülflich wurde sie vollends jetzt. Wie froh war sie, daß die Augen der glänzenden Gesellschaft in diesem Augenblicke von ihr abgewandt, und daß die Grafen in zu ernsthaften Verhandlungen begriffen waren, um es bemerken zu können, daß sich ihr edler Verbündeter, diese Trostworte ihr leise zuzuflüstern, an ihre Seite geschlichen hatte. Und doch zitterte ihre Hand noch heftiger, als bei ihrem ersten Eintreten in den Saal von Raby, in der Leonhards.

„Theurer Lord!“ sagte sie endlich leise zu ihm, „seid versichert, daß mich die Hoffnung, die Ihr mir einflößt, beruhigen wird.“

„Es ist eine Hoffnung, die ich aufrichtig hegen muß,“ antwortete Lord Dacre; „Ihr werdet mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, holde Jungfrau, zu glauben, daß jedes Leid, das Eurem redlichen Vater von den Werkzeugen des Hofes bereitet werden könnte, alle meine Freude an dem günstigsten Erfolge meines Unternehmens verbit-

tern würde. Denn tief, holde Gertrud, fühle ich es, daß sich Johann Harding alles Unglück, das ihn treffen könnte, nur um meinetwillen zugezogen hätte. O! glaubt ja nicht, daß ich diesen Abend den Bericht von Eurem muthigen Betragen und von dem, was Ihr zu erleiden hattet, ohne innige Rührung angehört habe!"

Während Lord Dacre so redete, hielt er die Hand der Jungfrau noch immer in der seinigen; in demselben Augenblicke aber kehrte die schöne Blanca, die, über Lady Percy's Stuhl gelehnt, in eifrigem Gespräche begriffen gewesen war, auf den Platz zurück, den sie neben Gertrud eingenommen hatte. Die Augen von Lord Dacre und der Jungfrau begegneten zugleich den ihrigen, und eine seltsame Verlegenheit schien sich ihrer plötzlich zu bemächtigen; Lord Dacre indessen gewann zuerst seine Fassung wieder und unterrichtete die Lady von der Ursache, warum Gertrud so betrübt gewesen sei, und theilte ihr die Hoffnung mit, welche er hegte, daß ihr Vater nicht in so großer Gefahr schwebte, wie die zärtlich besorgte Tochter fürchtete. Darauf richtete er noch einige gütige Worte an die Jungfrau und nahm dann seinen Platz an der Tafel wieder ein. Gertruds Hoffnungen waren allerdings durch seine Aeußerungen von Neuem belebt worden; auch hatte ein inniges Gefühl von Seligkeit, welches sie sich vielleicht wenig Mühe

gab, bis zu seinem eigentlichen Quell zu ergründen, plötzlich ihr Herz durchdrungen. Indessen schien ihre Stimmung wenig dazu geeignet, auf die muntern und geistreichen Reden zu achten, die von Zeit zu Zeit an sie gerichtet wurden; lieber saß sie mit der ernsten Blanca hinter dem Stuhle der Gräfin von Westmooreland und horchte den sanften Tönen ihrer Stimme, während sie, so oft, was mehrmals der Fall war, Leonhards Augen auf ihr selbst ruheten, zusammenfuhr und ihre eigenen niederschlug, als ob ein Schuldbekenntniß darin zu lesen wäre.

Das Gastmahl zu Raby bot einen glänzenden Anblick dar; der Saal, worin es aufgetragen war, erschien in der ganzen Hoheit freiherrlicher Prunkliebe; prächtige Fahnen hingen von den Wänden herab, und zwischen den hohen Säulen, die das Bogenwerk des Daches trugen, standen in regelmäßigen Entfernungen Figuren auf ihren Rossen sitzender Ritter aus der Nevilschen Familie, von Kopf bis zu Fuß geharnischt. Es war etwas so schauerliches und gespensterhaftes in dem Aufzuge, den diese Gestalten machten, in dem geschlossenen Visir und der eingelegten Lanze, oder dem aus der Scheide gezogenen Schwerdte, welches alles so unbeweglich blieb. Neben der großen Eingangsthür war die Reiterstatue des Vaters, des jetzigen Grafen, zu sehen, in prachtvoller Waffenrüstung

von polirtem Stahl, mit Gold ausgelegt. In der rechten Hand hatte er einen Commandostab und auf dem linken Arme eine schön gravirte Tantsche oder runden Schild, auf welchem Herkules, wie er die vielköpfige Hyder erwürgt, das Wahrzeichen bildete. Kein Mangel war im Schlosse Raby an köstlichem Mund- und Magenvorrath, leckere Braten und Pasteten, auf goldnen und silbernen Schüsseln aufgetragen, und volle Flaschen aromatischer Weine. Und am Schlusse des Banketts füllte der große Nevil seinen Becher bis an den Rand und forderte seine Gäste auf, ihm mit dem edlen Rothweine Bescheid zu thun, denn es gelte dem glücklichen Erfolge ihrer kühnen und hochherzigen Unternehmung. Und Jungfrauen und Matronen, Edelleute und Ritter, alle standen auf, seiner Aufforderung Folge zu leisten.

Jetzt sprach Vater Cuthberth, von der Begeisterung der um ihn her Stehenden lebhaft ergriffen, ein Gebet und den Segen des Himmels für ihre Waffen. Der Priester hatte beim Gastmahle neben Marmaduke Norton gesessen, und mehr als einmal hatte Gertrud bemerkt, daß sie in eifrigem Gespräche mit einander begriffen waren. Jetzt legte der Pater, indem er beim Weggehen aus dem Saale vor ihr vorbeikam, seine Hand auf ihr Haupt und rief den Segen Gottes auf die Jungfrau herab.

Unterdessen trennten sich der Graf und die Gräfin und ihre hohen Gäste für den Abend; denn in Erwägung der kühnen Unternehmungen, wozu sie sich entschlossen hatten, war man übereingekommen, noch vor der Morgendämmerung aufzubrechen. Beim Weggehen rief die Gräfin Gertrud freundlich zu sich her, und nachdem sie sie in das für sie bestimmte Zimmer geführt hatte, übergab sie sie der Fürsorge einer ihrer Kammerfrauen und trug ihr auf, dahin zu sehen, daß es der Jungfrau in ihrem Quartiere an nichts fehle, und daß sie mit größter Auszeichnung behandelt werde.

Als die Damen aus dem Speisesaale weggegangen waren, blieben Lord Dacre und die beiden Grafen noch eine Zeit lang, nachdem die andern Cavaliere sich entfernt hatten, zur Berathung zusammen, und als sie endlich aus einander gingen, war Lord Dacre selbst zufällig der Letzte, der den Saal verließ; und nun bemerkte er nahe am Eingange eine Bandschleife, rosenroth mit Gold, welche er sogleich als dieselbe erkannte, die er an Gertrud's Kleide auf der Schulter befestigt sah, und unwillkührlich bückte er sich, sie aufzunehmen, indem er ohne Zweifel die Absicht hatte das Kleinod der Jungfrau bei einer passenden Gelegenheit wieder zuzustellen, und der hochherzige Edelmann bewahrte das Kleinod mit treuer Gewissenhaftigkeit, denn er schob es sorgfältig in seinen Busen.

Elftes Kapitel.

Am folgenden Tage herrschte gewaltiges Kriegsgetümmel im Schlosse Raby; die zahlreiche Besatzung beschäftigte sich schon lange vor der Morgendämmerung mit thätigen Vorkehrungen zum Feldzuge. Sobald der Tag anbrach, kam auch Sir Philipp Wynyard mit einer Kriegerschaar von York her, um die beiden Grafen und Lord Dacre vor den Statthalter zu fordern. Der Schloßwart wurde beauftragt, dem Ritter zu eröffnen, daß der edle Nevil sehr erfreut sein würde, ihn bei der Morgenmahlzeit bei sich zu sehen; allein die bewaffneten Soldaten der Königin Elisabeth in sein Schloß einziehen zu lassen, das sei eine Maßregel, welche der Graf durchaus nicht zugeben könnte, so lange sie die schlechten Rathgeber um ihre Person duldete, die ihr Argwohn gegen ihre treuesten Diener eingeflößt und sie dazu bewogen hätten, ungnädig gegen sie zu verfahren. Da Sir Philipp aus dieser Botschaft die Folgerung ziehen mußte, daß der Graf bereits auf seiner Hut wäre, hielt er es für gut, jede Erweisung gastlicher Freundlichkeit zu

Raby abzulehnen, und indem er seinem Pferde die Sporen gab, ritt er mit seinen Begleitern in aller Geschwindigkeit den Weg nach York zurück. Unterdessen strömten während der ersten Morgenstunden Haufen von des Grafen Dienstmannen ins Schloß, dem Rufe ihres Lehnsherrn zu gehorchen. Vor Mittag stand eine Reiterschaar bereit, die Grafen nach Durham zu begleiten, welche Stadt sie zuerst zu besetzen beabsichtigten; ein anderer Trupp von achthundert Reisigen schickte sich an, Lord Dàcre nach Tutbury zu folgen, wohin er dem entworfenen Plane gemäß sogleich eilen sollte, um die Königin von Schottland zu befreien.

Es war ein sonnenheller, kalter Tag, und die beiden Gattinnen mit den Edelfrauen und Fräuleins, in ihrer Gesellschaft die Tochter des Kaufmannes mit eingeschlossen, begaben sich auf einen der Thürme, welche sich zur Seite des Haupteingangs in das Schloß befanden, um den kriegerischen Zug der Grafen, wie sie unten aus den Höfen heraus marschirten, bequem in Augenschein nehmen zu können. Mit den Edelfrauen und Fräulein bestieg auch der fromme Priester, Vater Cuthbert, diesen Thurm.

Gertrud war schon mit der Gräfin von Westmooreland innig vertraut geworden, deren unerschrockener Geist sich freute, eine gleichgestimmte Seele gefunden zu haben.

„Kommt näher heran, edle Jungfrau!“ sagte sie, und zog sie dicht an die Brustwehr der Thurmzinne; „und Du wirst hier einen Anblick haben, der ein muthiges Herz entzücken muß!“

Allerdings war es eine herrliche Aussicht, die sich hier vor Gertruds Augen ausbreitete; weit über die Landschaft hin spielten die kurzen Sonnenstrahlen der Jahreszeit, indem sie den Kirchthurm des nahegelegenen Dorfes Staindrop mit einem blassen Karmoisinroth färbten und in langen, aber gebrochenen Lichtstreifen unter den schwarzen Gruppen entlaubter Bäume hinschossen, die auf den Feldern rings um das Schloß her zerstreut waren, während hie und da das frischere Grün an den dichtstehenden Harzbäumen, den schlanken Tannen, oder den Epheuranken glänzte, die manche alte Eiche wie ein Mantel umkleideten. In den Schloßhöfen war Lärm und Gewühl der Abziehenden; da wieherten und stampften die Rosse, da weheten Federbüsche und Fähnlein, da schimmerte die blanke Rüstung der Ritter und Edlen. Obenher erhoben sich auch in hohen Abstufungen die Thürme und Zinnen des Schlosses, der prächtige Zwinger und das schmale Thürmchen; Alles prangte in reicher, fantastischer Architektur, Alles machte einen einfach erhabenen Eindruck, die breite Brustwehr, der gleichsam in der Luft schwebende Gang von Thurm zu Thurm, das

hohe Fenster mit seiner üppigen durchbrochenen Arbeit, die ganz so aussah, als ob des Künstlers Hand das schöne Werk aus weichem Mörtel und nicht aus hartem Gestein geformt hätte, und dabei in blendender Gluth seines gefärbten Glases, eben so merkwürdig, wie die Bogenverzierungen; während in den Thürmchen die Sonnenstrahlen nur durch ein Paar schmale Spalten schräg hindurchfielen.

„Jetzt, jetzt!" rief die Gräfin von Westmoreland aus, als der erste Trupp der Dienstmannen ihres Gemahls durch die Schloßthore herauszog, und die Standarten der Nevils mit dem dunkelbraunen Stier in der Luft flatterten. Diese Leute waren eine Schaar Lanzenträger, die stählerne Bügel vorn und hinten an ihren Sätteln hatten und Brustharnische und Panzerhemden trugen; sie ersetzten die sogenannten Gensd'armen, wie man sie in früheren Zeiten hatte. Nach diesen Leuten kamen die beiden Grafen, an der Spitze von hundert Reisigen, lauter Cavaliere von Geburt, prachtvoll gewappnet und beritten; aber der Glanz ihrer Rüstungen wurde durch die ihrer hohen Anführer verdunkelt; Nevil saß auf einem kohlschwarzen Schlachtrosse, sein Panzer war von polirtem Stahl, reich und kunstvoll mit Gold ausgelegt; sein Visir trug er offen, und ein hochwallender Federbusch, scharlachroth und weiß, wehete auf seinem Helme.

Der Graf von Northumberland ritt einen Apfelschimmel; wie sein Kampfgenosse war er in voller Rüstung, eine schwere silberne Kette hing um sein Halsstück, und der blaue Stahl von den Beinschienen bis zum Kragen war reich mit gravirter Arbeit von demselben Metalle geziert, während er auf seinem Helme einen blau und weißen Federbusch trug. Zwei Standartenträger folgten dem Grafen; der eine trug sein Banner mit dem Halbmonde, dem Wappen der Percy; der andere aber entfaltete eine Standarte, die in rothem Felde drei silberne Kammmuscheln führte. Gertruds Herz schlug etwas rascher, als sie diese Standarte im Winde flattern sah, und sie lehnte sich über die Zinnen vor, die Krieger, die zunächst aus den Schloßthoren herauszogen, mit neugierigem Auge zu betrachten. An der Spitze einer schönen Abtheilung von Reisigen ritt Leonhard Dacre, bewaffnet, wie die Grafen, außer daß sein Helm für den Augenblick an seinem Sattelknopfe hing, und statt dessen trug er eine scharlachrothe Mütze von gesticktem Tuch. In seiner rechten Hand führte er eine Lanze mit einem Fähnlein von derselben Farbe, und als Gertrud von dem Thurme auf ihn niederblickte, dachte sie, welch ein edler Stolz jetzt aus seinen Augen strahlen müßte, wenn er das Banner seines tapfern Geschlechts so kühn und frei vor sich her wehen sähe. Hinter Lord Dacre

ritten die Letzten dieser heldenmüthigen Schaar, angeführt von dem ehrwürdigen Norton, der in seinen Händen eine Standarte trug, die Allen noch viel majestätischer erschien, als die Wappen der altadeligen Nevils, oder der stolzen Percy, oder der tapfern Dacres. Wie Lord Dacre war auch er ohne Helm, und seine grauen Locken flatterten in dem scharfen Winde.

Als Leonhard durch das Thorweg sprengte, hatte sich sein Trupp rechts herumgeschwenkt, und er hatte die Lanze, die er in der Hand trug, vor den Edelfrauen und Fräulein auf dem Thurme gesenkt. Aber in Ehrfurcht neigten sie ihr schönes Antlitz, als der greise Norton erschien, denn die Standarte, die er trug, zeigte das Bild des Weltheilands mit seinen bluttriefenden Wunden.

Die beiden Schaaren, die, welche von Lord Dacre nach Tutbury geführt werden sollte, und die andere, an deren Spitze die Grafen und Richard Norton standen, theilten sich jetzt und rückten nach einer schnell bewerkstelligten Entwicklung ihrer Reihen in eine dichtgeschlossene besondere Colonne zusammen. Nun machte der Graf von Westmooreland, nachdem er sich dem Schloßthore genähert hatte, ein vorher verabredetes Zeichen, und Vater Cuthbert ertheilte mit ausgestreckter Hand der unten versammelten Menge den Segen; und während der Segen gesprochen ward, neigten Ritter

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

und Edle, Vornehme und Geringe ihr Haupt in Ehrfurcht.

Als aber der schwarze Talar des Priesters wiederum hinter die buntfarbigen Anzüge der Edelfrauen getreten war, schmetterten Drommetenstöße durch die Luft, das Feldgeschrei ward ausgegeben und Lord Dacre's Standarte vorwärts getragen; seine tapfere Schaar von achthundert Lanzen trabte durch die Gehölze von Raby. Es war ein erhebender Anblick, sie zwischen den dunkeln Baumgruppen hindurchblitzen und dann sofort ins offene Feld hinausziehen zu sehen, während ihre stählernen Pickelhauben und ihre schroff emporstarrenden Lanzen in der Morgensonne schimmerten, und das rothe Banner ihres Anführers stolz im Winde wallte. Dann verbarg sie zum Theil ein vorspringender Hügel, bald aber sah man das Banner wieder auf der Höhe flattern. Aber das Banner war in der Ferne schon zu einem unmerklichen Pünktchen geworden, und der letzte Drommetenstoß lange in der Luft verklungen, ehe Gertrud Harding ihre Augen nach der Stelle hinwandte, welche die Blicke ihrer Gefährtinnen besonders auf sich gezogen hatte. Als sie nach der Colonne hinsah, die von den beiden Grafen angeführt ward, weheten ihre Federbüsche, und ihre Rüstung funkelte von fern.

Ende des zweiten Theils.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die Lebens-Lotterie.
Von
der Gräfin Blessington.
Uebersetzt von
Wilhelm du Roi.
3 Bde. 8. 1843. Velinpapier.

Leidenschaft und Grundsatz.
Von
Fr. Chamier,
übersetzt von
W. Schultze.
4 Bde. 1843.

Tippo Saib.
Nach
Capitain Meadow's Taylor,
aus dem Englischen übersetzt
von
Dr. Fr. Steger.
3 Bde. 8. 1843.

De Gouvernante.
Von
Lady Blessington.
Aus dem Englischen übersetzt
von
Dr. Fr. Steger.
2 Bde. 1840. br

Die einzige Tochter.
Roman.
Aus dem Englischen übersetzt
von
Dr. Fr. Steger.
3 Bde. 1839. broch. 4 Thlr.

Der Förster.
Ein Zeit- und Sittengemälde aus
dem Jahre 1688,
von
Marie Louise Boyle.
Nach dem Englischen bearbeitet
von
Hofrath Dr. G. F. L. Petri.
Drei Bände.
1843. Velinpapier.

Der Herzog.
Roman aus der Gesellschaft.
Von
Mistreß Grey.
Aus dem Englischen übersetzt
von
W. Schultze.
3 Bde. 1840. br.

G. W. M. Reynold's
Pickwick in der Fremde,
oder:
Die Reise in Frankreich.
Aus dem Englischen übersetzt
von
Dr. L. Herrig.
Mit Federzeichnungen nach Phiz.
4 Bde. 1841. broch. 2 Thlr. 12 Sgr.

Die Frauenschule.

Von d. Verf.

von „die einzige Tochter"

übersetzt von

W. A. Neumann.

3 Bde. 1843.

Charles O'Malley

der irische Dragoner.

Von

Harry Lorrequer.

Ueberſetzt von

C. K. Frei.

5 Bde. 1843.

H. Lorrequer, dessen lebensfrische Schilderungen ihn schon längst zum Liebling des engl. Publikums machten, wurde durch dieses Werk zuerst in Deutschland eingeführt.

Die

Grafen Königsfeld.

Eine Familiengeschichte

vom Verf. von

„die Mahleiche" — „der Brautkranz" — „das Pfarrhaus" ꝛc.

2 Bde. 1844.

Novellen

von

Henriette Wilke.

Elfter Band

enth. „der Pfarrhof zu Norderhug" — „die Seeräuber von Rügen."

8. 1844.

Das Pfarrhaus.

Eine Familiengeschichte.

Vom Verf.

„die Mahleiche" — „der Brautkranz" ꝛc.

2 Bde. 1843.

W. R. Griepenkerl.

Das Musikfest,

oder:

Die Beethovener.

Novelle.

Zweite mit einer Einleitung und einer musikalischen Zugabe G. Meyerbeers vermehrte Ausgabe. 1841. 21 Sgr.

Druck von Fr. Krampe in Braunschweig.

566

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stewart, Elizabeth M.

Lord Dacre von Gilsland Von M. Elisabeth Stuart. Aus dem Englischen von V. F. L. Petri

Bd.: 2

Braunschweig 1845

P.o.angl. 410 nd-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10750374-1